DAS ZIEL

AUFRUFE ZU TÄTIGEM GEIST

Herausgegeben von Dr. Kurt Hiller

HEINRICH MANN: Geist und Tat
HANS BLÜHER: Die Untaten des bürgerlichen Typus
RUDOLF KAYSER: Krieg und Geist
LEONARD NELSON: Vom Beruf der Philosophie unserer Zeit für die Erneuerung des öffentlichen Lebens
KURT PESCHKE: Rechtsphilosophie
ALFRED KERR: Aufgaben für die Friedenszeit
MAX BROD: Organisation der Organisationen
EDUARD DAVID, M. d. R.: Der Krieg und das Bevölkerungsproblem
FRANZ WERFEL: Brief an einen Staatsmann
LUDWIG RUBINER: Die Änderung der Welt
GUSTAV WYNEKEN: Schöpferische Erziehung
RUDOLF LEONHARD: Die Sezession der Universität
WALTER BENJAMIN: Das Leben der Studenten
ERNST JOËL: Kameradschaft
HEDWIG DOHM: Der Friede und die Frauen
ALFRED WOLFENSTEIN: Weiberdämmerung
ARTHUR DREY: Zeit gegen Zeit
KURT HILLER: Philosophie des Ziels

MÜNCHEN 1916 BEI GEORG MÜLLER

DAS ZIEL

AUFRUFE ZU TÄTIGEM GEIST

Dritte Auflage

DAS ZIEL

AUFRUFE ZU TÄTIGEM GEIST

HERAUSGEGEBEN VON KURT HILLER

MÜNCHEN UND BERLIN 1916
GEORG MÜLLER VERLAG

INHALT

Seite

Heinrich Mann: Geist und Tat 1
Hans Blüher: Die Untaten des bürgerlichen Typus 9
Rudolf Kayser: Krieg und Geist 31
Leonard Nelson: Vom Beruf der Philosophie unserer Zeit für die Erneuerung des öffentlichen Lebens 37
Kurt Peschke: Rechtsphilosophie 56
Alfred Kerr: Aufgaben für die Friedenszeit 67
Max Brod: Organisation der Organisationen 71
Eduard David, M. d. R.: Der Krieg und das Bevölkerungsproblem 80
Franz Werfel: Brief an einen Staatsmann 91
Ludwig Rubiner: Die Änderung der Welt 99
Gustav Wyneken: Schöpferische Erziehung 121
Rudolf Leonhard: Die Sezession der Universität 135
Walter Benjamin: Das Leben der Studenten 141
Ernst Joël: Kameradschaft (ein Brief) 156
Hedwig Dohm: Der Friede und die Frauen 167
Alfred Wolfenstein: Weiberdämmerung 171
Arthur Drey: Zeit gegen Zeit 178
Kurt Hiller: Philosophie des Ziels 187

Die wichtigsten Schriften der Mitarbeiter 219

Der Aufsatz von Heinrich Mann erschien zuerst in der Zeitschrift „Pan" (I. Jahrgang, 1910/11), der von Eduard David in der Zeitschrift „Die Neue Generation" (X. Jahrgang, 1914).

Betont sei, dass „Die Änderung der Welt" und „Philosophie des Ziels", Arbeiten, deren Übereinstimmung manchmal bis in die Formel geht, ganz unabhängig voneinander entstanden sind: fast zu gleicher Zeit und in zwei verschiedenen Ländern.

Geist und Tat

von

Heinrich Mann

I

Von allen, die je schrieben, hat den grössten, greifbarsten Erfolg Rousseau gehabt. Wer ist er? Ein trauriger Figaro, der nichts liebt als seine Leidenschaft und tiefernst genommen werden will. Ein Landstreicher, der ein Volk sucht und einen Staat erträumt. Ein Kranker, der sich nach guter, gesunder Natur sehnt. Ein Menschenfeind, der mit einer fernen, geläuterten, geistigen und gütigen Menschheit rechnet. Ein Feind der Privilegierten, der Gräfinnen begehren muss; der die eigene Niedrigkeit, die eigenen Laster hasst und sich, unfähig, je dem Schlamm zu entrinnen, immer von neuem mit den Tränen und Gesichten der Seele reinigt, seine ausgesetzten Kinder in einem Roman erzieht, seine schöne Liebe in einem Roman liebt; der so gerecht und wahr in seinem Roman vom Staat ist, dass ein ganzes Volk von diesem Augenblick ab sich gerecht und wahr will, und über sein armes Leben hinaus ein so verklärter Kämpfer ist, dass nun ein ganzes Volk, das geistigste und tätigste, das je da war, seinen Kampf weiterkämpft.

Seine idealistischen Romane fanden ein Volk von Lesern, das sie darstellte. Dies Volk machte die Revolution nicht, solange es nur hungerte: es machte sie, als es erfuhr, dass es eine Gerechtigkeit und eine Wahrheit gebe, die in ihm beleidigt seien. Auch seine Nachbarn erfuhren es; aber obwohl

sie nicht weniger hungerten, handelten sie doch nicht. „Revolutionen sind selten", sagt Napoleon, „weil das menschliche Leben zu kurz ist. Jeder denkt bei sich selbst, es lohnt sich nicht, die bestehende Ordnung umzustürzen." Die Franzosen von 1790 dachten, dass es sich lohne. Ihre feurige Naivität, ihr Glaube an den Geist machte sie fähig, den Traum eines Dichters auf die Erde herabzureissen. Und war es nur der Augenblick, als die Grenzen der Provinzen fielen, der Adel abdankte, auf weiten Feldern die Zehntausende der Föderationen sich Liebe schwuren; als Bauern einander sagten, dass die Revolution nicht Frankreich gehöre, sondern der Menschheit, und Abgesandte aller Völker herbeizogen, um der französischen Nation Ehre und Bruderschaft zu entbieten: dieser einzige Augenblick, den so viel Blut bezahlt hat, warf dennoch über die Jahrhunderte voraus den märchenhaften Schein, der sie nun weniger trostlos macht. Nur noch eins gilt seitdem für die Menschheit: diesem vorweggenommenen und entflogenen Augenblick nachdrängen, ihn wieder einholen. Die Geschichte hat keinen anderen Sinn mehr, als jener grossen Stunde Dauer zu geben und dem Geist, der das Geschlecht jenes Jahres beseelte, die Welt zum Körper. Was entgegensteht, alle verzögernden Mächte, jeder Triumph ungerechter Gewalt wird zum Zwischenfall vor der Ewigkeit des Geistes, der damals aufleuchtete. Aber ein Volk war nötig, das sich hingab, ihn darzustellen. Und das ihm Treue hielt. Das seit hundert Jahren Irrtümer und Zusammenbrüche nicht scheut, Despotismus und Niederlagen, Bruderkrieg und grausame Rückschläge übersteht, um nach jeder Wirrsal und Erschlaffung eine Etappe weiter zu gelangen auf dem Wege, den der Geist befiehlt. Ein Volk musste geschaffen sein, für den Geist zu streiten, musste die Ratio militans selbst sein. Die Notwendigkeit der Dinge? Die „Entwicklung"? Sie wird in aller Welt nie etwas anderes zeitigen, als ein Mindestmass von Lebensmöglichkeit. Nicht Freiheit: nur Lebenkönnen. Nicht Gerechtigkeit: nur Lebenkönnen. Nicht Menschenwürde: nur Lebenkönnen. Auf die Entwick-

lung bauen, heisst sich der Natur anheimstellen; und noch niemand sah sie verschwenden. Der Geist, die Revolte des Menschen gegen die Natur, ihre Langsamkeit und Härte: der Geist, der in einer Stunde den Himmel verschenkt, verschwendet Generationen für einen Funken vom Brand des Ideals. Ein Volk war nötig, das sich ihm darbrachte und von dessen stolzem Opferwillen die anderen leben konnten.

Sie haben es leicht gehabt, die Literaten Frankreichs, die, von Rousseau bis Zola, der bestehenden Macht entgegentraten: sie hatten ein Volk. Ein Volk mit literarischen Instinkten, das die Macht bezweifelt, und von so warmem Blut, dass sie ihm unerträglich wird, sobald sie durch die Vernunft widerlegt ist. Was alles musste zusammenkommen, damit dem Geist Krieger erstanden! Nordische Menschen, vom Blut und noch mehr von der Kultur des Südens durchdrungen. Die Synthese Europas. Das Geschlecht mächtig wie im Süden, aber die ganze Künstlerschaft, die es verleiht, auf den Geist geworfen. Der Geist ist hier nicht das luftige Gespenst, das wir kennen, — und drunten trottet plump das Leben weiter. Der Geist ist das Leben selbst, er bildet es, auf die Gefahr, es abzukürzen. Möglich immerhin, dass Gerechtigkeit das Leben beeinträchtigt, und dass Wahrheit zu Abgründen führt. Liesse sich denn nicht auskommen unter einer überlieferten Herrschaft, angesichts der Vorrechte einiger, bei der formalen Unterworfenheit unter einen längst abgestossenen Glauben? Man könnte geniessen, erraffen, was die Mächtigen übriglassen, könnte, seines heimlichen Wissens und gepflegten Innenlebens froh, abwarten, dass die Zeit von selbst reif wird. Hier aber ist ein Volk, das die erhaltenden Lügen verachtet. Das es verschmäht, ein Leben hinzufristen, über das sich nicht ungestraft nachdenken liesse. Die Pflege der Persönlichkeit scheint ihm eitel, wenn sie nicht um sich greift, erobert und beglückt. Kriegerisches Wohlwollen ist hier und generöser Leichtsinn. Sie haben nicht gefragt, diese Franzosen, wohin der Vernunfttraum eines Dichters, eines fragwürdigen Kranken, sie führen werde.

Sie haben nach ihm gehandelt, weil er ihnen auf einmal die Welt erhellte; haben alles durch ihn erfahren, Schuld, Sieg, Busse — und sind, arme menschliche Tiere wie alle anderen, weil sie den Mut hatten, sich zu begeistern, dennoch der Vergeistigung näher gelangt: haben im Ganzen der Nation einen Ausgleich und Gewinn errungen an Menschenwürde und sittlicher Kraft. Mögen sie, kaum, dass ein Freiheitskampf beendet, sich in neuen Ketten sehen, mögen Freiheit und Gerechtigkeit zurückweichen vor dem, der ihnen entgegengeht, und erst mit dem letzten Atemzug der Menschheit erfüllt sein: wenigstens verbaut hier nicht mehr die eiserne Wand der Autorität die Zukunft. Kein Machthaber hält sich fortan gegen den Geist, dessen Strom ihn herauftrug und hinwegraffen wird . . . „Die französischen Soldaten können ihre Vernunft gebrauchen", sagte Napoleon. „Drum sind sie weiches Wachs in der Hand dessen, der sie bei ihrer Vernunft fasst; und doch sind sie die unerschrockensten der ganzen Welt." — Die Geistesführer Frankreichs, von Rousseau bis Zola, hatten es leicht, sie hatten Soldaten.

II

In Deutschland hätten sie es schwerer. Sie hätten es mit einem Volk zu tun, das leben will, nichts weiter. Niemand hat gesehen, dass hier, wo so viel gedacht ward, die Kraft der Nation je gesammelt worden wäre, um Erkenntnisse zur Tat zu machen. Weder die Abschaffung ungerechter Gewalt, noch die Befreiung von den Ansprüchen eines lächerlich gewordenen Glaubens hat Hände bewegt. Man denkt weiter als irgendwer, man denkt bis ans Ende der reinen Vernunft, man denkt bis zum Nichts: und im Lande herrscht Gottes Gnade und die Faust. Wozu etwas ändern. Was anderswo geschaffen, hat man in Theorien schon überholt. Man lebt langsam und schwer, man ist nicht bildnerisch genug begabt, um durchaus das Leben formen zu müssen nach dem Geist. Mögen neben und über den Dingen die

Ideen ihre Spiele aufführen. Wenn sie hinunterlangten und eingriffen, sie würden Unordnung und etwas nicht Absehbares stiften. Man klammert sich an Lüge und Ungerechtigkeit, als ahnte man hinter der Wahrheit einen Abgrund. Das Misstrauen gegen den Geist ist Misstrauen gegen den Menschen selbst, ist Mangel an Selbstvertrauen. Da jeder Einzelne sich lieber beschirmt und dienend sieht, wie sollte er an eine Demokratie glauben, an ein Volk von Herren. Die angestammten und bewährten Herren mögen manchmal, unbeleckt wie sie sind, der hochgebildeten Nation auf die Nerven fallen: mit ihnen aber ist sie gewiss, zu leben, sicherer zu leben als die, die nur der Geist führt. Auch beherrschen sich diese Herren und werden schwerlich der Überspannung der Gewalt verfallen, die Explosionen schafft. Das extrem Tyrannische ist hier so unwahrscheinlich wie die Gleichheit. Keine Grausamkeit, aber auch keine Liebe. Nirgends liegen zwischen den Klassen solche Eisberge von Fremdheit. Man liebt einander nicht und liebt nicht die Menschen. Die Monarchie, der Herrenstaat ist eine Organisation der Menschenfeindschaft und ihre Schule. Die Masse der Kleinen, die hier wie überall die grössere Wärme des Geschlechts enthält, wird zu entlegenen Hoffnungen verdammt und verdorben für die tätige Verbrüderung, die ein Volk gross macht. Kein grosses Volk: nur grosse Männer. Was es hat an Liebe und allen Ehrgeiz, alles Selbstbewusstsein setzt dies Volk in seine grossen Männer.

Seine grossen Männer! Hat man je ermessen, was sie dies Volk schon gekostet haben? Wieviel Talent, Entschliessungskraft und adliger Sinn unterdrückt worden ist, was an Demut, Neid, Selbstverachtung gezüchtet ward, und was versäumt ward in hundert Jahren an der Nivellierung, der moralischen Höherlegung der Nation, damit in unermesslichen Abständen je ein Manneswunder und Ausbund aller Herrlichkeit erscheinen konnte, übermästet von der Entsagung ganzer Geschlechter und dem lebenden Dünger der Nation entsprossen wie eine tierisch fette Zauberblume. Nun

liegt und betet an! Ihr, die schaffende Macht nicht kennt, braucht nicht zu wissen, wie es um die Mächtigen steht, und dass auch der Grösste, gerade der Grösste, nur in den Stunden gross ist, da er schafft: dass die Verehrung seiner Person eine leere Puppe trifft. Wieviel tote Zeit im Leben des grossen Mannes, da er sich ausgeleert und klein weiss. Wieviel Schwindel und gewaltsame Überhebung, um tagein tagaus zu vertreten, was er zuweilen war. Welch wahnwitzige Selbstsucht, von der Masse derer aufgehäuft, die abdanken in seine Hand. Welche Entfernung vom Menschlichen, welche Vereisung. Was für Leiden auch, Überreiztheit und Angst des Zusammenbruchs. Was für schaurige Einblicke eines, der absolut zu sein hat, ins Nichts. Er saugt nicht nur Tatkraft und Stolz seines Volkes in sich auf, der grosse Mann: er kauft ihm auch die Abgründe ab, vor denen das wohltemperierte Dasein der Gewöhnlichen zurückschreckt . . . Aber das dürfte nicht sein, und er dürfte nicht sein. Ein Volk von heute hat kein Recht auf so grosse Männer. Es hat kein Recht, sich von ihnen der Selbstbestimmung entheben, korrumpieren, gar anstecken zu lassen und sich, Wollwarenfabrikant oder Schmock, ein Übermenschentum einzureden, während noch sein Menschentum rückständig ist.

Der Letzte aber, dem all diese Verirrung und Feigheit erlaubt wäre, der Mensch des Geistes, der Literat: gerade er hat sie geweiht und verbreitet. Seine Natur, die Definition der Welt, die helle Vollkommenheit des Wortes, verpflichtet ihn zur Verachtung der dumpfen, unsauberen Macht. Vom Geist ist ihm die Würde des Menschen auferlegt. Sein ganzes Leben opfert der Wahrheit den Nutzen. Die Erscheinung löst er auf, vermag das Grosse klein zu sehen und im Kleinen das durch Menschlichkeit Grosse: dergestalt, dass ihm Gleichheit zur letzten Forderung der Vernunft wird . . . Gerade er aber wirkt in Deutschland seit Jahrzehnten für die Beschönigung des Ungeistigen, für die sophistische Rechtfertigung des Ungerechten, für seinen Todfeind, die Macht. Welche seltsame Verderbnis brachte ihn dahin? Was er-

klärt diesen Nietzsche, der dem Typus sein Genie geliehen hat, und alle die, die ihm nachgetreten sind? Ist es der überwältigende Erfolg der Macht, den diese Zeit und dies Land sahen? Die Hoffnungslosigkeit, die eigene Natur durchzusetzen, heute und hier? Der Drang zu wirken, sei es gegen sich selbst: durch Steigerung und Verklärung des Feindes, als bewunderter Anwalt des Bösen? Ist es die perverse Abdankung des allzu Wissenden, der sich im schlechten, unbewussten Leben wälzt wie ein entflohener Sträfling? Vom tragischen Ehrgeiz bis zu elender Eitelkeit, von der albernen Sucht, besonders zu sein, bis zum panischen Schrecken der Vereinsamung und dem Ekel am Nihilismus: die abtrünnigen Literaten haben viele Entschuldigungen. Sie haben vor allem eine in der ungeheuerlich angewachsenen Entfernung, die, nach so langer Unwirksamkeit, die deutschen Geister vom Volk trennt. Aber was taten sie, um sie zu verringern? Sie haben das Leben des Volkes nur als Symbol genommen für die eigenen hohen Erlebnisse. Sie haben der Welt eine Statistenrolle zugeteilt, ihre schöne Leidenschaft nie in die Kämpfe dort unten eingemischt, haben die Demokratie nicht gekannt und haben sie verachtet. Sie verachten das parlamentarische Regime, bevor es erreicht ist, die öffentliche Meinung, bevor sie anerkannt ist. Sie tun, als hätten sie hinter sich, wofür nur die anderen geblutet haben, und massen sich die Miene der Übersättigung an, obwohl sie niemals weder kämpften noch genossen. Sie sollten herrschen, der Geist sollte herrschen, dadurch dass das Volk herrscht. Sie sollten diesem Volk das Glück vermitteln, sich wahr zu sehen, damit es sich höher achte und wärmer fühle. Die Zeit verlangt und ihre Ehre will, dass sie endlich, endlich auch in diesem Lande dem Geist die Erfüllung seiner Forderungen sichern, dass sie Agitatoren werden, sich dem Volke verbinden gegen die Macht, dass sie die ganze Kraft des Wortes seinem Kampf schenken, der auch der Kampf des Geistes ist. Ihre Vornehmheit sollte nicht Selbstkultus sein; die deutsche Überschätzung des Einzelfalles, der Auszeich-

nung geht täglich mehr gegen Vernunft und Wahrheit; sie sollte in der Kraft sein, Mass und Vorbild zu geben. Denn der Typus des geistigen Menschen muss der herrschende werden in einem Volk, das jetzt noch empor will. Das Genie muss sich für den Bruder des letzten Reporters halten, damit Presse und öffentliche Meinung, als populärste Erscheinungen des Geistes, über Nutzen und Stoff zu stehen kommen, Idee und Höhe erlangen. Der Faust- und Autoritätsmensch muss der Feind sein. Ein Intellektueller, der sich an die Herrenkaste heranmacht, begeht Verrat am Geist. Denn der Geist ist nichts Erhaltendes und gibt kein Vorrecht. Er zersetzt, er ist gleichmacherisch; und über die Trümmer von hundert Zwingburgen drängt er den letzten Erfüllungen der Wahrheit und der Gerechtigkeit entgegen, ihrer Vollendung, und sei es die des Todes.

Die Untaten des bürgerlichen Typus

von

Hans Blüher

Der Bürger

Der Bürger ist in einem Staate der eigentlich passive Teil. Das Thema seines Lebens ist die Ruhe, sein Ziel der Genuss. Bei den niedrigeren Arten von Bürger ist es der Genuss im sybaritischen Sinne, bei den höheren der Genuss des Geistes. Der Bürger in dieser belebteren Form beschäftigt sich mit Geist, er züchtet sich zu diesem Zwecke den merkwürdigen Typus des Gelehrten, der zu nichts weiter da ist, als Tatsachen zu erforschen und sie ihm in ihrer ganzen Wahrheit vorzuspiegeln. Wenn es nach dem Bürger ginge, gäbe es in der ganzen Welt keine Aufregung.

Dieser passive Teil der menschlichen Gesellschaft wird aber fortwährend von zwei Polen her bestürmt. Den einen Pol, der allein dauernd sichtbar ist, bilden die Priester und die Tyrannis. Unter Priester verstehe ich jede Art Vertreter einer konstituierten Religion, unter Tyrannis aber verstehe ich jede Form von Herrschaft, die um ihrer selbst willen da ist, mag sie nun von einer Herrenrasse oder von Advokaten, von Geldmännern oder von Lohgerbern ausgeübt werden. Tyrannis hat demnach an sich nichts mit Grausamkeit zu tun, sondern nur mit einem Missbrauch der obersten Staatsdienerschaft. Von diesem einen Doppelpole aus, der durch die politisch rechtsstehenden Parteien vertreten wird, bekommt das Leben des Bürgers jenen accent aigu, welcher

ansagt, dass es über der Lustfärbung des freudigen Daseins eine Pflichtbetonung gibt. Dass es heilige Dinge gibt, mit denen man sich nicht „beschäftigen" darf, sondern die man ernst nehmen muss; also Gott, den Kaiser, das Vaterland, das Volk.

Und der andere Pol? Dieser liegt ganz verborgen. Wenn er überhaupt hervortritt, so will es das Schicksal — oder vielmehr der Gegenpol — dass sein Gesicht schon gefälscht ist. Gemeint ist der *unabhängige Denker*, der irgendwie auch immer Täter ist. Hierhin gehört der Fall Sokrates, und sicherlich auch der Fall Catilina, den der schwatzhafteste Bürger der Weltliteratur mundtot machte. Der unabhängige Denker unterscheidet sich dadurch vom Bürger, dass er den Geist ernst nimmt. Er steigt nicht heute mit Nietzsche auf Eishöhen, um morgen den ganzen Tag mit Maeterlinck in Bienengärten zu heulen, und am dritten Tage beide gleicherweise für höchst geistvolle Männer zu halten: sondern er verwirft den einen und hängt dem andern an. Er fällt Entscheidungen von möglichster Härte, er hat Stil uud Haltung. Dies also genau wie sein Widerpart vom priesterlich-tyrannischen Ufer. Er hat wie Jene die heldische Ereiferung für das, was er für gut hält, und er kann dafür sterben, aber: er hält keine *Dinge* heilig. Man nennt Jene, die das tun, samt ihrer Gefolgschaft Idealisten, im guten Gegensatz zum merkantilen Menschen, weil sie für eine Idee leben. Aber wenn sich die Heiligkeit einer Idee von heiligen *Dingen* ableitet, die an sich festliegen, so ist die daraus gefolgerte Lebenshaltung nicht Idealismus, sondern immer noch Fetischismus. Der Ableitungsgrund für die Heiligkeit einer Sache muss vielmehr selber ideenhaft sein, nur dann ist der Idealismus vollkommen und echt. Wenn Gott ein Ding ist, also etwas Seiendes und Bestehendes, wenn es Gott *gibt*, — wie die Priester sagen — so kann Gott nicht heilig sein, und der Mensch, der an ihn glaubt, hat keine Religion; er ist nur Götzendiener. Der unabhängige Denker und seine Partei des Geistes lehnt es daher ab, sich auf Dinge zu verpflichten, die

nur Dinge sind. Wobei auch die physischen Zuständlichkeiten mit zu den Dingen rechnen.

Zwischen Priester und Empörer ist daher das Leben des Bürgers eingekeilt, beide beunruhigen ihn, beide bilden ihn, sie sind letzten Endes die vires formativae der menschlichen Gesellschaft. Eine einzige Leistung geistespolitischer Art muss dem Bürger aber als Verdienst angerechnet werden. Gegenüber den bedrückenden Tendenzen der rechtsstehenden Kulturtypen betont er — der sich ja mit allem beschäftigen will — die Freiheit der Meinungsäusserung. Niemand darf um seiner Überzeugung willen gehängt oder entbrotet werden. Der Liberalismus, so heisst diese politische Richtung, bleibt ein Verdienst des Bürgers und kann nicht mehr ausgeschaltet werden. Und er ist unter allen Umständen der natürliche Bundesgenosse des unabhängigen Denkers. Aber schon im Aufleben dieser Gesinnung zeigt sich ein schlimmer Keim: wenn alle Menschen sich daran gewöhnen, alles Geistige hinzunehmen, alles als in seiner Art berechtigt zu dulden, — — wie ergeht es dann dem Geist . .? Die Menschen werden geschont, aber *er*, auf den es ankommt? Schreitet der Geist fort, indem er sich häuft, wie das Korn, oder — indem er kämpft? Indem er kämpft. Nicht die sind die Geistigen, die den Geist dulden, sondern die, welche eine Form des Geistes bejahen, scharf bejahen, die andere, ihr entgegengesetzte, verneinen. Es kommt auf Haltung und Entscheidung an. Man muss intolerant sein. Und hier soll gezeigt werden, wie man den Anschluss an die wichtigsten Entscheidungen des Geistes versäumt, wenn man Bürger ist. Mit Liberalismus allein ist nichts getan; er ist nur selbstverständlich und schützt die Person. Es gilt die Tat. Man muss Europäer sein, ein Aufständischer, sonst hat man keinen Geist. Man darf sich nicht wohlwollend mit neuen Ideen beschäftigen. Am anderen Ufer stehen, darauf kommt es an; den Bürger beunruhigen, seine untreue Hingabe heute an diesen morgen an jenen „Geist" ihm vergällen.

Wir haben noch dem Veto edelkonservativer Gesin-

nungen zu begegnen, die alles Bestehende tabuieren: jenem Historismus, der einen Staats-Zustand deswegen bejaht, weil gewisse sichtbare Komponenten, die zu ihm führten, eine lange, deutliche und deswegen „vernünftige" Geschichte haben, und weil im Periskop eines göttlichen Zuschauers auch das scheinbar Unerhörteste an den gegenwärtigen Dingen einen Sinn bekommt. Gnädig mag übersehen werden, dass dann auch das Unerhörte von der Revolutionsseite her „vernünftig" wird: aber in dem Satze, dass das Wirkliche vernünftig sei, heisst Wirklichkeit etwas anderes, als was der common sense — der hier einmal recht hat — darunter versteht. Platonischer Quietismus besorgte jene Umschaltung von „Sein" in die Idee. Wir aber glauben, dass alles Wirkliche unvernünftig sei, unser Ethos verbietet es uns im Grunde überhaupt, dem Seienden gut zu sein. Wenn etwas besteht, ist, wirkt, so darf es eigentlich schon nicht mehr sein. Wir haben es längst überholt und wollen, was darüber hinausführt. Wirklichkeit ist, ethisch genommen, das, was in jedem Augenblick der Erkenntnis sein Recht auf Dasein schon verwirkt hat.

Der Bürger und seine Religion

Beim Menschen kommt es nicht darauf an, woher er stammt, sondern, was er ist. Dass sein Handeln einen überbiologischen Sinn hat, das ist das erste, was ihn von der Tierheit scheidet. Handlungen, die an den Dingen gemessen werden und an ihren Erfolgen an ihnen, sind biologische Handlungen. Aber es gibt solche, die sich trotz aller Versuche nicht einbiologisieren lassen und deren Wert ein von den Dingen abgelöster ist. Und selbst für den Fall, dass sich wirklich irgend ein ferner Nutzen an ihnen finden lässt — den der Monist schleunigst bucht —: so bleibt das Wesentliche an ihnen als Rückstand übrig, der sich im Bewusstsein des Handelnden nicht durch Ding-Erfolge auflösen lässt. Jene letzte abgelöste Beziehung vom Subjekt zur Handlung

nennen wir Ethos, in ihm liegt der Kern aller menschenwürdigen Zukunft. Das Bestehen ethischer Handlungen ist es, was den Menschen seinen Wert verleiht; in ihnen liegt die ihrem Ziel nach dunkle, ihrer Form nach helle Überzeugung, dass es auf ihn ankommt.

Es ist bekannt, dass die Popularphilosophie des Monismus folgendes unternahm: sie subtrahierte vom Menschen gerade das, was ihm wesentlich ist, um ihn ganz biologisch zu verstehen und ja keine Lücke zwischen ihm und dem nächsten Affen aufkommen lassen. Sie nahm ihn als Fortsetzung der vorangegangenen Tierreihen, was er naturwissenschaftlich gesehen auch ist, aber sie überging das, worauf es bei ihm ankommt, sein Denken. Das unmögliche und gänzlich unwahre — weil untragische — Bild des Menschen, das von ihr gezeichnet wurde, kündet sich denn auch als ausgesprochene Jammergestalt an.

Eine zweite Angelegenheit, die den Menschen ausmacht, ist die Tatsache, dass er sich über sein Dasein wundert: und beides zusammen ergibt seine Religiosität. Dass die Welt keine naturwissenschaftlich erklärbare Aneinanderreihung von Dingen ist, sondern ein Ganzes von höchst fragwürdigem Charakter, dass sie etwas ist, was von ihm, dem erkennenden Wesen, einen *Sinn* herausfordert, diese Tatsache verbindet er mit dem ethischen Antriebe in seinem Tatenwesen.

Alle Weltreligionen tragen dieses Doppelthema in sich. Unter Weltreligionen seien hier nur die Systeme verstanden, in denen die Welt in dem Sinne vorkommt, in dem sie in der Philosophie verstanden wird: die Gesamtheit aller Objekte der äusseren und inneren Erfahrung. Wo Welt noch ein geographischer Begriff ist, da haben wir es nur mit Naturreligionen zu tun. Alle wirklich tiefen Konflikte in den Religionen sind nur Verschiebungen des Akzentes von der metaphysisch-beschaulichen zur ethisch-tatenhaften Seite oder zurück. Im Brahmanentum hatte nach einem jahrtausendelangen Entwicklungsgange die religiöse Beschauung voll-

kommen über das religiöse Handeln gesiegt; der Heilige war hier ein ausgesprochener Nicht-Täter; das Ungeheuerlichste war erreicht: der Wert des Handelns war verneint, nachdem der Vedanta-Mensch durch eine endlose Reihe von Enttäuschungen gegangen war. Darum verketzerte diese reife und sonst so unbegreiflich tolerante Religion auch den Buddhismus, der den Wert des Handelns wieder hob. Das Mitleidsmotiv mit dem leidenden Weltwesen, das im vollendeten Brahmanentum gegenüber der Beschauung zurücktrat, fasste Wurzel und entzündete neue Taten. Daher der tiefe Konflikt zwischen beiden. Ebenso steht es mit dem paulinisch verstandenen Christentum — bei umgekehrtem Wege — gegenüber dem Mosaismus. Dieser ist die konsequenteste Religion des Handelns und ist in allen metaphysischen Spekulationen primitiv, sagt wenig über das Sein der Welt; die Welt ist eben von Gott „geschaffen". Das „über dem Gesetz stehen durch den Glauben" musste ein Motiv sein, das kein Jude vertragen konnte. Christus selbst hat bekanntlich in einer seiner besten Stunden der Beschauung den Vorzug gegeben gegenüber der Eifrigkeit des Handelns. Derselbe Konflikt brach später wieder aus in der Mystik und dem älteren Protestantismus gegenüber der katholischen Tatenrechtfertigung. Wo aber die Konflikte *nicht* diese Färbung haben, treffen sie auch nicht die religiöse Grundstimmung des Menschen, sie sind theologische oder moralistische Haarspaltereien.

Es gibt nichts Aufrührenderes, als dieses Zusammen von Ethos und Mythos. Denn hierin liegt das Gewaltige dieses Vernunftereignisses Religion: die Frage nach dem Wesen der Welt *kann nicht Erkenntnis werden*, obwohl, wenn sie es könnte, die Beruhigung für den Menschen die erste Folge wäre; die Autorität für das Letzte stünde unerschüttert fest. Aber der Mythos vom Weltwesen ist auch nicht bloss Mythos, weil er eben die verpflichtende Wirkung auf den letzten Sinn des menschlichen Handelns ausübt; er steht genau dort, wo in der Vernunftkritik die Antinomien stehen.

Niemand wird die Mythologie Homers, oder besser und höher die Dichtung Spittelers*), als Religion ansehen: sie sind Kunst und rühren nur an diese eine Seite des menschlichen Wesens. Das Eigentümliche und gänzlich Originale der religiösen Einstellung liegt vielmehr in jener offnen Dissonanz, die garnichts anderes sein kann, als eine solche. Es will etwas Erkenntnis werden, weil Autorität für den letzten, überbiologischen Sinn des Handelns erstrebt wird, aber es darf und kann es durchaus nicht sein. Es möchte sich an die Kunst verlieren und harmlos werden, aber auch dieser Weg ist versperrt, weil die Mythologie keine beliebige ist, nicht Sage und Märchen, sondern grundlegende Welt-Fragen der Vernunft betrifft.

Von jeher ahnte man und seit über hundert Jahren weiss man eindeutig, dass alle religiösen Vorstellungen, alle Aussagen über Weltsinn, Weltursprung, Weltende nicht Erkenntnis sein können, ja, dass sie überhaupt garnicht in die Erkenntnissphäre hineinpassen und demnach auch nicht einmal mit Wahrscheinlichkeit und Glauben etwas zu tun haben können. Hier liegt die Stelle, wo ein schlimmer Geistestypus eingreift: es ist der einzige Beruf des *Priesters*, die religiösen Hilfsvorstellungen zu Wahrheiten im Sinne von Erkenntnis umzulügen. Man versteht: damit tötet er die Religiosität; er unterbricht ihre ursprüngliche Struktur durch ein fremdes Motiv. Mit diesem gewagten und spitzfindigen Unternehmen nimmt er ihre Furchtbarkeit und Grösse. Aber diese eigentümliche vom Priester besorgte Umlügung geschieht nicht aus bloss theoretischem Interesse. Er ist nicht so harmlos wie jener Gelehrte, der eine nicht-euklidische Geometrie schrieb. Sondern er tut dies zur Erreichung von Zwecken, die ausserhalb der Religion liegen und die darum immer unreligiös sind. Der Priester ist ein ökonomischer Mensch. Er wird bezahlt für sein Priestertum und *nur* für dieses, das heisst *nur* für den Umlügungsprozess. Dieser ist conditio sine qua non für seine staatliche Unterhaltung.

*) ?? (Anmerkung des Herausgebers)

Sein Gewissen gegenüber der Religion ist daher immer betäubt. Man sehe sich einmal den Vorgang im Christentum an: das verfängliche Wörtchen „glauben" kann an sich garnichts anderes bedeuten, als das blosse Haben der religiösen Einstellung. Das ganze Bemühen des Theologengewerbes geht nun aber darauf aus, ihm den Sinn zu geben, den es in der Erkenntnistheorie hat, nämlich den eines zwar nicht gesicherten — das wäre ja trivial! — aber doch eben recht stark gemutmassten Wissens. Und die Objekte dieses Wissens, das heisst die einzelnen religiösen Vorstellungen von Gott, Weltschöpfung, Weltende, Erlösung, sind nun gerade das, was an den Religionen das Wandelbare ist. Und da der Priester diesen spitz eingefädelten Betrug bei dem kritisch gestimmten Männergeschlecht auf die Dauer nicht unterbringen kann, macht er sich an die geistig Wehrlosen, die Frauen und Kinder, und zerstört von hier aus das religiöse Pathos der Menschheit im Interesse der Mächte, die ihn gerufen haben. Er bindet das Religiöse an psychologische Vorgänge, er nimmt die weichen Stellen des Menschendaseins aufs Korn und schmuggelt damit jenes verderbliche Motiv in die Religion, das für sie selbst verheerend und für seinen Auftraggeber machtfördernd wirkt.

Die Aktionen gegen den Priester sind bisher immer unecht und halb gewesen. In unserer Zeit ist die kräftigste von der Sozialdemokratie unternommen worden. In der richtigen Erkenntnis, dass der Priester und seine Lehre Funktion der kapitalistischen Ausbeutung ist, hat sie den Kampf gegen ihn gepredigt. Aber das ist kein Kampf um den Geist, sondern ein Kampf ums Brot, und er geht uns hier nichts an. Das liberale Bürgertum wendet mechanisch seinen Grundsatz an, dass Jeder in seiner Façon selig werden könne, und kämpft nur gelegentlich gegen Pastorenüberhebung. Aber es ist ja erst eine Erfindung des Priestertums, dass die Religion etwas zum Seligwerden sei! Keinem geistigen Gebilde liegt diese Möglichkeit an sich aber ferner, als ihr. Man kann mit Wissenschaft beruhigen, man kann durch Kunst bese-

ligen, aber Religion kann immer nur aufreiben und empören. Von jeher ist es das Schicksal grosser religiöser Naturen gewesen, höchst ruhelose Geister zu sein. Und hier steckt eben das Schlimme an der bürgerlichen Toleranzpolitik. Man sehe sich die Zustände in unserem liberalen Bürgertum nur einmal an: es gibt kaum jemanden, der den Priester und seine Kirche noch ernst nimmt, die meisten verlachen ihn sogar. Aber wer kämpft? Wer tritt auch nur aus der Kirche aus? Es gibt in der Tat heute noch keine gebildete Anti-Kirchenbewegung, und der Bürger, der sich gebildet nennt, leistet sich die geistige Unanständigkeit, einem Unternehmen zinspflichtig zu bleiben, das er im Grossen und Ganzen verwirft. Er hält es für erlaubt, einer Gemeinschaft anzugehören, die wesentliche Verfälschungen am religiösen Aufbau vornimmt, nur weil er den Grundsatz hat, Jeder dürfe glauben, was er wolle, und weil er es für einen feindseligen Akt halten würde, aus der Kirche auszutreten. Aber es ist eben nötig, Feind zu sein, so bitter, wie nur möglich; man kann nicht liberal sein, wenn es sich um den Geist selber handelt.

Von wo also kommt Hilfe und Tat? Der Liberalismus ist geistige Halbwelt und tatenlos, der Marxismus ist radikal, aber geistlos. Doch die Partei des deutschen Geistes soll geistig und tatenhaft sein. Denn man wisse, was im letzten Grunde den Bürger treibt, den Priester weiter zu honorieren: der Priester bürgt ihm dafür, dass *der Heilige verhindert wird*. Und das ist wahrlich eine Kirchensteuer wert! Einen Heiligen nennen wir den letzten vollendeten Wahrmacher und Ernstnehmer eines Religionssystemes. Er unterscheidet sich vom Priester dadurch, dass er kein Geld für seine Religion nimmt. Er schliesst keine Kompromisse mit dem Kampf ums Dasein, er passt sich nicht den Forderungen der Gegenwart an, für ihn ist das Leben der Güter Höchstes nicht. Er ist Prophet, wenn er gross ist, und Sektierer in dem Rest der Fälle. — Erbleiche Bürgertum, vor *dieser* Konsequenz! Nichts ist einem Vater — von Müttern ganz zu schweigen —

fürchterlicher, als wenn sein Sohn eine grosse Folgerung zieht. Nichts ist ihm überhaupt verhasster, als die Grösse. Der Sohn soll sich mit Geist beschäftigen und natürlich auch gemässigte Religion haben. Jeder anständige Mensch, der es im Leben zu etwas bringen will, muss überhaupt eine Religion haben. Aber mit zwanzig Jahren muss er vollkommen eingebürgert sein. Nur der Kampf ums Dasein ist dann der Ernst des Lebens. Versteht man nun das grossmütige Toleranzedikt des Bürgers . . .? Wer sorgt wohl besser dafür als die Pastoren und das ganze Theologengewerbe auf den Universitäten, dass alles mit Mass geschieht und dass ja keine jugendliche Tatenlust Olymp, Ossa und Pelion aufeinandertürme! „Gehe aus deinem Vaterlande und aus deiner Freundschaft und aus deines Vaters Hause in ein Land, das ich dir zeigen will . . .!" — wer versteht es wohl besser, die Stosskraft dieses Imperativs mit einer Bergpredigt-Platitude zu hemmen, als sie! „Hinwiederum aber, mein junger Freund, hat der Herr gesagt: . . ." Wer sorgt besser dafür, dass die Religion, diese immer klaffende Wunde der Menschheit, besser und haltbarer bepflastert wird, als der gelernte Theologe . . .?

Unablässig ist daher der Bürger an ihm interessiert und unablässig bringt er Neuzüchtungen heraus. So entstand im berühmten Zeitalter des Welthandels der liberale Theologe. Ist die orthodoxe Theologie charaktervoller Trug, so ist die liberale Betrug ohne Charakter. Ihr einziges Geschäft ist die Abflachung der grossen Antinomien-Wucht durch pantheistische Unzulänglichkeiten, damit auch der merkantilste Mensch in Ruhe sein Religiönchen haben kann. Und wie muckt der Bürger auf, wenn einer dieser Seichtlinge vom orthodoxen Regime geschasst wird! Das Gelächter aller Geistigen wird einst über diese Propheten in Frack und Weste dröhnen.

Wer aber rettet nun das Letzte und Innerste der Religion vor den Kirchen und Bürgern? Nur wer den Mut hat, den Priester wirklich aus seinem Leben auszuschalten, ihm jeden

Weg in sein Haus zu verlegen, nur wer härteste Feindschaft predigen kann, wer keine Spur von Mystik mehr in sich trägt, wer keine Achtung vor historischen Mächten mehr hat, wer aber Ethos hat und ein homo religiosus ist, das heisst ein Mensch von allerhöchster Vernunft.

Das Ziel ist dunkel, wie alle grossen Ziele, nur das nächste Stück Weg ist hell. Aber ein Erfolg kann gemutmasst werden: wenn die Menschheit nicht mehr wird dazu gezwungen sein, ihre letzte und tiefste Ehrfurcht auf nutzlosen Aberglauben zu verschwenden, so wird ihre Kraft frei werden und sich auf Zukünftiges und Grosses werfen. Es wird dann keinen Unterschied zwischen Sabbath und Werktagen geben, in die der Bürger sein Leben teilt. Sechs Tage merkantil und am siebenten abergläubisch. Sondern jeden Tag kann der letzte Beruf der Menschheit drohend vor der Tür stehen, ungebändigt von Priestern und in seiner ganzen Härte. Das wirkt dann wie ein Peitschenhieb und zwingt auf unbetretene Pfade.

Der Bürger und seine Schule

Sokrates sagt einmal im platonischen Gorgias, dass, wenn ein Knabe ihn weiser machte, er es ihm danken würde; was das Lachen des Sophisten erregt. Hierin steckt eine pädagogische Situation von entscheidender Art; weiser werden heisst natürlich nicht, in irgend einem Wissensgebiete mehr hinzulernen, sondern heisst, durch Erkenntnis in eine neue Geisteshaltung geraten. In dieser möglichen Lage befindet sich jederzeit der Zögling *und der Erzieher*. Keinen Augenblick im Fortschreiten des Erziehungsprozesses ist einer von beiden davor sicher, dass der Geist ihn erfasst und revolutioniert.

Wie aber steht es mit unserer Erziehung? Ist Erziehung überhaupt möglich, wenn einer von beiden *kein freier Mensch ist?* Unter frei sei folgendes verstanden: in jedem Menschen männlichen Geschlechtes gibt es, besonders in der

Jugend deutlich fühlbar, einen Willen nach etwas, das noch nicht Vorstellung sein kann, weil das Wort noch fehlt; das Gewollte aber ist ein Zukunfts-Zustand, der noch ungeklärt ist, und die Form, in der er gewollt wird, ist nicht Lust, sondern Verpflichtung. Nennen wir dies seine ethische Seele. Nur bei Wenigen wird sie zur bewussten Gestaltung, die meisten Seelen stürzen wieder ins Unbewusste zurück, geben den Kampf auf — und nennen dann den Bezwinger „Ernst des Lebens".

Carl Spitteler hat in seinem Epos Prometheus und Epimetheus diesen Kampf dargestellt. Prometheus ist der Held, der seiner Seele treu bleibt, obwohl wir nicht erfahren, was in dieser Seele als Ziel drin steckt. Epimetheus aber passt sich an, wird König. Er hat nur noch ein Gewissen, das heisst, die korrekte Übereinstimmung mit den bürgerlichen Normen. Er ist ein durchaus anständiger Mensch, gewissenhaft, glatt und glücklich. Aber er hat seine Seele abgetan, um König zu werden, während Prometheus ihr treu bleibt, aber keineswegs darüber glücklich wird.

Es ist, wie gesagt, eine Eigenschaft der Jugend, dass sie ein klares Streben danach hat, der Seele treu zu bleiben. Wenn man die Jugend heilig nennt, so darf man es nicht deshalb tun, weil sie glücklicher ist als das Alter — was übrigens keineswegs so leichthin stimmt —, sondern weil sie eben jene grossen Antriebe, in denen alle Zukunft keimhaft geborgen liegt, noch unverkümmert in sich trägt. Der „Ernst des Lebens" ist ihr fremd. — Von wem aber wird diese Jugend erzogen? — Von einem Typus, der durchaus dem Epimetheus entspricht. Denn so ist doch wohl der Vorgang bei unseren Oberlehrern: sie legen beim Antritt ihres Amtes einen Eid ab, der sie auf eine feststehende Kulturanschauung verpflichtet. Sie müssen zu ihr im wesentlichen bejahend stehen, dürfen sich aber natürlich liberal oder konservativ verhalten. Mit dieser Festlegung ist aber ihre ethische Seele vernichtet: sie sind von nun an Unfreie. Sie erhalten eine Entschädigungssumme, die als Jahresgehalt ausgezahlt wird.

Dafür sind sie jeder grundlegenden Veränderung ihrer Geisteshaltung entzogen. Die Kulturanschauung aber, auf die sie verpflichtet sind, steht wiederum im Dienste herrschender Mächte, dieses Staates, dieser Religion, dieser Wirtschaftsordnung, dieser bürgerlichen Sitte. Die frommgläubigere Form ihrer Bejahung sichert dem Bejaher einen um so höheren Rang und eine um so höhere Entschädigungssumme. Demnach ist also die Situation, in der sich unsere heutige Schule befindet, die „fürs Leben vorbereiten" soll, durchaus und in jeder Weise dieselbe, wie die der antiken *Sophistik:* auch sie machte, wenn wir einmal vorübergehend das platonische Bild von ihr als untendenziert voraussetzen wollen, den Menschen „weise", damit er vor Gericht, im Rate und in Volksversammlungen, die Mehrheit auf seine Seite bekäme. Unsere Schule macht die Jugend zu vorgeblich gebildeten Menschen, damit sie später im Leben ihren Platz behaupten könne. Das heisst aber: die Jugend wird gleichfalls entseelt. Die Oberlehrer sind nichts weiter, als die Verführer zum Epimetheus-Typ. Gewissenhaft, glatt und glücklich soll der Mensch sein. — — Wo aber liegt die *sokratische Auflehnung*, die sich diesem Zustande entgegenstemmt?

Von zwei Seiten aus hat sich in den letzten fünfzehn Jahren so etwas ereignet: von der Jugend selbst und von einem unabhängigen Denker. Das Ereignis in der gebildeten Jugend, das sich in dieser Zeit vollzog, heisst *Wandervogelbewegung*. Da diese im wesentlichen Trieb, Stimmung, Leidenschaft war, so liess sich nicht erwarten, dass sie die eigentliche Geisteslage mit Bewusstsein traf. Sie war eine Antwort der Jugend auf die unerträgliche Verbildung, die von der Schule kam: die Seele der Jugend empörte sich dagegen und schuf sich ein eignes Leben. Das Innere der Wandervogelbewegung war Revolution, war die grossartigste Empörung, die je von einer Jugend unternommen wurde, war zugleich der verwegenste Betrug, der an der bedrückenden Oberlehrerkaste gelang. Es war eine Jugend, die die zwanghaften Altersklassen, in die sie eingeteilt war, sprengte, die

die aufgenötigten Zwänge des Gesellschaftslebens ihrer Väter von sich warf und in Karl Moorischer Gesinnung durch die Wälder stürmte. Die besten und kraftvollsten Führer der alten Zeit standen wenigstens dieser Gesinnung nahe. Man konnte vom Wandervogel von vornherein eine klare Erfassung der *Idee* nicht erwarten; es war eben Jugend, die noch rang und noch keine Begriffe für die wirkliche Situation hatte. Daher kommt es auch, dass schlechthin alles, was diese selbst von sich schrieb und sagte, das heisst die ganze propagandistische Wandervogelliteratur, falsch war und das Wesen umging. Es waren alles bürgerliche Selbstauslegungen. Aber der Jugend-Aufstand war eben da. Einmal ist es geschehen, dass die Jugend sich gegen den Epimetheustyp in Harnisch brachte. Aber: kaum zehn Jahre konnte sie so leben, da setzte auch schon der Verrat ein. Die jungen Führer wuchsen heran und kamen selber ins Alter, wo der „Ernst des Lebens" beginnt. Sie wurden zum grossen Teil selber Oberlehrer, und damit ging die Herrschaft allmählich an sie über. Die Jugend, die so gross und selbstbewusst gewesen war, wurde verkauft an die Seelenverkäufer. Der unerhörteste Jammer brach in sie ein, und aller Aufstand kam zum Stillstand.

Die andere grosse Antithese gegen die Schule ging, etwa gleichzeitig mit dem Wandervogel, aber unabhängig von ihm, von *Gustav Wyneken* aus. Die *Freie Schulgemeinde*, sein Werk, ist nicht zu verwechseln mit Waldschulen, Landerziehungsheimen und ähnlichen Reformanstalten. Mit Recht ist der kleine Kulturkreis der Freien Schulgemeinde dagegen genau so empfindlich, wie es die Christen sind, wenn man ihre Religion als eine jüdische Reformsekte bezeichnet. Der zufällige Entstehungsprozess ist nicht entscheidend für das Wesen einer Sache, und Wyneken hätte die Freie Schulgemeinde ebenso gründen können, wenn eine Gemeindeschule im Norden Berlins die Stätte seiner Wirksamkeit gewesen wäre. Hat man begriffen, was es heisst, den Geist nicht als Mittel zum Kampfe ums Dasein zu missbrauchen, so muss

man Wynekens Werk als die einzig in Frage kommende Lösung des Erziehungsproblemes anerkennen. Es ist in Zukunft nicht mehr möglich, die sogenannte Schulreform, die nichts als oberflächliches Flickwerk abhängiger Halbdenker ist, ernst zu nehmen. In der Freien Schulgemeinde hat ein Mann von sokratischem Typ, unser einziger lebender Erzieher, die Schule von Grund auf *umgedacht*. Das ist eine Tat, neben der es keine andere gibt.

Wandervogel und Freie Schulgemeinde stiessen zusammen. Aber der Wandervogel war zu der Zeit, als Wyneken auf ihn traf, bereits durch die Oberlehrerusurpation an seiner Seele krank. Aus seiner empörerischen Romantik war eine beschaulich-volksliederliche geworden. Nur eine ganz dünne Oberschicht, geistige Elite der Jugend, schloss sich der neuen Lehre von der Schule an. Denn Wyneken war es eben, der einer Schule, an der nur Unredliche und Gedankenlose nicht verzweifeln konnten, einen neuen Sinn gegeben hatte.

Und das Bürgertum . . .? Der Wandervogel war, von seinem Auftreten an, der bürgerlichen Fälschung unterworfen gewesen. Er selbst benutzte die Ahnungslosigkeit der herrschenden Eltern- und Lehrerkaste, die in ihm nichts weiter vermutete, als einen braven Wanderverein mit frisch frei fröhlichen Idealen, um über sein wahres Wesen hinwegzutäuschen. Die Maske fiel, als die Geschichte des Wandervogels erschien — das erste unbürgerliche Literaturstück über ihn —, und durch sie erschien auch Wyneken auf dem Plan. Die beiden Strömungen, Trieb und Geist, hatten sich gefunden, und der Kampf um die Jugendkultur war entbrannt. Dass der Bürger sich anders verhalten würde als im besten Falle liberal, war nicht zu erwarten. Die Probleme, die an seine Ruhe stiessen, waren gar zu hart und aufregend, als dass er hätte mitgehen können. Zu Scharen kam das Bürgertum herbeigeströmt, wenn ein Psychologist wichtige Tatsachen über die Ermüdungserscheinungen beim Kinde — nach Geschlecht, Alter, Herkunft wohlweislich geordnet — mitzu-

teilen hatte, oder wenn ein Universitätsprofessor, mit massvollem Persönlichkeitsideal ausgerüstet, Vermutungen über die zukünftige Entwicklung der deutschen Schule zum Besten gab. Freilich, jenen Vielwissern und Zukunftsdeutern fühlt sich der Bürger ja einigermassen gewachsen, eine Persönlichkeit aber, die etwas Entscheidendes will, wirkt auf ihn stets so doppelwertig wie das Wort sacer im Lateinischen; nämlich heilig und verrucht. Und da zieht er immer die goldene Mittelstrasse vor.

In den Dingen der Schule hat der bürgerliche Liberalismus das eine Verdienst: er hat den schlechten Oberlehrer, ich meine den Jugendschinder, ziemlich unmöglich gemacht, und bei niemandem findet man bessere Unterstützung gegen diesen sadistischen Typ, als bei ihm. Heute aber ist der *gute* Oberlehrer auch nichts mehr wert, und man kann hier wiederum nur noch radikal stehen, wenn man überhaupt noch an die Schule glaubt. Denn da der Oberlehrer durch seinen Eid seine ethische Seele aufgeben muss, kann er auch nicht mehr moralische Autorität sein, sondern nur noch Autorität des Wissens. Damit aber ist jede Erziehung ausgeschlossen, die Schule als Einheit fällt zusammen und kann nur noch geistiges Warenhaus sein, wie es die Universitäten bereits sind. Die einzige Form aber, in der sie doch möglich ist, setzt die sokratische Situation als Durchgangspunkt voraus: Aufhebung der Sophistik, Verneinung des Kampfes ums Dasein als Regulativ, und nun der neue Aufstieg: die Freie Schulgemeinde. Einen anderen Weg kann es nicht geben.

Der Bürger und seine Liebe

Kein Zufall, sondern eine innere Bedingtheit führte die Erörterung eines erotischen Themas im Zusammenhang mit dem eben behandelten Wandervogel-Ereignis herbei, und wiederum ward der Bürger um seine Ruhe betrogen. Es handelt sich um die Tatsache, dass Jugendbewegungen von der Art des Wandervogels kausal bedingt sind durch die An-

wesenheit von Männern, die ihr gesamtes Liebesleben an das eigene Geschlecht binden.

Zunächst eine psychologische Feststellung. Die Sexualität des Menschen — dies wissen wir seit *Freud* — hat die Fähigkeit der Transformation. Sie kann durch einen besonderen Prozess, den wir die *Verdrängung* nennen, daran gehindert werden, als Lust bis zu ihrem Höhepunkte zu kommen. Bei einem bestimmten Grade der Steigerung kann sie den Lustcharakter verlieren, in Unlust, besonders Angst, umschlagen, und sich nun Ersatzobjekte schaffen. Diese Ersatzobjekte können für das Subjekt von quälerischer Natur sein, dann reden wir von Zwangsneurose, oder sie sind von erhebender Natur, dann reden wir von Sublimierung. Einen absoluten Nicht-Verdränger, oder Wollüstling, gibt es nicht, ebensowenig, wie es einen absoluten Verdränger gibt. Der erste würde zur Kultur unfähig sein, der zweite, ein echter Asket, wäre jeder Liebesregung bar. Aber zwei Menschentypen sind in der Erfahrung deutlich als Gegensatzpaare erkennbar: die einen haben eine bejahende, liebende, segnende, dankende Stimmung der Sexualität gegenüber: sie würden sie niemals, auch wenn sie ihnen Enttäuschungen bereitet, hinterher mit dem grünen Blick ansehen, sie verleumden und verleugnen. Die andern sind immer griesgrämlich, peinlich, sprechen von „heikel" und haben ein gewisses impertinentes Mundwinkelspiel, das nicht auf Sexualitätslosigkeit schliessen lässt. Solche Menschen werden später Konsistorialräte, Sittlichkeitsapostel und beschäftigen sich im wesentlichen damit, auch ihre glücklichere Mitwelt in ihre eigene Sexualvergrauung mit hineinzuziehen. Denn dies muss eben verstanden werden: ihre Ablehnung stammt nicht etwa aus einem gedanklichen Prozess, aus reiner Vernunft, sondern sie ist nichts weiter, als die Rationalisierung ihrer Angstentwicklung. Nur die Tatsache, dass ihre Sexualität im Anlaufe nicht Lust bleiben kann und auch hinterher nicht Nachlust, sondern die bekannte tristitia post, nur diese psychologische Zwangslage gibt ihrem ganzen Leben den ablehnenden Cha-

rakter. Wird ein Keuschheitsideal wirklich aus reiner Erkenntnis aufgebaut — was immerhin vorkommt — so ist daran natürlich nicht zu rütteln, aber man merkt hierbei auch die ursprüngliche Güte und Dankbarkeit gegenüber der verlassenen Triebregung heraus. Der Verdränger aber ist ungütig, unklar und dabei schnüfflerisch; von ihm stammt die elende Tatsache, dass das Wort Sittlichkeit so klingt, als ob es irgend etwas mit Sexualität zu tun habe. Man kann, wie man weiss, dieses Wort überhaupt nicht mehr gebrauchen und muss zu Fremdworten greifen.

Dem Bürger nun ist es wiederum eigen, die in seinem Zeitalter gerade herrschenden Ansichten über das Mass und die Richtung der Sexualität als durch objektive Gebote bestimmte Normen hinzunehmen. Der Überschreiter in Mass und Richtung ist daher schlechterdings „unsittlich". Der liberale Bürger verhält sich zum Überschreiter tolerant, hält sich aber für besser. Und hier steckt der Denkfehler. Sexualität ist an sich weder gut noch böse. Der Verdränger aber nennt sie an sich böse, weil sie *ihm* nicht bekommt, und lässt nur ein schmales Quantum frei, das er mit Teleologie entschuldigt. Unsere öffentliche Sexualmoral ist nun durchaus bestimmt vom Verdränger, und man muss sehr weit in der Menschengeschichte zurückgehen, ehe man auf gütigere und dankbarere Gesinnungen stösst. Ob aber nun jemand diese bejahende Haltung einnehmen kann oder ob er die der Vergrämung einnehmen muss, dies ist ganz und gar nicht seine Schuld und weder das eine noch das andere bürgt für seinen geistigen Wert. Alle Wertungen des Bürgers, den der Verdrängertyp nun einmal kirre gemacht hat, sind demnach psychologisch, das heisst subjektiv. Es gibt daher nur einen Weg zum Ziel: rationalistisch sein.

Die bisherigen Bestrebungen der bürgerlichen Sexualreform waren so gehalten, dass sie die herrschende Meinung hie und da um ein Stück Freiheit mehr anbettelten; sie redeten gut zu unter der Begründung, dass doch diese oder jene Sexualhandlung „nicht so schlimm" sei, und schliesslich sei

doch alles menschlich. Aber bei diesem ganzen Verfahren übersah man das Wesentliche. Wenn man warten wollte, bis der zufällige Sexualgeschmack der bürgerlichen Mehrheit sich dazu bequemt haben würde, anderen Geschmäckern — die als solche gedeutet auch nur Zufälligkeiten sein können — Toleranz zu erweisen, so dürfte es zu einem anständigen Verhältnis zur Sexualität überhaupt nicht kommen. Es muss vielmehr gefordert werden, *dass Sexualität in jeder Richtung und in jeder Stärke unantastbar sei, sofern sie Ausdruck der Liebe ist.* Liebe aber ist jenes eigentümliche Verhältnis zu einem Menschen, das uns zwingt, ihn zu bejahen abgesehen von seinem Wert. Ist Sexualität nicht Ausdruck der Liebe, sondern vorübergehende Lust, so ist sie ethisch gleichgültig, wie jede andere Lustreizung auch; sie kann in solchem Falle nur unter die Rubriken Hygiene, Ökonomie usw. kommen und muss unter diesen ebenso affektlos behandelt werden, wie Magenfragen.

Auf die Unantastbarkeit der Liebe also kommt es an. Angetastet werden darf die Liebe weder durch Verpönung und Strafe noch durch Toleranz. Zu ihr kann man nur anerkennend stehen. Die beiden wichtigsten Objekte für diese Gesinnung dürften wohl sein: die freiliebenden Frauen und die männerliebenden Männer. Für die freier gestalteten Formen von Liebe zwischen Mann und Weib hat sich schon manches unbürgerliche Urteil eingefunden. Man überschätzte aber diesen ganzen Ast aus dem einfachen Grunde, weil man die Rolle des Weibes in der Kultur überschätzt. Vom Weibe kommen keine Kulturwerte *letzter* Begründung, und Geist ist — eben in letzter, produktiver Auffassung, nicht in reflektierter — sekundäres männliches Geschlechtsmerkmal. Das Höchste, wohin die Frau gelangen kann, ist die Liebe, und es ist ein Akt vollendetster Ritterlichkeit gegen sie, wenn man sie *überall*, wo sie liebt, als sakrosankt ansieht und im Zustande ihrer höchsten und einzigen Würde.

Weit schwieriger und dabei tiefer ins Menschentum einschneidend ist die Frage der mannmännlichen Liebe. Wenn

ich hier ein Stück von meinem eigenen Forschungsgebiete herausgebe, ehe das System hierfür noch ganz vollendet ist, so geschieht dies, um den Leser nur von vornherein daran zu erinnern, dass es bisher auf diesem ganzen Felde noch keine eigentliche Wissenschaft gegeben hat, und dass alles, was er darüber kennt, nur halbgedachte Wahrnehmungsfakta sind. Auch das Wahrgenommenhaben zehntausender von „Fällen" beweist noch nicht, dass sich darunter auch nur eine einzige Erfahrung befindet. Es ist geradezu eine Tragödie — weil nämlich Menschen darunter zu leiden haben —, dass das Wissen über die mannmännlichen Liebesbeziehungen und deren Sinn bisher fast ausschliesslich von der *Psychiatrie* verbreitet wurde, einer Wissenschaft, die wenigstens *hier* vollständig versagt. Das Erkenntnisunglück vollzog sich so: einige Länder bestrafen unsinniger Weise *einige* sexuelle Handlungen zwischen Männern. Die betreffenden Paragraphen sind wohl weniger deshalb zu verwerfen, weil sie unschuldige Menschen ins Unglück bringen und ein Heer von Erpressern vor Arbeitslosigkeit schützen, als weil ihre Unsinnigkeit die Würde des Gesetzes angreift. Nun hat sich bei Gelegenheit derartiger Prozesse die Psychiatrie darin hervorgetan, an sich gesunde Menschen, die aber natürlich gelegentlich angekränkelt sein können, dem Richter und der Öffentlichkeit als „Geisteskranke", oder wie es milder heisst, „psychisch Defekte" darzustellen, die unter einem „Zwange" handelten. Der Zwang ist natürlich nichts weiter, als der jedem bekannte Liebeszwang. Kurzum, die gesamte Aufklärung über diese Männerart stammt aus dem Sachverständigentreiben, bei dem die Psychiater in ihrer Hilflosigkeit nicht immer die rühmlichste Rolle spielten. Es war eben von vornherein ein unfruchtbares Bemühen, den mannliebenden Mann als eine pathologische Abwandlung des frauenliebenden zu verstehen, und es ist nötig, um zu Klarheit und aufrechten Zielen zu kommen, ihn als *ursprünglich* zu betrachten. Damit aber ist aller Pathographie der Boden entzogen, und wir dringen dafür mit der Erkenntnis

dieses Typs in die Erkenntnis der soziologischen Struktur der Gattung Mensch ein. Das Ergebnis lautet etwa: der sogenannte „Homosexuelle" ist kein abgesprengtes Stück in der Menschheit, vielmehr ist er ein Sonderfall einer weit grösseren übergeordneten Gattung Mann, die ich mich den Typus inversus zu nennen gewöhnt habe. Die sehr verwickelten Abwandlungen dieses Typus hier darzustellen, ist nicht der Raum, nur folgendes sei gesagt: Der Natur ist es — teleologisch gesprochen — beim Menschen das erstemal gelungen, eine Tiergattung fest zu sozialisieren, *ohne* Zwangsverkümmerungen an grossen Teilen der Gattungsindividuen vorzunehmen. Sie kommt beim Menschen ohne sogenanntes drittes Geschlecht aus. Ameisen, Termiten und Bienen, die einzigen sozialen Tiere, die ausser dem Menschen wirkliche Staaten bilden, müssen einen verkrüppelten Typus unter sich ertragen, der sogar die Herrschaft ausübt, und kommen nicht dazu, den Staat als *Mittel* zum Geist zu benutzen. Der Staat bekommt absoluten Wert. Nur dem Menschen gelingt der grosse Sprung, denn seine Sozialität wird nicht durch Formungen erzwungen, die die volle Entfaltung der persönlichen Wucht, der ethischen Seele, brechen. Die Natur schuf — ich spreche immer noch mosaisch — zwei Männerarten, die eine, die dem Manne verfallen ist, den Typus inversus, und die andere, die dem Weibe verfallen ist. *Wie* dieses Verfallensein zum Ausdruck kommt, ob mit frei hervorbrechender Sexualität, oder mit verdrängter und transformierter, ist eine zweite Frage, die nur durch die analytische Psychologie nach der Methode Freuds gelöst werden kann. Die den Frauen verfallene Männerart ist dazu berufen, die *Familie* zu bilden, der Typus inversus aber bildet die *Männliche Gesellschaft*. Die Familie ist jedermann bekannt, die Männliche Gesellschaft ist bisher noch jedermann unbekannt. Zwischen beiden schwingt ein ununterbrochener Rhythmus, der in der ganzen Menschheit fühlbar ist, und diese beiden Pole, die von der Sexualität geschaffen werden, sind die letzte erkennbare Struktur des menschlichen Sozialisierungsprozesses. Wo

immer sich grosse Manifestationen der männlichen Gesellungswünsche gegenüber dem Absperrungsstreben der Familien zeigen, da manifestiert sich auch zugleich der Typus inversus mit all seinen zahlreichen Abwandlungen. Wer diesen Prozess aus nächster Nähe studieren will, der sehe auf die Wandervogelbewegung in ihrer starken Zeit, die, soziologisch verstanden, nichts anderes war, als eine zusammengesetzte Männliche Gesellschaft im Kampf gegen die Familie.

Die Liebe ist nicht damit erschöpft, dass sie Zartheiten und weiche Gefühle auslöst; so etwas glauben Spiessbürger, Bohémiens und schlechte Dichter. Ginge es darum bloss, jedem Menschen seine zärtlichen Gefühle zu sichern, so wäre der Kampf um die Liebe eine Angelegenheit der blossen Toleranz. Der Bürger glaubte das bisher und blieb tatenlos stehen, wenn er sich sein Teil gesichert hatte. Aber die Liebe dringt ins letzte Innere des Menschen, das nicht mehr bloss psychologisch ist; in ihr ist auch dem Ungeistigen die Möglichkeit gegeben, etwas anderes, als das liebe Ich, schicksalhaft ernst zu nehmen. Sie darf daher nicht mehr dem Belieben einer beliebigen Zeitstimmung überlassen werden, die Urteile über sie dürfen nicht Gefühlsurteile sein, und nur der hellste und geläutertste aber darum auch kälteste Verstand ist berufen, über sie in letzter Instanz zu entscheiden.

Krieg und Geist

von

Rudolf Kayser

I

Dieser Krieg bedeutet das Ende der Literatur, will sagen: der nach innen gerichteten Tätigkeit des Geistes. Dies Urteil ist eine Banalität nur in Hinsicht auf die Ereignisse selbst, deren dynamische Überlegenheit über die sonstigen Inhalte unserer Gegenwart ja selbstverständlich ist. In Hinsicht auf die Literatur aber bedeutet es die Entwertung des Gewesenen, auf Grund des Mangels an schöpferischen Energien, an aktiven Werten deutschen Schrifttums. —

Es liegt mir fern, zu sagen: dieser Krieg ist ein Ergebnis unserer Literaturgeschichte. Doch die ursprüngliche Beziehungslosigkeit, die zwischen ihm und uns besteht, die Ohnmacht, zu der er uns verdammt: sie bedeuten den endgültigen Bankerott jener Erziehungsmethode, die unter der Souveränität des ästhetischen Moments seit Jahrzehnten im deutschen Geiste herrscht. Wir haben nichts gelernt, um diesem plötzlichen Kriege gewappnet gegenüber zu stehen.

* *
*

Deutschland-Österreich ward gezwungen, für seine Existenz bis auf den letzten Blutstropfen zu kämpfen. Warum ist dem Erlebnis dieser Tatsache unser Intellektualismus so wenig gewachsen? Man antworte mir nicht: nur die materielle Realität hätte zu sprechen. Reagieren nicht sogar

Börsianer auf die feinste Einzelheit der Vorgänge und können im Wirtschaftlichen entsprechende Veränderungen hervorrufen? Woher die Wirkungslosigkeit unseres individuellen Lebens, das sich nur durch das Aufgehen in die Allgemeinheit retten kann? Die nationale Gemeinschaft, in der ein jeder Bruchstücke seines Sinnes besitzt, ist bedroht. Der einzelne Intellektuelle aber ist nicht im Stande, Angriffe, die Werte seines eigenen Lebens betreffen, mit seinen Mitteln zurückzuschlagen.

Es ist unbestreitbar, dass an dieser Situation die bisherige Unwirksamkeit des geistigen Deutschlands Schuld hat. Man hat aufgehört, etwas zu wollen. Man ist Berufsmensch wie alle anderen, und da der Beruf durch den Krieg sinn- und brotlos ward, privatisiert man eben, soweit man nicht Soldat ist. Dies ist der Tatbestand.

Ist es in England und Frankreich anders? Zweifellos. Weil es dort Inhalte gibt, die gleichzeitig politisch und intellektuell sind. Ich will natürlich keiner nationalistischen Geistigkeit das Wort reden, bei der diese Identität von selbst besteht. Ich will nur sagen: Politik und Geist sind dort konzentrischer als bei uns, sie schwingen um gemeinsame Mittelpunkte. Diese Gemeinsamkeit braucht durchaus nicht segensreich zu sein; doch ihr blosses Dasein genügt, um ausreichende Sicherheit zu geben, die Situationen zu erkennen, sie zu lieben oder zu hassen. Diese Mittelpunkte sind für England sein Imperialismus, für Frankreich jener chauvinistisch-diktatorische Geist, der gleichzeitig Kunstregeln, Moden und Grenzpfähle bestimmen möchte. Der englische Imperialismus, von Denkern wie Dilke, Seeley, Macauley propagiert, durch Jingoisten wie Kipling überhitzt, ward ein Programm, das im Positiven und Negativen Lebensangelegenheit für Staat und Individuum bildet. Der französische Geist war stets politisch und machte durch Schriften die Revolutionen.

Daher sehen Engländer und Franzosen im gegenwärtigen Kriege die Wirkungen jener schöpferischen Kräfte und begrüssen oder verdammen ihn, je nachdem sie diese Kräfte

bejahen oder verneinen. Sie sind die Massstäbe für die Bedeutung der Situation, die wir als gross empfinden können nur durch die Aktivitäten, die sie erzeugt, nicht aber wegen ihrer Herkunft.

II

Es gehört zum Wesen des deutschen Geistes, stets missverstanden zu werden. Nicht dass seine Inhalte so ganz fremdartige wären — sie werden auch kaum durch nationale Eigentümlichkeit bestimmt —, aber: unsere Geistigkeit ist vielleicht von anderer Struktur als die der übrigen Nationen und fordert eine andere Art des Erkennens.

Jede Kultur als die Möglichkeit eines überzivilisatorischen Lebens strebt nach ihrer Formulierung. Wir erkennen solche als notwendig an, nicht nur aus dem naiven Bedürfnis, Bestehendes mit Namen zu nennen, sondern weil wir unser Denken und Dichten als Privatheiten nicht ertragen, wir ihm vielmehr die Kraft zutrauen, eine konturierte Kultur zu schaffen, und zwar die, deren Volk und Zeit bedürfen. Es ist nicht wahr, dass die Art einer Nation für den Schaffenden nur eine Determinante ist, sie ist auch seine Funktion. Der Geistige will nicht nur sich, sondern auch den Geist, wenn anders er nicht seinen Ehrentitel einbüssen will. In diesem Sinne ist er Politiker; denn gibt es eine höhere Form von Politik, als durch das blosse Dasein die Art einer Nation bestimmen zu wollen?

Es liegt uns fern, die Formulierung des deutschen Geistes im Sinnlich-Ästhetischen oder im Praktisch-Wirtschaftlichen finden zu wollen. Er ist gleich weit von Andrea del Sarto wie vom Taylorismus entfernt und überhaupt nicht so typisch und einheitlichen Stils wie etwa (und warum nicht das beweiskräftigste Beispiel nennen?) der französische Geist. Dieser *ist* und wechselt in den Jahrhunderten nicht viel mehr als die Beleuchtung. Die verschiedenartigsten Temperamente unterwirft er seiner Einheit: diesem skeptisch-weltmännischen Lateinertum, das auch seine politische Aktivität bestimmt.

Der deutsche Geist hingegen ist Werden und Wollen. Das erschwert das Bemühen, seine Art im staatlichen Sein auszudrücken und hiermit seine sichtbarste und bedeutungsvollste Formulierung zu vollziehen.

Andere Kulturen prägen sich fast restlos in ihren Staaten aus. Ich meine nicht in den Verfassungen — sie wechseln, ohne in den Tiefen zu verändern — sondern im Verhältnis des staatlichen Organismus zur Nation. Der Staat ist a priori etwas Unbewegtes, ein Zustand. Sein Streben geht nur auf sich selbst: er will sich in seiner Existenz erhalten. Ihm steht die Nation als Lebewesen, als Charakter gegenüber. Die An- und Ausgleichung beider ist das grosse politische Ziel seit der Renaissance.

Dem deutschen Geiste ist es bis heute nicht gelungen, sich in ähnlicher Weise wie der französische und der englische Geist politisch auszuprägen. Die Forderung Lagardes, den Staat in einen Zustand überzuführen, der mit der Nation wie eine Haut wächst und sich ändert, hat sich bei uns am wenigsten realisiert. Im deutschen Reiche ist eher ein Regime symbolisiert als die in ihm lebende Nation und ihre Kultur. So ist es kein Wunder, dass die Wege des deutschen Geistes und des deutschen Reiches bislang in verschiedenen Ebenen liefen. Fürchtete Nietzsche ja sogar „die Niederlage, ja Exstirpation des deutschen Geistes zu Gunsten des ‚deutschen Reiches'". Dieser Gefahr sind wir durch den gegenwärtigen Krieg nicht nur entronnen, sondern weit mehr ist gewonnen: zum ersten Male fühlen sich in Deutschland Geist und Staat zusammengehörig, sie sind gemeinsam bedroht.

Aus dieser Tatsache erwachsen Forderungen für die Zukunft. Nicht, dass ich sie als den „Zweck" dieses Krieges verkünden will. Es handelt sich vielmehr darum: das wirklich Schöpferische dieser Tage für die Zukunft zu sichern. Und dies ist vor allem: die gegenseitige Durchdringung der Interessen des Staates und des Geistes.

* *
*

Dieser folgenschwerste Krieg verpflichtet jeden, der ihn mitkämpft, miterlebt. Ein Zeitalter geht in Blut und Vernichtung zugrunde. Wäre es da unsinnig, in diesem Zuendegehen bereits die Keime zu einer neuen Zeit zu sehen? Trägt nicht jedes Vernichten den Willen zur Verbesserung in sich? Will nicht jedes Ereignis, sei es auch noch so materieller Realität, dem Geiste dienstbar sein? Wir fühlen uns durch diesen Krieg für die Zukunft verpflichtet, auf dass die kommende Friedenszeit an Würde der Kriegszeit nicht nachstehe. Der gemeinsame Kampf von Staat und Geist darf nicht nur dem Feinde gegenüber Früchte tragen.

Es wird darauf ankommen, im Staate nicht nur den (organisierten) Schutz des geistigen Lebens zu sehen, sondern auch seine Tat. Der politische Zustand, die undynastische Egoität des staatlichen Daseins sei verdrängt durch die Möglichkeiten des Geistes, durch sein Werden und Wollen. Politik als die Stationen zur Realisierung des Geistes!

Diese Forderung sei nicht nur ein Programm, das um Parteigänger wirbt. Es gilt nicht, Fahnen zu entfalten, sondern: die Revolutionierung einer Gesamtheit zu vollziehen, ihre gebundenen Kräfte zu erlösen und fruchtbar zu machen. Nichts ist unwichtiger, als das einzelne Prinzip, das mühsam erfundene Schlagwort, wenn es nicht gelingt, die neue Gesinnung in den Mittelpunkt des Bestehenden zu rücken. Man hat gerade in Deutschland genug gesündigt, indem man unzählige Parteien schuf, „geistige Strömungen" durch die Lande leitete, statt die alles Gestrige fortreissende Flut zu wollen. Wir waren stolz, Gedanken zu künden und ihnen Hymnen zu singen; doch was uns fehlte, war stets: die Tendenz zur Verwirklichung.

Wir wissen nicht, welchen Weg dieser Krieg uns öffnen wird, wohl aber, dass ein neuer Weg beginnt. Ihn wollen wir schreiten mit dem stahlharten Willen zur Tat. Wir machen augenblicklich die furchtbarste Schule des Aktivismus durch. Die Erfolge werden und dürfen nicht ausbleiben. Wir hatten uns dem politischen Leben entfremdet, seitdem

die öffentlichen Parteien aufhörten, Leidenschaften zu sein. Sie begingen mehr oder weniger den Selbstmord des Tolerantseins, im Dienste des politischen Geschäfts, in Verleugnung ihres eigenen Wollens. „Parteien dulden sich." Damit verloren sie die Möglichkeit, dem Geiste zu seiner Ausprägung im Staate zu verhelfen. Der Geist wird nunmehr selbst Politik treiben und in ihr seine Formulierung finden. Dann werden auch die Verflachungen des Denkens und die wirtschaftlichen Auswüchse einer zur Blüte gekommenen Bourgeoisie nicht wiederkehren wie nach Deutschlands letztem Siege.

Die neue Geistigkeit wird nicht im Nationalismus stecken bleiben, sondern wie früher das Schöpferische aller Völker aufnehmen und verarbeiten. Nur dass sie den Staat und seine Schicksale nicht mehr gleichgültig beiseite lässt und dadurch Gefahr läuft, auch die Nation zu verraten. Der Geist wird das Blut im Staatskörper Deutschlands werden, und diese Zusammengehörigkeit wird beider Leben bereichern.

Vom Beruf der Philosophie unserer Zeit für die Erneuerung des öffentlichen Lebens

von

Leonard Nelson

Wenn der menschliche Geist zu bewusstem Dasein erwacht, treten die Fragen nach Sinn und Wert des Lebens, nach dem Wesen und der Bedeutung der Dinge an ihn heran. In der natürlichen Zuversicht, dass es eine bestimmte Antwort auf diese Fragen geben muss, traut der Mensch sich auch die Fähigkeit zu, diese Antwort zu finden. Erst wenn er immer wieder erfahren muss, dass er sich auf Irrwege verloren und in Widersprüche verwickelt hat, stellt er sich die Frage, auf welchem Wege er sich denn den Zugang zu den notwendigen Wahrheiten erschliessen könne und welches denn die reinen Quellen dieser Wahrheiten sind.

In der Beantwortung dieser Frage, die das eigentliche Grundproblem der Philosophie bildet, trennen sich zwei Hauptrichtungen, die seit jeher in heftigem Streit miteinander liegen. Man kann sie kurz bezeichnen als *Mystik* und *Sophistik*. Die Mystiker gehen von der Meinung aus, das Menschengeschlecht sei von Natur aus der Wahrheit und des Guten unvermögend und daher auf höhere Offenbarung angewiesen. Diese ist erleuchteten Männern einmal zuteil geworden und wird nun durch Tradition von Geschlecht zu Geschlecht fortgeerbt und dem Einzelnen übermittelt, der sich ihr demütig zu unterwerfen hat. Eine auf dieser Grundlage beruhende Philosophie kennt nur eine heteronome Ethik,

d. h. eine solche, die ein von aussen oder von oben dem Menschen auferlegtes Gesetz als für ihn verbindlich hinstellt. Sie gründet alle Verbindlichkeit auf einen fremden Willen: eine Autorität.

Dem gegenüber steht die Auffassung, wonach der Mensch seinen Verstand rücksichtslos gebrauchen darf, wie er will, ohne sich an eine Autorität zu binden. Keinem Gebot, das er nicht durch den eigenen Verstand rechtfertigen kann, braucht er sich zu unterwerfen. Denn das einzige Forum für die Entscheidung über Wahrheit und Recht ist der menschliche Verstand. Das Mittel des Verstandes, durch das er seine Entscheidungen trifft, ist die Wissenschaft, gegründet auf Erfahrung und Logik. Die Konsequenz der Anwendung dieses Massstabes ist die Nichtigkeit aller heteronomen Ethik und die Aufhebung aller höheren Verbindlichkeit überhaupt. Denn aus dem Nachdenken allein, aus der logischen Reflexion, kann auf keine Weise irgendeine sittliche Verbindlichkeit entspringen. Die Anwendung des Verstandes kann uns höchstens lehren, welche Mittel zu bestimmten Zwecken tauglich sind, nicht aber, ob diese Zwecke selber für uns verbindlich sind oder nicht. Der Anspruch der Ethik an den Menschen beruht hiernach im letzten Grunde nur auf einem Interesse der Mehrheit. Es ist eine blosse Sache der Klugheit, wie weit man guttut, sich diesem Interesse der Mehrheit zu fügen, und es ist lediglich eine Frage der Macht, ob man stark genug ist, sich über ihr Gebot hinwegzusetzen. Die Konsequenz ist der ethische Anarchismus.

Seit dem Altertum stehen sich diese beiden Richtungen gegenüber. Zwischen sie tritt aber auch schon im Altertum eine dritte Auffassung. *Sokrates* wies zuerst auf die Möglichkeit einer solchen hin. Man erörterte damals die Frage: Haben die ethischen Normen von Natur aus Geltung, oder beruhen sie auf willkürlicher Satzung? Jene beiden widerstreitenden Ansichten, die der Mystik und die der Sophistik, kommen darin überein, dass die ethischen Normen auf willkürlicher Satzung beruhen. Nach der Lehre des *Sokrates* hingegen

beruhen die ethischen Normen nicht auf Willkür. Denn dann hätten sie auch nach ihm keine Verbindlichkeit. *Sokrates* lehrte das Bestehen von „ungeschriebenen Gesetzen", d. h. von solchen, denen der Mensch sich durch seine eigene Vernunft unterwirft, die er unabhängig von aller willkürlichen Satzung in sich selbst findet. Wenn diese Gesetze so vielfach verkannt werden, und wenn ihr Ursprung ausserhalb der Vernunft gesucht wird, so beruht dies Missverständnis nur darauf, dass der Mensch diese Gesetze nicht mit anschaulicher Klarheit erkennen kann. Die sittliche Erkenntnis ruht nach *Sokrates* dunkel in uns. Jeder Mensch besitzt sie, aber er weiss nicht immer davon. Erst das Philosophieren bringt ihn zu diesem Wissen. So ist das Philosophieren, nach *Platons* tiefsinnigem Ausdruck, recht verstanden ein blosses Wiedererinnern. Nach dieser Lehre sind beide Richtungen, Sophistik und Mystik, im Unrecht. Der heteronomen Ethik ebensowohl wie dem ethischen Anarchismus stellt die *Sokrat*isch-*Platon*ische Philosophie das Prinzip der ethischen Autonomie gegenüber, d. h. das Prinzip der Selbstgesetzgebung der menschlichen Vernunft.

Obgleich diese Lehre von der ethischen Autonomie schon früh entstanden ist, hat sie sich in der Geschichte der Philosophie nicht zu behaupten vermocht, weil *Platon* sie mit mystischen Hypothesen umkleidete. Erst durch die *Kant*isch-*Fries*sche Kritik der Vernunft trat sie wieder mit wissenschaftlicher Gründlichkeit hervor, ohne indessen auch jetzt zur Herrschaft zu gelangen.

Was für die ethischen Grundsätze gilt, trifft auch für alle anderen philosophischen Prinzipien zu. Auch hier ist seit altersher der Streit zwischen Mystikern und Sophisten im Gange. Die Mystiker berufen sich auf die Notwendigkeit allgemeiner, von aller Erfahrung unabhängiger Grundsätze, insbesondere religionsphilosophischer Art. Da derartige Erkenntnisse sich nicht aus blosser Logik schöpfen lassen, vermeint der Mystizismus auch hier eine Offenbarung zur Hilfe rufen zu müssen. Der Sophist hingegen folgert aus der Leer-

heit der Reflexion, indem er die Offenbarung ablehnt, die Nichtigkeit allgemeiner und notwendiger Wahrheiten.

Zwischen den beiden Anschauungen des Mystizismus und Skeptizismus schwanken die meisten Menschen hin und her. Von Kind auf gewöhnt, die höchsten Wahrheiten von der Überlieferung, der Offenbarung und den Autoritäten zu empfangen, stürzen sie, nachdem sie die Unhaltbarkeit des Autoritätsglaubens eingesehen haben, in die äusserste Skepsis. Das im menschlichen Geiste tief angelegte Bedürfnis nach allgemeinen, objektiv feststehenden Wahrheiten veranlasst gerade die besten unter den Skeptikern, immer wieder nach solchen zu suchen. In der Verzweiflung an einer andersartigen Begründung unterwerfen sich schliesslich viele wieder dem alten Autoritätsglauben.

Der Konflikt musste im Laufe der Geschichte um so schärfere Formen annehmen, je mehr der überkommene Autoritätsglaube ins Wanken geriet. Diese Entwicklung erreichte ihren Höhepunkt unter dem Einfluss der modernen Naturforschung. Die moderne Naturforschung hatte die alten Autoritäten auf allen Gebieten der menschlichen Kultur untergraben und zerstört; und so entstand für die Philosophie das grosse Problem, was denn an die Stelle dieser gestürzten Autoritäten treten sollte. Es entstand die Aufgabe, neue Normen an die Stelle der zerstörten zu setzen. Dies war die Aufgabe, die sich das Zeitalter der Aufklärung bewusst gestellt hatte. Man wollte sich nicht wieder neuen Autoritäten unterwerfen, sondern nur der eigenen Vernunft vertrauen. Insbesondere war das die Aufgabe, die durch die *Kant*ische Philosophie gelöst werden sollte. Aber diese Vernunft, die die Normen für die Kultur geben sollte, wusste man nicht von der Reflexion zu unterscheiden. Man verwechselte die Vernunft mit dem leeren Verstande, dem blossen Denkvermögen. So entstand der vergebliche Versuch, die Normen der Wissenschaft, der Religion, der Ethik und der Ästhetik auf die blosse Reflexion zu gründen. In diesen Fehler verfiel auch *Kants* Kritik der Vernunft, wenn man sie nach ihrer

tiefsten Tendenz beurteilen will. *Kants* Kritik der Vernunft ist der grossartigste Versuch, die metaphysischen Prinzipien auf die blosse Reflexion zu gründen; sie ist die grösste Anstrengung, die in der Menschheitsgeschichte gemacht worden ist, das gestellte Problem allein aus den Mitteln der Reflexion zu lösen. Die neuen und fruchtbaren Keime, die daneben in *Kants* Philosophie enthalten sind, wurden nicht beachtet. So befestigte sich mehr und mehr die Einsicht, dass die Form, in der *Kant* versucht hatte, das Grundproblem der modernen Philosophie zu lösen, nicht genügen konnte, dass die *Kant*ische Kritik der Vernunft an der Leerheit der Reflexion ebenso scheitern musste, wie die Philosophie seiner rationalistischen Vorgänger, dass *Kant* das ihm von seinem Vorgänger *Hume* hinterlassene Problem im letzten Grunde ungelöst hatte stehen lassen und damit den metaphysischen Skeptizismus unwiderlegt gelassen hatte.

Von diesen Fehlern hat *Fries* die *Kant*ische Philosophie befreit. Er trennt den Verstand, der bloss der logischen Kombination fähig ist, scharf von der Vernunft als der Quelle der allgemeinen und notwendigen Wahrheiten. In der menschlichen Vernunft liegen die höchsten Wahrheiten auf religiösem, sittlichem und naturphilosophischem Gebiet, an und für sich dunkel und dem Einzelnen unbewusst. Nur in der Anwendung treten sie hervor, und nur durch Nachdenken können sie von ihrer ursprünglichen Dunkelheit befreit und zur Klarheit des Bewusstseins erhoben werden. Durch den Nachweis, dass der Mensch tatsächlich eine solche Vernunft besitzt, hat *Fries* die philosophischen Wahrheiten gegen alle dialektischen Zweifel sichergestellt.

Zu dem Autoritätsglauben oder dem Skeptizismus wurde der Mensch gedrängt durch die Annahme, dass ihm ausser der Beobachtung und der blossen Logik keine andere Erkenntnisquelle zu Gebote stände. Durch den Nachweis des Bestehens einer von der Reflexion unabhängigen Vernunft ist diese irrige Grundannahme widerlegt und alle Anmassun-

gen des Mystizismus und des Skeptizismus sind in gleicher Weise von Rechts wegen abgewiesen.

Tatsächlich gelang es aber der *Fries*schen Philosophie nicht, allgemeine Anerkennung in der Wissenschaft oder gar im öffentlichen Leben zu erlangen. Infolge unglücklicher geschichtlicher Zufälle wurde sie weniger beachtet als andere zeitgenössische philosophische Lehren, die den entscheidenden Fehler *Kants* gerade zum System erhoben und so dazu beitrugen, dass der alte Streit abermals entbrannte.

Infolgedessen trat bald eine allgemeine Reaktion ein. Es war klar geworden, dass die logische Reflexion als Quelle der metaphysischen Erkenntnis unzulänglich bleiben muss, und dass die Reflexionsphilosophie, wie man dieses Unternehmen nannte, durchaus auf falschem Wege war. Die Folge war eine allgemeine Verzweiflung an der menschlichen Vernunft. Diese Folge musste sich noch besonders aufdrängen durch den Ausgang der grossen französischen Revolution, die es unternommen hatte, die Ideale der Aufklärung praktisch zu verwirklichen und eine Umgestaltung der menschlichen Gesellschaft nach den Forderungen der Vernunft herbeizuführen. Das Fehlschlagen dieser Hoffnungen schien ein deutlicher Beweis für die Ohnmacht der menschlichen Vernunft zu sein. So setzte die grosse Bewegung ein, die man als Romantik bezeichnet. Es trat eine Rückkehr von den Idealen der Aufklärung zu den gestürzten Autoritäten ein. Es bemächtigte sich der Gebildeten eine allgemeine Verachtung und ein allgemeiner Hass gegen die Reflexion, in der man die Quelle aller der Übel erblickte, die die Aufklärung über die Menschen gebracht hatte; es bemächtigte sich ihrer die Tendenz, aus der Wirklichkeit, die mit der Vernunft meistern zu können man verzweifelte, zurückzukehren in das Reich der Illusionen und der Träume. Es trat ein Hang zum Mystizismus ein, eine Abwendung von der verstandesmässigen Kritik, der Versuch, das freie Denken wieder einzuschläfern. Man schätzte mehr und mehr das Dunkle, Geheimnisvolle und Mystische gegenüber dem be-

grifflich Klaren und wissenschaftlich Fassbaren. Es sollte überall wieder das Positive an Stelle des Natürlichen gesetzt werden; das historisch Gewordene sollte den Grund aller Normen in sich enthalten. Damit war eine allem gesunden Fortschritt feindliche Tendenz wieder herrschend geworden.

Diese Wendung der Dinge hatte gewiss auch manche guten Seiten an sich. Man gelangte zu einer grösseren Schätzung der Kunst, einem lebendigeren Verständnis für Religion und Geschichte, einer tieferen Würdigung nationaler Eigenart. Aber es kann kein Zweifel sein, dass die Schattenseiten in dieser ganzen Bewegung überwiegen, und dass die allgemeine Geistesrichtung, die sich hier der Gebildeten bemächtigte, insgesamt einen traurigen Rückschritt bedeutet. Wo es darauf ankam, nach dem Gesetzmässigen, Allgemeingültigen zu suchen, haschte man nur nach dem Individuellen, Originellen und Geistreichen. Es trat ein allgemeiner Kultus der selbstherrlichen Persönlichkeit ein. Und auch die Kunst, die von dieser ganzen Bewegung zunächst vielleicht den grössten Vorteil hatte, wurde mehr und mehr in eine Richtung gedrängt, die nur den Mystizismus begünstigte und die Kunst dem Leben entfremdete.

Hiermit trat denn auch wieder an die Stelle der erstrebten natürlichen Religion die Schätzung des positiven Kirchentums. Man kam zurück auf die Begünstigung abergläubischer Gebräuche und der Frömmelei. In der Politik wurden die Ideen der Menschenrechte und des Weltbürgertums verdrängt durch eine einseitige, die gerechte Achtung anderer Völker mehr und mehr aus dem Auge setzende Begünstigung nationalen Eigendünkels und Machtstrebens. Die historische Rechtschule triumphierte über das Naturrecht und sprach der Zeit den Beruf zur Gesetzgebung ab, mit Gründen, die, wenn sie triftig wären, für jede Zeit gelten würden. Während der Mangel des Aufklärungszeitalters sein Intellektualismus gewesen war, seine Überschätzung der Macht der reinen Wissenschaft und des Verstandes, so trat jetzt das Gegenteil ein: ein Irrationalismus, sei es in der Form

des Ästhetizismus, sei es in der des Historismus. Man fragte weniger nach der Wahrheit als nach der schönen Form, weniger nach der Berechtigung der bestehenden Zustände, als nach ihrer geschichtlichen Entstehung.

So auch in der Philosophie. Man gab mehr auf originelle und witzige Formulierungen als auf die wissenschaftliche Erforschung der Wahrheit. Die Philosophie wandte sich von der Wirklichkeit und dem Leben ab und verwandelte sich in ein blosses dialektisches Spiel mit Begriffen, ohne allen Ernst und festen Hintergrund, oder man zog sich gar auf eine blosse Erforschung der Geschichte der Philosophie zurück.

Eine gewisse Gegenströmung gegen diese romantische Bewegung bildete sich unter dem Einfluss der mächtig aufblühenden Naturwissenschaften. Diese waren, wenigstens in ihren mathematischen Teilen, der einzige Zweig der allgemeinen Kultur, der durch die romantische Spekulationsweise nicht in Mitleidenschaft gezogen war. Sie waren schon nach einer zu festen Methode ausgebildet, um durch die alle Dämme der reinen Vernunft überflutende Welle mitgerissen zu werden. Aber diese von der Naturwissenschaft ausgehende Gegenströmung verfiel in dieselbe Einseitigkeit wie die schon früher unter dem Einfluss der Naturwissenschaft in der Philosophie entstandene Bewegung. Sie verfiel dem Materialismus und Naturalismus. Man hoffte, mit Hilfe der Naturwissenschaft alle Fragen lösen zu können, von deren Entscheidung schliesslich auch die Regelung des gesellschaftlichen Lebens abhängt, und durch sie, unabhängig von allen Autoritäten, zu praktischen Normen gelangen zu können. Hierzu sollte dann besonders die neue evolutionistische Biologie dienen. Dieser Materialismus und Naturalismus musste sich indessen bald überleben, denn er trug den Keim der Selbstzerstörung von vornherein in sich. Dieser Keim der Selbstzerstörung lag nämlich in der kritiklosen empiristischen Grundauffassung von der Methode der Naturforschung. Die Konsequenz dieses unphilosophischen Empirismus ist der Skeptizismus; ein Skeptizismus, der sich am Ende gegen die

eigenen Ergebnisse der Naturforschung richten musste. Er führte in seiner Konsequenz zur Bestreitung der Möglichkeit der Naturerkenntnis überhaupt, und damit zugleich auf der anderen Seite zur Bestreitung der Möglichkeit einer Erkenntnis objektiver Normen in der Ethik.

Diese skeptischen Konsequenzen treffen daher nicht nur den verfehlten Versuch einer philosophischen Ausbeutung der Naturwissenschaft, sondern sie mussten deren eigene Autorität untergraben. Diese an sich selbst verzweifelnde Wissenschaft musste daher auch alsbald aufhören, der allgemeinen, reaktionären, romantischen Bewegung feindlich zu sein. Indem sie auf ihre ursprünglichen Ansprüche verzichtete, zur Erkenntnis der Naturgesetze zu gelangen, hörte sie auf, dem Aberglauben gefährlich zu sein. Denn eine Naturwissenschaft, die nicht die in der Natur wirklich geltenden Gesetze erkennen will, sondern sich darauf beschränkt, Konventionen zu treffen hinsichtlich der Art, wie es für uns zweckmässig ist, über die Natur zu denken, die also überhaupt darauf verzichtet, über die Natur zu urteilen, wird notwendig mit jedem beliebigen Aberglauben in Eintracht leben können. So zeigt sich denn die reaktionäre Tendenz, die im letzten Grunde diesem im Namen der Aufklärung und der Geistesfreiheit auftretenden Empirismus innewohnt. Sie zeigt sich in aller Deutlichkeit gerade bei denjenigen Schriftstellern, die als die Vertreter der extremsten Linken der modernen Wissenschaft gelten, wie bei dem Mathematiker *Le Roy* und dem Physiker *Duhem*. Von diesen Schriftstellern ist der Konventionalismus auf seine äusserste Spitze getrieben worden: Wenn wir nach den Wahrheiten fragen, die in der Natur gelten, so schweigt die Wissenschaft, die ja weiter nichts als ein Register terminologischer Festsetzungen darstellt. Die Antwort auf solche Fragen gibt uns nicht die Wissenschaft, sondern nur die Kirche. Diese Auffassung findet sich allerdings so unumwunden nur bei wenigen ausgesprochen, aber die Ursache hierfür liegt nicht etwa in einem sonderbaren Einfall dieser wenigen, sondern in einem groben

Mangel an Folgerichtigkeit des Denkens bei den anderen. Die einzig bündige Konsequenz aus dem in der Wissenschaft heute allgemein angenommenen Empirismus ist die Ohnmacht der Wissenschaft in bezug auf die Erkenntnis der Wahrheit. Diese Konsequenz ist für jeden logisch Denkenden so einleuchtend, dass sie sich mehr und mehr durchsetzen muss; was ihr auch um so leichter gelingen wird, als andere Mächte an dieser Entwicklung ein starkes Interesse haben. Es findet hier eine Kapitulation der Wissenschaft vor den äusseren Autoritäten statt, und heteronome Prinzipien treten wieder das Erbe der sich selbst verachtenden Wissenschaft an. So entsteht eine grosse rückschrittliche Bewegung, durch die die mehrhundertjährige Befreiungsarbeit der Wissenschaft wieder rückgängig gemacht wird.

Man darf sich nicht darüber täuschen, dass diese Änderung der philosophischen Denkweise in praktischer Hinsicht von den tiefgreifendsten Folgen begleitet ist. Ich will insbesondere auf einen Umstand hinweisen, der im allgemeinen noch viel zu wenig beachtet wird, nämlich auf den Einfluss, den die Philosophie der Romantik auf die deutsche Politik des neunzehnten Jahrhunderts gehabt hat. Ich will für diesen Einfluss zwei Beispiele anführen. Die Philosophie *Schellings* wurde, namentlich in ihrer späteren mythologischen Form, von seinem Schüler *Stahl* auf die Rechtslehre und Politik angewandt. *Stahl* ist in der Geschichte der Politik bekannt als einer der ersten Gründer und Führer der konservativen Partei in Deutschland. Er ist zu dieser Rolle gelangt auf Grund der Geistesrichtung, die er durch den Einfluss der *Schelling*schen Philosophie erhalten hat. *Stahl* gibt eine religionsphilosophische Begründung der konservativen oder, wie man damals sagte, der legitimistischen Staatslehre nach den Prinzipien von *Schellings* mystischer Philosophie. Er kommt so zu seiner bekannten Lehre vom christlichen Staat, d. h. vom Staat als einer göttlichen Institution, deren Zweck in dem Seelenheil der Menschen liegt. Der Ausgangspunkt seiner Betrachtungen liegt dabei in einer Polemik gegen den

politischen Liberalismus der Aufklärung. Diese Kritik des politischen Liberalismus der Aufklärung besteht bei *Stahl* darin, dass er immer wieder auf die Leerheit der Reflexion hinweist, auf die Ohnmacht des Verstandes, aus sich heraus eine Gesetzgebung für das gesellschaftliche Leben der Menschen zu erzeugen. In dieser Kritik behält *Stahl* Recht. Es war ein wirklicher Fehler der Aufklärung, dass sie aus der leeren Reflexion einen Gehalt an bestimmten Gesetzen erzwingen wollte. Der Schluss, den *Stahl* aus dieser Kritik des Liberalismus zieht, ist die Lehre von der Ohnmacht der menschlichen Vernunft; die Lehre, dass, wenn wir nicht der völligen Anarchie verfallen wollen, wir zur Autorität zurückkehren müssen. Die Konsequenz hieraus ist die legitimistische Staatslehre: das monarchische Prinzip und die Lehre vom christlichen Staat.

Vergleichen wir damit die ganz andere Staatsauffassung, auf die eine Anwendung der *Hegel*schen Philosophie führte, die *Marx*istische. So verschieden die *Hegel*sche Staatsauffassung von der *Stahl*schen ist, so hat sie doch mit ihr das Gemeinsame der Opposition gegen den Individualismus der Aufklärungsphilosophie. Nach *Hegel* ist nicht das Individuum, sondern der Staat Selbstzweck. Der Staat ist für ihn nicht nur eine göttliche Institution wie für *Stahl* auch, sondern in ihm verwirklicht sich die Gottheit selber, und das Individuum sinkt zu dem Range eines blossen Mittels für den Staatszweck herab. Hiervon ist seine Lehre von der Omnipotenz des Staates eine blosse Folge. Diese Lehre führt auf eine Heteronomie, auf die Unterwerfung des Individuums unter die äussere Norm des „objektiven Geistes", die in Gestalt des Staates an es herantritt.

Die *Marx*istische Lehre vom Zukunftsstaat scheint durch ihren revolutionären Charakter der *Hegel*schen und zugleich der *Stahl*schen Staatsauffassung gerade entgegengesetzt zu sein. Es ist aber interessant, zu sehen, welche gemeinsamen Züge den *Marx*ismus mit einer Lehre wie der *Stahl*schen trotzdem verbinden. Das Gemeinsame der beiden an und für

sich so entgegengesetzten politischen Auffassungen liegt in der Kritik des von der Aufklärung überkommenen politischen Liberalismus. Beide setzen diesem Liberalismus, den sie in seiner Konsequenz als Anarchismus erkennen, eine Auffassung entgegen, die das Selbstbestimmungsrecht des Individuums einem inhaltlich bestimmten Staatszweck unterordnet. Beide kommen so zu einem heteronomen politischen Prinzip. Der Unterschied liegt nur darin, dass bei *Stahl* der Staat vor allem zum religiösen Vormund der Bürger gemacht wird, bei *Marx* dagegen zum wirtschaftlichen. So zeigt sich hier, dass die beiden einander feindlichen Parteien, die sich heute die politische Herrschaft streitig machen, die konservativ-klerikale und die sozialistische, in ihrer theoretischen Begründung und damit zugleich ihrer historischen Entstehung nach einen gemeinsamen Ausgangspunkt haben, nämlich in der Reaktion gegen den aus der Aufklärungsphilosophie stammenden individualistischen Liberalismus.

Der Fehler des Übergangs von der Verwerfung der wirtschaftlichen Anarchie zum Postulat des Zukunftsstaates betrifft übrigens glücklicherweise mehr die dialektische Form, in der *Marx* seine politischen Lehren begründet, als die ihm als Politiker eigentlich am Herzen liegenden praktischen Forderungen. Sowie er zu diesen übergeht, greift er zu Forderungen der Vernunft und nicht des Verstandes. Wenn er den Zusammenschluss der Leidenden und der Denkenden zu einer politischen Kampfgemeinschaft verlangt, so durchbricht dabei offenbar sein Gerechtigkeitsgefühl die Schranken seines philosophischen Systems. Die Gerechtigkeit ist eine Forderung der Vernunft, die auf keine Weise aus dem *Hegel*schen Staatsbegriff folgt. Um die Gerechtigkeit aber, und nicht um den Staatsbegriff ist es *Marx* eigentlich zu tun. Wenn er daher nicht bei diesem Staatsbegriff stehen bleibt, zeigt er nur um so eindringlicher dessen Unzulänglichkeit und die Notwendigkeit, inhaltliche Grundsätze aus der menschlichen Vernunft zum Aufbau eines politischen Systems heranzuziehen.

Wie weit indessen dennoch die verhängnisvollen Folgen jenes philosophischen Irrtums reichen, zeigt ein Blick auf das Missverhältnis zwischen dem gewaltigen Anwachsen der Sozialdemokratie und der Ärmlichkeit ihrer tatsächlichen politischen Erfolge, zeigt ein Blick auf das Erfurter Parteiprogramm, dessen Zwiespältigkeit in theoretischer und praktischer Hinsicht sich in dem die Parteieinheit zerrüttenden Risse widerspiegelt. Es ist jene unfruchtbare, zum Parteidogma erstarrte Dialektik, die aller gesunden realpolitischen Wirksamkeit den Weg vertritt, die besten Geisteskräfte im Innern in ödem Gezänk über Ketzerrichtereien aufreibt und die Stosskraft der Partei nach aussen lähmt.

Die Vergötterung des Staates, wie sie sich bei *Hegel* findet und von vielen Staatsrechtslehrern bis auf die Gegenwart geteilt wird, führt nicht nur bei konsequenter Anwendung in der inneren Politik zur Unterdrückung alles individuellen Lebens, sondern hat auch auf die Beziehungen zwischen den einzelnen Staaten den verderblichsten Einfluss. Man erklärt, die Souveränität liege im Begriff des Staates und ein Eingriff in diese Souveränität — der hiernach eigentlich ein logischer Widerspruch und also gar nicht möglich wäre — stelle ein Verbrechen gegen die göttliche Weltordnung dar. Eine derartige Auffassung macht natürlich alle rechtliche Regelung der Beziehungen zwischen den Völkern unmöglich, da es ein Recht ohne Beschränkung der Freiheit der Einzelnen bei Staaten ebenso wenig wie bei Individuen geben kann. Die Souveränität des Staates, die ja den höchsten Zweck vorstellen soll, kommt im Gegenteil nie so deutlich zum Ausdruck, wie im Kriege mit anderen Staaten. Weshalb es denn nur konsequent ist, wenn ein gegenwärtiger Vertreter des Völkerrechts an einer deutschen Hochschule sich nicht scheut, den Krieg geradezu als das soziale Ideal zu proklamieren*).

Bewunderungswürdig ist freilich die Fülle scharfsinniger Organisationsarbeit, die den modernen Staat zu seiner riesen-

*) Erich Kaufmann, Das Wesen des Völkerrechts und die clausula rebus sic stantibus. 1911.

haften Machtfülle geführt hat. Aber die Bedeutung dieser Macht erschöpft sich in dem seelenlosen Zweck, einer ebensolchen Macht anderer Staaten das Gleichgewicht zu halten. Und je mehr sich alle Energie des Staates nach aussen richtet, um so weniger Kraft bleibt für das innere Leben des Staates übrig, dafür, diesen Staat kulturell so auszubauen, dass er es auch wirklich wert ist, mit einem so riesenhaften Aufwand von Macht und unter so ungeheuren Opfern verteidigt zu werden. Die Ausbildung des Mutes und der Tapferkeit auf militärischem Gebiet ist keineswegs gleichbedeutend mit einer Steigerung der geistigen Selbständigkeit und der moralischen Tapferkeit im innerpolitischen Leben. Es war bekanntlich *Bismarck*, der diese ausdrücklich als „Zivilcourage" von jenen unterschieden hat.

Dass die Völker alle irgend verfügbaren Kräfte in immer steigendem Masse dazu verbrauchen, sich gegenseitig in Schach zu halten, muss den gemeinsamen Feinden ihrer geistigen Freiheit über kurz oder lang die Herrschaft in die Hände spielen, wenn die Entwicklung in dieser Richtung ungehindert ihren Fortgang nimmt. Nur wenn die Völker der europäischen Kulturgemeinschaft sich zum gemeinsamen Kampf zusammenschliessen, ist auf eine günstige Wendung des Kampfes um die Kultur noch zu hoffen.

Dass der Mystizismus auf religiösem Gebiete bei konsequenter Durchführung zu einem blinden Autoritätsglauben führen muss, habe ich schon vorhin gezeigt. Man muss in der Tat mit Blindheit geschlagen sein, um nicht die seit dem Einsetzen der romantischen Bewegung immer mächtiger anschwellende Erstarkung des Klerikalismus zu sehen. *Ranke* glaubte noch in seiner „Geschichte der Päpste" (1834), dem Papsttum eine bloss historische Bedeutung für die europäischen Völker zuschreiben zu dürfen. Heute, im Zeitalter des Antimodernismus, genügt es, auf den wachsenden Einfluss des Jesuitismus und die ausschlaggebende Rolle des Ultramontanismus in den Volksvertretungen hinzuweisen, um jedem, der nicht die Augen dagegen verschliesst, das

stetige und sichere Fortschreiten der Fesselung der Gewissen vor Augen zu führen.

Alle diese Bestrebungen, die notwendige Einschränkung der individuellen Freiheit auf Autoritäten zu gründen, bedrohen zugleich jede Geistesfreiheit überhaupt mit der Vernichtung. Die entgegengesetzte Weltanschauung bietet zwar hieraus einen Ausweg. Indem sie aber jede allgemeine Verbindlichkeit leugnet, verfällt sie in den entgegengesetzten Fehler und treibt ihre Anhänger am Ende nur wieder ins Lager der Autorität hinüber. Die Forderung uneingeschränkter Freiheit führt auf politischem Gebiet bei konsequenter Durchführung zum Anarchismus. Um vor dieser verzweifelten Konsequenz wenigstens ein Stück Recht zu retten, ist man auf den Ausweg verfallen, das Recht auf den Willen aller Einzelnen selbst zu gründen: Was das Volk selbst, unmittelbar oder durch seine gewählten Vertreter, beschliesst, wird dadurch zum Recht. Die Demokratie als Regierungsform ist gleichbedeutend mit der Durchsetzung des Rechts. Eine Volksvertretung *kann* hiernach gar nicht ungerecht handeln; denn ihr Beschluss ist ja gerade der einzige Prüfstein alles Rechts. Man braucht das Prinzip dieser Doktrin nur hinreichend deutlich auszusprechen, um seinen Widersinn in die Augen springen zu lassen. Trotzdem herrscht es in den weitesten Kreisen als unbestrittenes Dogma; und wer das Prinzip angreift, zieht sich leicht den Namen eines Kulturfeindes und Volksunterdrückers zu. Und doch ist es oft gerade dieses Prinzip, das einer wirksamen Bekämpfung schwerer sozialer und kultureller Schäden im Wege steht, da sie durch die Zustimmung des Volkes angeblich sanktioniert werden. Es bedarf schon eines ungetrübten Blickes und sicheren Urteils, um einzusehen, dass ein Parlamentsbeschluss, der die Geistesfreiheit eines Volkes preisgibt, bloss ein historisches Dokument der Schmach und rechtlich nichtig ist, und dass alle Volksvertretungen der Welt ein soziales Unrecht nicht zu Recht machen können.

Die uneingeschränkte Freiheit führt auf wirtschaftlichem

Gebiet zum sogenannten Manchestertum, das jeden staatlichen Eingriff in das Wirtschaftsleben verwirft. Unter der Herrschaft dieser wirtschaftlichen Doktrin überliess man im Namen eines angeblichen Rechtes der freien Konkurrenz Hunderttausende von Arbeiterfamilien der Ausbeutung und dem Elend. Die Abweichungen von diesem Prinzip, vor allem die sozialen Reformen, sind nicht der Einsicht in die Unhaltbarkeit dieses Prinzips und der Anerkennung des Grundsatzes der sozialen Gerechtigkeit zuzuschreiben, sondern lediglich dem gegen das Prinzip sich schliesslich durchsetzenden Druck der tatsächlichen Verhältnisse. Was die sozialen Reformen ermöglicht hat, ist nicht die bessere Einsicht der Staatsmänner in ein richtiges Prinzip, sondern allein die handgreifliche, gefahrdrohende Not der Massen. Diese Not liess sich durch keine dialektischen Künste oder überlieferten Dogmen mehr wegdisputieren, und der von ihr ausgehende Zwang war am Ende stärker als alle Doktrinen. Um sich ihm zu fügen, bedurfte es keines besonderen Nachdenkens, geschweige denn der Unterstützung seitens der Philosophie. Aber die fürchterlichen Opfer, mit denen das verspätete Einlenken erkauft wurde, hätten der Menschheit erspart werden können, wenn man beizeiten den Lehren einer vernünftigen Philosophie Gehör geschenkt hätte.

Ganz anders liegt die Sache, wo es sich um Werte des menschlichen Lebens handelt, die weniger sinnfällig zutage treten, vor allem um die freie Entwicklung des geistigen Lebens, deren Wert überhaupt erst auf einer gewissen Stufe der Bildung eingesehen werden kann und die daher vor Erlangung dieser Bildung des besonderen Schutzes bedarf. Das Bewusstsein um diese unveräusserlichen Güter bei den Menschen wachzurufen und wachzuerhalten, ist die vornehmste Pflicht der Philosophie unserer Zeit.

In diesem Kampf gerät sie wieder mit der falschen Freiheitsdoktrin in Konflikt. Denn auf kulturellem Gebiet führt diese Doktrin zu einem Prinzip der Toleranz gegenüber der Verbreitung aller Lehren, mögen sie noch so offensichtlich

verbrecherischer Natur sein, ja sogar zur Duldung der ihr entgegengesetzten Fesselung der Gewissen mit Hilfe des Autoritätsprinzips. Dieser Doktrin zuliebe hat man es geduldet, dass der Jesuitenorden, nachdem er bereits aufgehoben war, im Laufe des neunzehnten Jahrhunderts zu einer früher nie erreichten Bedeutung und Macht gelangt ist, und bald werden wir wohl in Deutschland die letzten Überreste des einst gegen ihn errichteten Bollwerkes schwinden sehen. Einem gewöhnlichen Verbrechen, einem Diebstahl oder Morde gegenüber verlässt selbst der fanatischste Freiheitsdoktrinär sein Prinzip zugunsten seines gesunden Rechtsgefühls, denn das Unrecht ist hier zu empfindlich spürbar, als dass man die Augen dagegen verschliessen könnte. Wenn aber Hunderte von Millionen mit List um den Wert und die Schönheit ihres Lebens betrogen werden, wenn mit Hilfe jahrhundertelanger, scharfsinniger Organisationsarbeit ihr Gewissen geknechtet, ihre Seele gemordet und ihr Leben geschändet wird, ohne dass sie das Unrecht empfinden, weil sie überredet werden, eben das bedeute ihre wahre Freiheit und das Heil ihrer Seele, — dann beruft sich der Vertreter der Toleranz auf das Prinzip „volenti non fit injuria" und schaut mit verschränkten Armen zu. Denn das Bedürfnis nach geistiger Freiheit ist ja im Bewusstsein der unglücklichen Opfer noch nicht erwacht, ihr Verstand hat diese Idee nicht in sich aufgenommen, — also haben sie auf Gedankenfreiheit keinen Anspruch, wohl aber ihre Hirten auf die Freiheit, ihnen die Freiheit zu rauben. So lässt es das Prinzip der anarchischen Freiheit zu, dass die Menschen zu einer Herde zusammengetrieben werden.

Aus demselben Prinzip des „laisser faire, laisser aller" geht mit Notwendigkeit die internationale Anarchie hervor, die den wahnsinnigen Satz „si vis pacem, para bellum" als der Staatsweisheit letzten Schluss einem technisch ebenso vollkommenen wie philosophisch irregeleiteten und ethisch desorientierten Zeitalter hat aufdrängen können. Wenn es keine von der Willkür unabhängigen Rechtsnormen gibt,

ist in der Tat nicht einzusehen, auf welcher Grundlage sich ein wirkliches Völkerrecht errichten liesse, und wie es, selbst wenn seine Gesetze einmal festständen, zu wirksamer Geltung gebracht werden könnte. Es bleibt nur übrig, keinen Staat in seiner Souveränität zu beschränken, und es damit dem Zufall zu überlassen, wie die Völker ihre Interessenkonflikte ausgleichen. Tatsächlich geschieht dies daher in der Regel durch angedrohte oder offene Gewalt, und es ist nur ein gütiges Geschenk des Schicksals an die Menschheit, dass sie überhaupt Zeiten erlebt, in denen der Krieg nicht offen ausgetragen, sondern nur angedroht und vorbereitet wird. Es ist lediglich ein glückliches Spiel des Zufalls, dass die sittliche Entwicklung der Menschheit hinter dem Ausbau der Kriegstechnik nicht noch mehr zurücksteht. So gross auch die Schuld Einzelner hier sein mag, so ist es doch nicht abzustreiten, dass in dieser Entwicklung eine entscheidende Rolle dem tragischen Dilemma zufällt, in das uns eine törichte Philosophie verwickelt hat. So lange die Menschheit die Vernunft mit dem blossen Verstande verwechselt, so lange sie nur die Wahl zu haben glaubt, ob sie dem Gebot eines höheren Willens ihre Freiheit zum Opfer bringen oder sich in ihrem Wahrheitsbedürfnis durch die leere Logik abspeisen lassen soll, so lange sie in Gewissensnot zwischen Autorität und Skepsis hin und her getrieben und zerrüttet wird, ebenso lange wird auch eine wahrhafte und befreiende Lösung ihrer Probleme eine Utopie bleiben. Erst wenn man, nicht nur hier und da unter dem Druck der zufälligen Umstände, sondern bewusst und allgemein der Vernunft im Leben der Einzelnen und der Völker die Führung anvertraut, wird es möglich werden, dass die Menschheit ihre Vervollkommnung selbst in die Hand nimmt und den Beweis ihrer Mündigkeit erbringt. Freilich liegen die notwendigen Erkenntnisse dunkel in der menschlichen Vernunft, und es bedarf ernster und ehrlicher Arbeit des Verstandes, um sie zur Klarheit des Bewusstseins zu erheben. Diese Arbeit ist die Aufgabe der Philosophie, wie sie von *Fries* klar

und deutlich ausgesprochen worden ist. Wie tief die *Platon*ische und die *Fries*sche Philosophie in ihrem innersten Wesen verwandt sind, erkennen wir an der königlichen Stellung, die *Platon* der Philosophie in seinem Idealstaate einräumt und die ihr mit Notwendigkeit zufallen muss, wenn einmal die klare *Fries*sche Lehre von der menschlichen Vernunft zur allgemeinen Anerkennung gelangt ist.

Die Philosophie der Romantiker und ihrer Epigonen hat in dem Jahrhundert ihrer Herrschaft ihre Unfruchtbarkeit und Ohnmacht genugsam bekundet. Sie hat den Anspruch verwirkt, dass ihr die Führung im wissenschaftlichen und öffentlichen Leben noch einmal anvertraut werden könnte. Sie hat sich durch ihre Unfruchtbarkeit in Bezug auf alle ernsten, die denkende und handelnde Menschheit bewegenden Fragen selbst ihr Urteil gesprochen. Sie hat auf den grossen Beruf verzichtet, der der Philosophie in der Geschichte der Menschheit zukommt, auf ihren Beruf als Beschützerin der Geistesfreiheit und als Hüterin der Autonomie der Vernunft.

Ein Ausweg ist hier nur möglich durch die Rückkehr zur kritischen Philosophie, nur möglich dadurch, dass man den Grundfehler beseitigt, der in der Nichtunterscheidung der Vernunft von der Reflexion liegt. Die Aufklärung dieses Unterschiedes ist der Ausgangspunkt der grossen Reform der Philosophie, die *Fries* begründet hat, und es kommt nur darauf an, dieser *Fries*schen Entdeckung allgemeines Verständnis und allgemeine Anerkennung zu verschaffen, um den wirklichen Mangel der Aufklärungsphilosophie zu beheben und damit zugleich die Wurzel der durch ihn veranlassten reaktionären Gegenbewegung zu zerstören, unter deren wachsendem Einfluss wir noch heute stehen.

So soll uns die kritische Philosophie wieder dazu verhelfen, gegenüber allen falschen Lehren von der Ohnmacht der menschlichen Vernunft eine Lehre des Selbstvertrauens der Vernunft in ihre Rechte einzusetzen.

Rechtsphilosophie

von

Kurt Peschke

Eine Wissenschaft um des Wissens willen ziemt uns nicht, uns Denkenden einer tatenfrohen Gegenwart. Brauchbar müssen unsere Wahrheiten sein, unserem Willen sollen sie helfen oder zum mindesten unserem Geniessen. Darum stürzen wir nicht wissbegierig auf jede erlernbare Lehre, sondern fragen erst nach ihrer Absicht und dem Lohn ihrer Weisheit. Nur das Wissenswerte sei uns der Erkenntnis wert!

Mit diesem Vorurteil gehen wir auf die Gedanken ein, die als Rechtsphilosophie Anspruch auf geistige Bedeutsamkeit erheben.

* * *

Wer deutsche Rechtswissenschaft in Theorie und Praxis kennt, und zufällig auch deutsche Rechtsphilosophie, wie sie in Lehrbüchern und Kollegs vorgetragen wird, der muss gestehen, dass eine tiefe innere Notwendigkeit die beiden nicht verbindet. Die sogenannte philosophische Rechtsbetrachtung wirkt wie eine überflüssige Dekoration an dem soliden Gebäude der Jurisprudenz. Ihre offiziellen Probleme, der Ursprung des Rechtes, der Begriff des Rechtes, die Geltung des Rechtes, und andere ähnliche, werden herzlich gleichgültig in dem Augenblicke, in dem praktische Rechtsfragen Antwort erheischen. Offen gestanden: dem Juristen ist Rechtsphilosophie ein müssiger Geistessport nicht ernsthaft beschäf-

tigter Doktrinäre. Das Schlimme ist: Der Fachbanause hat Recht — gegenüber dieser Philosophie, die Platz in seinem Fache beansprucht.

Wer Rechtsphilosophie als Notwendigkeit begreifen und begreiflich machen will, muss über den Irrtum hinwegkommen, dass sie als Eingang oder Ausklang der Wissenschaft vom geltenden Recht leben könne.

Die Absicht der Rechtsgelehrtheit ist durchaus praktisch. Nicht ein Wissen, sondern ein Können soll ihren Jüngern vermittelt werden; richtiger Anwendung der anerkannten Rechtssätze auf die vielgestaltige Wirklichkeit: diesem Zwecke dient das erworbene Wissen. „Das" Recht, mit dem sich so gut philosophieren lässt, existiert für die Jurisprudenz in Wahrheit nicht. Aber das Recht, wie es zu dieser bestimmten Zeit, an diesem Orte, in diesem Staate als verbindlich vorgeschrieben ist, das verlangt der Jurist zu beherrschen.

Wer sich mit konkreten Tagesfragen beschäftigt, ist leicht geneigt, jede etwas allgemeinere Betrachtung als philosophisch zu verehren. Aber die Rechtsbegriffe logischer Weite schweben nicht losgelöst vom Boden der Rechtswissenschaft in der Luft, nur aus dieser empfangen sie Inhalt und Zweckbestimmung. Das Problem der Kausalität in Straf- und Zivilrecht — Bibliotheken „rechtsphilosophischer" Werke haben es ein für alle Mal zu lösen versprochen. Und doch vermag kein „rechtsphilosophischer Standpunkt" die gesetzgebenden Faktoren eines Landes zu hindern, für *dieses* Recht, für *dieses* Gesetzbuch, für *diesen* Paragraphen dem Wörtchen „verursacht" einen anderen Sinn unterzulegen als die reine Logik. Schweigt authentische Interpretation, führt aber philosophische Auslegung des Kausalbegriffes zu praktisch unmöglichen, der Tendenz des Gesetzes widersprechenden Resultaten, so muss der Jurist, seiner Pflicht getreu, sich nach seinem Rechte, nicht nach seiner Philosophie entscheiden.

So steht es um all die tiefsinnigen Definitionen über „*das* Recht", „*den* Staat", „das Eigentum", „die Persönlichkeits-

rechte" usw., Begriffe, wohl geeignet, die Menge der Rechtsvorschriften zu systematisieren, nicht aber, aus innerer logischer Notwendigkeit geltendes Recht zu erzeugen. Eine allgemeine Rechtslehre, eine Wissenschaft von den Grundbegriffen „des" Rechts hat immer nur soviel Daseinsberechtigung, als sie der Erkenntnis einer konkreten Rechtsordnung dient; sie ist insoweit notwendiger Teil der Jurisprudenz; ihr den Namen „Rechtsphilosophie" zu vindizieren fehlt jeglicher Anlass.

Dieser Satz gilt ebenso von der historischen Kenntnis der Rechtsentwicklung. Die philosophische Ahnungslosigkeit der Fachgelehrten nennt Philosophie ein Sammeln und Katalogisieren zeitlich und örtlich möglichst weit entfernter Rechte; das Ergebnis dieser Faktenhäufung präsentiert sich uns als „Entwicklungsgeschichte des Rechts", als Erkenntnis seiner philosophischen Bedeutung. Ob die Philosophie hiervon gewinnt, bleibe vorläufig dahingestellt; der Rechtswissenschaft, die Regeln für das Handeln jetzt lebender Menschen sucht, hilft Kenntnis abgestorbener oder anders gewachsener Rechte nichts. Gleichgültig kann ihr sein, wie das Gutachten der Geschichtskenner über die Rolle des Rechts in der Menschheitsentwicklung lautet.

Jeder rechtlichen Vorschrift schwebt ein bestimmter Zweck vor. Nahe liegt hier der Irrtum, dass wohl die Gesetze, gewissermassen die Ausführungsverordnungen der obersten Zwecke jedes Rechtes, differieren, aber diese selbst bleiben müssen; und sie aufzufinden und so Jurisprudenz zu einer logisch geschlossenen Wissenschaft zu erheben, das, meinen schon Aufgeklärtere, sei Rechtsphilosophie.

So soll der Zweck der Strafe dem Richter den Weg zur richtigen Auslegung der Strafgesetze weisen. Nun, nicht dass die Gelehrten sich bisher über diesen Zweck in ihrer „Strafrechtsphilosophie" nicht einigen konnten, entscheidet, sondern die positiven Strafbestimmungen selbst, die eben beim besten Willen sich nicht unter den Hut eines Zweckes bringen lassen. Hier hat Vergeltung, hier Abschreckung, dort

der Präventionsgedanke, dort gar kein Gedanke, eine hergebrachte Dummheit, gewirkt, um diese oder jene Regelung des Strafkodex, des Strafverfahrens, der Bestrafungsordnungen zu zeitigen. Es ist einfach eine Naivität, so verschiedene Rechtssätze wie aus einem allweisen Hirn entsprungen sich auf einen obersten Zweck konzentrieren zu lassen. Ziele des Rechtes setzen die Gesinnungen derer, denen die Macht zur Rechtsschaffung gegeben ist. Es erwächst aus dem Streit um die Herrschaft kämpfender Parteien aus ganz unberechenbaren, oft gar nicht mehr nachweisbaren Einflüssen, zuweilen eines Einzelnen. Und diese Tendenzen, welche der Jurist erfassen und ins Leben überführen soll, unbekümmert um seine private Meinung — sonst hat alle Gesetzgebung keinen Sinn — widerstreiten sich natürlich häufig, sind bisweilen nicht mehr zu finden oder noch nicht klar zum Durchbruch gelangt. Aber nicht allgemeine Theorien, sondern die Tendenz dieser speziellen Rechtsordnung leitet die Wahl, und die berühmten drei Worte des Gesetzgebers schaffen oft entsetzliche Klarheit.

In der Regel will der Rechtsphilosoph, der so den Zwecken des Rechtes nachjagt, nicht nur Erkenntnis des geltenden Rechtes gewinnen, sondern zugleich das richtige Recht, das Recht, wie es sein soll, aufdecken. Diese Aufgabe der Rechtsphilosophie ist aber ganz anderen Geistes als jene, deren Bedeutungslosigkeit uns hier aufgegangen ist; beide vereinigen zu wollen, ist ein Zeugnis logischer Verwahrlosung.

* * *

Verlangt die Wissenschaft vom geltenden Recht nicht nach einer Rechtsphilosophie, so doch die Philosophie nach einer Philosophie des Rechtes.

Auch in der Philosophie hat ein dem Geiste abholdes Wissenschaftlertum unmögliche Aufgaben und Beschränkungen ins Aufgabenlose als Absicht dieser Geistestätigkeit verkündet. Alles, was über Wissenschaft hinausgeht, wird als Geistreichelei abgetan, nur die Fachwissenschaften soll

Philosophie eröffnen oder abschliessen, die Umtaufung „Wissenschaftslehre" besagt alles.

Philosophie — sie ist mit nichten eine wissenschaftliche Aufgabe wie andere auch, mit Erfahrung und Begriffsbestimmung jedem Fleissigen zu lösen. Die Erkenntniskritik, deren missverstandene Lehren eigentlich diese unglückliche Identifizierung von Philosophie und „allgemeiner Wissenschaft" verschuldet haben, berührt die Methoden und Ergebnisse der Einzelwissenschaften nicht. Jede Wissenschaft muss die allgemeinen Begriffe der Logik, die Kategorien, die Denkformen von Raum und Zeit annehmen; mit ihnen baut sie auf, und es ist ihre Voraussetzung, dass sie an ihren Voraussetzungen nicht zweifeln darf. Gerade weil wissenschaftliche Erkenntnisse da sind, mit zwingender logischer Gültigkeit, trieb es einen philosophischen Geist zu der Frage: Wie ist so etwas möglich? Der Sinn dieses Zweifels an der Erkenntnis ist aber ein ganz anderer als der der Wissenschaften, die mit der Erkenntnis in die Erfahrungswelt eindringen; er verfolgt ein überwissenschaftliches Interesse. Denn ob man bekennt, unsere Vernunft sei begrenzt, was sie vermittelt, sei nicht das Erste und nicht das Letzte, oder ob man behauptet, wir können hinter den Vorhang der Erscheinungen sehen, oder ob man als Realist sagt, der Vorhang sei nicht da, die Welt sei so, wie sie erscheine, das ist keine spezielle wissenschaftliche Entdeckung, das ist ein Urteil über den *Wert* der Erkenntnis für den Sinn des menschlichen Lebens überhaupt.

Die Bedeutung der Wirklichkeit für den Menschen, des Subjekts für das Objekt festzusetzen, dies ist das Trachten aller grossen, lebendigen Philosophien, aller Religionen, jener popularisierten Philosophien.

Nun ist Erkenntnis aber nur eine Seite, nicht einmal die ursprünglichste und wichtigste, menschlichen Wesens. Noch mehr verlangt es uns, Gefühl und Willen nach einem Bilde des Ganzen zu richten. Es ist ein schöner Wahn, als geruhige Beschauer den Fluss des Lebens an sich vorüberziehen zu

sehen. Ein jeder steht mitten darin, spürt Neigung und Abneigung, muss Ziele sichten, um nicht haltlos einherzutreiben. Die unerbittliche Frage: Warum? zwingt, jeden Zweck, der der Verwirklichung wert empfunden wird, von einem nächst höheren Zweck abzuleiten, diesen wieder von einem umfassenderen, übergeordneten, und so würde die unendliche Kette nie zu Ende gedacht werden, wenn nicht die Notwendigkeit des Entschlusses zum Handeln einmal Halt geböte und den letzten obersten Wert als keines Beweises bedürftig anerkennte. Hier traten die Alten mit Metaphysik und Religion hilfreich heran, sie suchten sich den Sinn dieser Welt zu beweisen, und so nebenbei ergab sich daraus der höchste Zweck menschlichen Tuns. *Kant* wies der Erkenntnis den umgekehrten Weg, vom Subjekt zum Objekt; *Nietzsche* — immer noch missversteht man diese gewaltige Tat neuerer Philosophie — enthüllte schonungslos die Abhängigkeit der sittlichen Werte vom schöpferischen Willen des Menschen. Wir wissen jetzt: die Ethik, das bisher so kritiklos geübte Predigen irgendeiner Moral, war überall a priori da; diese beweislose Anerkennung höchster Ziele ist es, aus der die philosophischen Systeme der Welt in ihrer vorgeblich so rein verstandesmässigen Widerspruchslosigkeit herausspringen. Weltanschauung (gleich Metaphysik) ist im Grunde nichts weiter als Projektion der sittlichen Lebensauffassung eines Subjektes auf das Objekt.

Wir müssen uns freimachen von der dünkelhaften Beschränktheit, dass jede Denktätigkeit dem Menschen nur dann fromme, wenn sie allgemeingültige, wissenschaftliche Resultate liefere. Die Philosophie, diese für das Leben unerlässliche Gedankenarbeit, ist nicht Wissenschaft, kann sie nicht sein. Wäre es so, dass die Objekte uns allen die gleichen Wertgefühle einflössten, so wäre eine gleiche Philosophie für alle möglich. Aber — zu unserem Glück — diese Gleichartigkeit der Gesinnung fehlt. Wem dieses Leben schön und daseinswert erscheint, dem vermag kein Pessimist logisch zu beweisen, dass wir in der schlechtesten aller denkbaren

Welten leben. Wer sich als Werkzeug überirdischer Ziele fühlt, dem kann niemand demonstrieren, dass er um seiner selbst willen oder greifbarer irdischer Ziele wegen hier atme und wirke.

Der Kampf um die Weltanschauung ist ein Streit der Persönlichkeiten; das letzte Ziel einer jeden ist ein Glaubensbekenntnis, und so viele höchste Werte aufgestellt werden können — das kann täglich neu geschehn — so viele Philosophien gibt es, neben- oder vielmehr gegeneinander. Wir brauchen eine Weltanschauung, nicht damit wir denken, sondern damit wir leben können.

* * *

Nur auf dem Boden einer schon gewonnenen Weltanschauung kann Rechtsphilosophie erwachsen, dort aber muss sie erstehen und massgebend werden für einen nicht unwesentlichen Teil unseres gesamten Daseins. Denn das geltende Recht zwingt den Staatsbürger, von Machthabern gesetzte Zwecke zu verwirklichen. Jeder Zweck steht aber der Bewertung frei durch eine den höchsten Zweck erschliessende Philosophie. Rechtsphilosophie ist Lehre vom Recht, wie es sein *soll*, nicht wie es ist oder war. Rechtsphilosophie — das ist *Politik* im umfassendsten Sinne.

Zwei Aufgaben ergänzen sich in der Idee einer jeden Rechtsphilosophie: *kritische* Wertung des geltenden Rechts, und *voluntaristische* Zwecksetzung für das Recht der Zukunft.

Nicht ohne Schaudern sehen wir jetzt, wie weit die gelehrte Rechtsphilosophie diese Aufgabe verkannt hat; wie sie, in beständiger Angst, unwissenschaftlich zu erscheinen, Kraft und Saft eingebüsst hat und zu einem armseligen Spiele geworden ist, mit dem man keinen Hund mehr vom Ofen locken, geschweige denn ein Recht und einen Staat reformieren kann. Auch dadurch lässt sich die Wissenschaftlichkeit nicht retten, dass man alle möglichen Ideale nebeneinander stellt und für jedes die passende Rechtsphi-

losophie konstruiert. Wer selber mit leidenschaftlichem Willen nach einem Sinn des Lebens strebt, wird mit solch blutloser Unparteilichkeit keiner der ihm innerlich fremden Rechtsphilosophien Wirkungsfähigkeit verleihen können. Dem Irrtum sei gleich vorgebeugt, als gelte es nur, eines der Programme unserer politischen Parteien herzunehmen und mit philosophischen Schlagworten zu verbrämen. Ach Gott, dazu eignet sich keiner dieser Majoritätsbeschlüsse, die, allen möglichen Zwecken entsprungen, nicht um eines Ideals willen, sondern zur Anlockung der lieben Wähler aufgebaut sind. Immerhin — in diesen Streitrufen politischen Kampfes steckt oft noch mehr wahre Rechtsphilosophie, als in sämtlichen professoralen Lehrbüchern. Es ist hier wie in der Philosophie überhaupt: Die fortwirkenden Ideen, die eigentlichen Geistestaten, entstammen nicht der Zunft der Gelehrten, sondern unabhängigen Aussenseitern, leben weiter im Herzen der Denkenden aller Volksschichten. Stellungnahme zu den grossen politischen Problemen, die den Mitlebenden bewegen, erwartet vom Rechtsphilosophen das Volk. Seinen tiefsten, dunkel geahnten Bedürfnissen entspricht eine Philosophie des Rechtes, wie wir Unwissenschaftlichen sie ins Leben rufen möchten.

* *
*

Dies sei *unser* Bekenntnis zum Leben und zum Rechte:

Auf dieser Erde erfüllt sich unser Schicksal; nicht fühlen wir Freien uns als gehorsame Jünger einer Hinterwelt, deren Befehle irgendwelche Autoritäten hier verkünden. Nur was der souveräne Geist als richtig und gut anerkennt, sei der Leitstern unseres Wollens.

Wir beugen uns auch nicht vor der herrschenden Ansicht und dem Trumpf der grossen Zahl. Fort daher mit jener elendesten aller Rechtsphilosophien, die, in dem wissenschaftlichen Mantel der historischen Rechtsschule, die Impotenz zu schöpferischer Politik als Lehrsatz verkündet, indem sie die „Volksüberzeugung" zum Massstab aller Werte erhebt.

Nicht der Advokat der irrenden Menge sei der Rechtsphilosoph, sondern ihr Richter!

Grosse Ziele erfordern einen langen Willen. Wir hüten uns vor der Torheit jener Popularphilosophen, die ein Ideal (z. B. den ewigen Frieden) deshalb als abgetan verhöhnen, weil die Wirklichkeit immer wieder das Gegenteil produziert. Wohl erwägen auch wir die Kategorie des Könnens, weisen Utopien zurück, die der menschlichen Natur widersprechen, sehen ein, dass ein uns unsympathischer Zustand sehr wohl auf dem weiten Wege zum Zweck als taugliches Mittel wieder geheiligt werden kann, aber unsere Politik erschöpft sich nicht in den Forderungen des Tages.

Unsere Ziele sind nicht so kurzlebig wie die Individuen, aber sie müssen so sein, dass jede Generation von neuem danach trachten kann. Dunkel ist des Menschengeschlechtes Anfang und Ende; wir fragen nicht mehr da draussen an, welchen Zweck es hat; aus uns selbst holen wir die Werte und legen den Sinn in dieses Leben. Sinnlos aber wäre es, irgend einen Zustand künftiger Geschlechter als Abschluss sittlichen Strebens der Lebenden zu bezeichnen. Wir denken hier an jene Dilettanten der Moralphilosophie, die das grösstmögliche Glück der grösstmöglichen Zahl auf dieser Erde als selbstverständlichen Endpunkt ethischer Entwicklung proklamieren. Nicht die wechselnden Begleitgefühle der Tätigkeit geben der Tat den Wert, sondern die Tätigkeit selbst.

Daher können auch die erstarrten Produkte, die doch von jedem Nachlebenden immer neu geschaffen und genossen werden müssen, das endgültige Kriterium des Wertes nicht liefern. Wer in den *Werken* das sittliche Ziel sieht, vergisst, dass diese tot sind ohne Kenner und Benutzer.

Kultur, wir finden kein besseres Schlagwort für den höchsten Zweck, ist nicht eine Ansammlung von sachlichen Werten, sondern persönliche Tätigkeit, das Dasein hervorragender, Werte schaffender, das ziellose Leben beherrschender und immer neu belebender Individualitäten. Alle sind be-

rufen, aber Wenige sind auserwählt — dass jeder nach Entfaltung seiner Kräfte strebe, dass die Wenigen an ihr Sonnenlicht gelangen und fruchtbar werden für die Vielen, dies sei unser Ideal, das Ideal jedes neuen Geschlechtes.

* * *

Die Rechtsphilosophie lehre als erste Wahrheit Selbstbeschränkung dem Rechtsetzenden. Nicht kann er Kultur erzeugen, aber er soll sie fördern, Unkultur vernichten. Jedes Recht ist Ordnung einer bestimmten Gemeinschaft. Aber nicht kann diese notwendige Organisation der Endzweck alles sittlichen Ringens sein. Der Staat, ist seine Existenz auch Voraussetzung der Kultur (wie anderes, Nahrung und Schlaf), mag sein Bestand auch mit Blut und Gut nicht zu teuer erkauft werden — der absolute Wert ist er uns nicht. Den Boden soll er schützen, auf dem unsere Werte wachsen; aber in Freiheit gedeihen sie.

Wieviel Aufgaben winken hier dem Politiker! Kein Gebiet unseres Rechtes — man denke etwa an den Strafkodex —, auf dem nicht gänzlich unnötige Fesseln, geschmiedet von eigensinnigen, staatliche Macht für ihre Zwecke missbrauchenden Moralisten, den freien Aufstieg des Geistes hemmen. Über den Parteien stehe der Gesetzgeber, seiner Aufgabe als Mittels zum Zweck wohl bewusst; nicht suche er Menschen anders zu formen, weil andere anders denken oder fühlen.

Noch fehlt den Heutigen der Wille zu kultureller Macht. Der Sinn nach äusserer Herrschgewalt bewegt die Völker der Erde, kriegerischer macht sie die Geldgier ihrer Grosskapitalisten als früher die Ruhmsucht ihrer gewaltigsten Potentaten. Pflicht ist es heute, solchen Instinkten mit gleicher Gewalt zu begegnen. Nicht aber ist es unzeitgemäss, Ziele zu setzen, die über die Gegenwart ragen. Ein Staat, der sich als Hort wahrer Kultur bewähren kann, muss zum Erzieher der anderen werden, muss auch in ihnen den Trieb, die höchsten Bedürfnisse den niedersten zu opfern, unter-

drücken und die Denkenden in die Herrschaft einsetzen. Dass unser Deutscher Staat durch die eiserne Notwendigkeit des Augenblickes nicht die Ziele der Zukunft vergesse, dazu verhelfe uns an ihrem Teile deutsche Rechtsphilosophie!

Aufgaben für die Friedenszeit

von

Alfred Kerr

Ich verzeichne folgendes früher Geschriebene.

Die Worte standen im ersten Pan-Heft — und im jüngsten. (November 1910 und April 1915).

Hiernach einige Zusätze.

I

Die verfügbare Menschengattung

1910 schrieb ich: „In dem sicheren Krieg mit dem englischen Bund werden alle das Recht haben ihr Blut zu verströmen, ohne zuvor dieselben Rechte zu besitzen . . . Gleichheit im Tod: im Leben nicht."

Etwas tue not im Frieden, das bei bestimmten Anlässen „sozusagen körperliche Kundgebungen ins Werk setzt. Hierauf, nicht auf Gesinnung, kommt es an. Gesinnung ist massenweis da."

„Umwälzer und Besserer brauchen nicht edle Ideen zu besitzen, sondern einen General."

Erforderlich sei (links) etwas, das „die Erbärmlichkeit des gegenwärtigen Bürgertums zerpeitscht. Erbärmlichkeit, die jede Fünf gerade sein lässt, solange verdient wird . . ."

Auf den Trab durch Tritte solle man einer sonst innerlich hochstehenden Art helfen — „nämlich allen diesen freiheitlichen und vernünftigen Menschen, die sagen: ‚Das tut man doch nicht', ‚Dazu ist man zu anständig', ‚Man kann doch

eigentlich kaum'. Das sind die Schlimmsten. Alle diese mit wirklicher Gesittung durchsetzten Leute von innerem Wert: denen aber die Ursprünglichkeit abhanden gekommen ist; die Gabe des Rüdigseins; die Macht des Mittuns; die Lust des Loslegens; die Entschlossenheit zur Schlacht . . . statt dessen haben sie die Furcht sich blosszustellen; den horror des Heraustretens; das Lächeln des nachgebenden Klügeren." Man solle diese Gattung „hauen, bis sie nicht mehr sitzen kann".

Von jener geistig hochstehenden, doch schwachen Menschengattung schrieb ich 1915:

„Sie erfindet Mittel — andere verwenden sie. Diese Schicht stellt in den Dienst ihrer Wünsche . . . die Sehnsucht: nicht das Wagnis. Es kommt aber nicht auf hohe Reife (die hat sie) an: sondern auf hohe Traute."

Soweit über die verfügbaren Menschen. Sie müssen sich wandeln.

II

Die möglichen Wandlungen

April 1915 schrieb ich: „Das Land-Innere wird nach dem äusseren Kampf zu bestellen sein.

Nicht von Idealisten, sondern von Könnern! Jeder Idealistentrupp sollte sich einen Könner mieten. (Jeder Idealistentrupp sollte sich einen Könner mieten.) Ich war des Glaubens von Anbeginn: dass mit durch und durch vornehmen Gefühlen kein Hund vom Ofen gelockt wird. Auch in Zukunft nicht. Dass in der Friedenszeit Entschliessungen von Saalbrüdern einen Quark helfen. Wirklichere Mittel müssen an ihre Stelle treten in Zukunft. Nicht über edle Gedanken sollen die Besserer verfügen, sondern über einen General . . ."

Es bleibt meine Forderung von damals für künftig: die gebildete Tatlosigkeit der sogenannten anständigen Menschen als etwas Unanständiges ihnen einzubläuen. (Die gebildete Tatlosigkeit der anständigen Menschen als etwas Unanständiges ihnen einzubläuen.)

Erforderlicher Kern des Zustandes nachher: „Seelisch wertvolle Parteien dürfen länger nicht als Spielbälle rumkullern. Sie müssen Waffen tragen lernen. Heut ist die Stunde nicht, um festzustellen, wieweit Abstimmung der Gesamtheit, wenn es Tod und Leben gilt; wieweit Mitwirkung der Frauen (als welche die schmerzvollen Gebärerinnen und schmerzvolleren Verliererinnen sind) für jedes Volk in Betracht kommt. Eins nur dürft Ihr in alle Zukunft nicht aus dem Auge lassen: Schätzung einer bestimmten Sorte von Willen. Er zeigt sich im Anlegen eines Zweckbetriebs; Massenordnung.

Ihr seht in allen Ländern folgendes Niezuerwartende: von Hunderten tun Achtundneunzig was sie nicht wollen; und Achtundneunzig tun was Zwei wollen.

Fasst Euch ein Herz für einstiges Durchführen bessernder Wünsche: damit wir Achtundneunzig einmal diese Zwei sind.

Hierauf kommt es an."

III

Erläuterungen; Zusätze

Die letzten Wendungen sagen: dass die Hochstehenden, oft Vergewaltigten ... einmal die Vergewaltiger sein müssen, zu hohem Zweck. Nicht bloss auf eine verächtliche Art weise: sondern machtvoll im Aufzwingen der Weisheit.

Ich bin durchdrungen, dass nur durch Beelzebub hier der Teufel auszutreiben ist. Dass unser allgemeines Ziel ein Sieg der Erfinder zu sein hat über die Verwender.

Ich betrachte die Kriegsparteien rings in Europa (die aus übertünchter Lust am Kriege zum Krieg drängenden Parteien) als tiefstehende Gattung. Ich will eine Kratie der Aristoi. Ich will, dass künftig der Wille der Besten den Tiefstehenden aufgedrückt wird — nicht wie heute der Wille von Tiefstehenden den Besten. Dies besagt mein Satz: dass wir 98 (Vergewaltigte — unter denen sich keineswegs nur Bessere finden, sondern lenkbares Menschenwerkzeug aller Art ... aber es wird heute gegen uns gelenkt) — dass wir Vergewal-

tigten die Vergewaltiger werden. Dass die wirkliche Kratie der Aristoi kommt; während jetzt in den Kriegsparteien Europas eine — wenn ich so sagen kann — Oligo-Ochlokratie herrscht.

* *
*

Ich prüfe nicht, wieweit, was man Zivilisation usw. nennt, von den Westmächten vor uns gemacht worden ist. Selbst wenn das wäre, bleibt es ein Blödsinn Englands: für aufkommenden Wettbewerb nur einen Strick übrig zu haben.

Ich bin ja innerhalb eines Landes für sozial gerechte Verteilung. Man gebe Solchen, die nicht genug haben.

Also bin ich für gerechte Verteilung auf dem Erdball. Man gebe Solchen, die nicht genug haben. Deutschland hatte nicht genug.

Aber der Krieg ist hierfür das intellektloseste Mittel.

(Krieg ist: das intellektloseste Mittel mit sehr intellektvollen Mitteln zustande gebracht. Die notgedrungen gewaltsame Schreckensherrschaft des Geistes ist einmal erforderlich, um den Intellekt an das Intellektuelle zu schirren.)

* *
*

Ich schliesse mit einem Blick auf Erfinder und Verwender. Mit einer Prägung ihrer Widersätzlichkeit. Alle tiefe Komitragik des heutigen Wehstands ruht hierin. Ich schrieb:

„Die Erfinder sind in einem Lande die Verwender nicht. Die Schöpfer der Mittel nicht Wähler des Zwecks.

Künftig gilt es für sie: Mittel zu schaffen, um auch Wähler des Zweckes zu sein.

Mittel zu erfinden, wie man als Erfinder die Zwecke wählen kann . . .

Es ist von allen Aufgaben die grösste."

Organisation der Organisationen

(Ein Entwurf)

von

Max Brod

Das Erlebnis bei Kriegsausbruch wird verschieden beschrieben. Bei den einen war es ein Entsetzen, bei den andern grösstes Glück. Ziemlich übereinstimmend aber wird von einem hohen Erstaunen berichtet, dem Staunen über die Eintracht, die sich in grossen Massen sonst Entgegengesetzt-Denkender durchsetzen konnte. Von einigen, z. B. Scheler, wird diese Eintracht als Wachstum des irdischen *Liebes*reiches vermerkt, obwohl sie doch so deutlich ihrer Ursache wie ihrem Abzielen nach ohne die ungeheuerlich frisch hervorgebrochenen *Feindschafts*gefühle gar nicht gedacht werden kann. Man war hilfreich gegen die Volksgenossen, weil man ein fremdes Volk zu hassen, zu bekämpfen begann, und um es besser bekämpfen zu können. Denn „in der Eintracht liegt die *Macht*". Ob solch kriegerische, mit sehr irdischen Machtgefühlen dunkel untermalte Liebe einen sittlichen Gewinn für die Menschheit darstellt, will ich nicht entscheiden. Einerlei, die Tatsache erstaunlicher Eintracht zwischen Menschen, die von den divergentesten Voraussetzungen zu den divergentesten Teleologien hinstrebten, sie war da. — Lernen wir aus dieser Tatsache!

Es wird nach dem Krieg wiederum Parteien geben, die von den verschiedensten Gesichtspunkten aus die Möglichkeit zukünftiger Kriege zu verhindern suchen werden. Aus

den verschiedensten Motiven und mit denselben unzureichenden Mitteln wie bisher. Aus religiösen, sittlichen und aus rein materiellen Gründen; aus Kühnheit (einer höheren Idee menschlicher Freiheit folgend) und aus Feigheit; in der Überzeugung, dass die Natur des Menschen von selbst zum „ewigen Frieden" hintendiert, und in der Überzeugung, dass die ursprünglich barbarische Natur ein zu Brechendes ist; mit dem Ziele einer Komplizierung, Verfeinerung, Intellektualisierung der Seele und mit dem Ziele einer Vereinfachung, Herabspannung oder einer Ethisierung. Diese Ideen werden wirr durcheinander gegeneinander stürmen. Und man wird aus der Kriegsbegeisterung des Augusts 1914 nicht die praktische Maxime gezogen haben, dass auch sehr entgegenstrebende Ideen durch gute Organisation von einer gemeinsamen Hauptidee, einem Minimalprogramm aus zur wirksamen Erreichung ihres realen Zieles zusammengefasst werden können.

In dem Chorus wohlmeinender Politiker werden, wenn wir einige Anzeichen richtig deuten, als neuer Faktor die „Geistigen" nicht fehlen, das heisst solche Köpfe, die vor dem Kriege rein wissenschaftliche und musische Sonderleben geführt haben. Darf man jedoch diesen neuen Faktor nach dem, was sich schon jetzt in einzelnen Zeitschriften hervorwagt, beurteilen, so wird man sich füglich auf eine arge Enttäuschung bereit zu machen haben. — Nichts in der Welt der Ethik ist so gefährlich wie das Paradoxon, nichts so schändlich, so hassenswert. Denn das Paradoxon schüttet sein blendendes Licht nur scheinbar auf das Objekt aus, in Wahrheit lässt es nur sich selbst, sein Subjekt leuchten. Es „blendet", aber es „erleuchtet" nicht. Es ist im Wesen unsozial, egozentrisch. Haben sich nun die sogenannten „Geistigen" ernsthaft klar gemacht, dass sie, in die Stufe der Sittlich-Wirkenden aufsteigend, das bei ihnen so beliebte Paradoxie-Spielen endgiltig aufzugeben, ihre gerngepflegte Einsamkeit zu zertrümmern haben?

Den Geistigen, der in Wahrheit etwas wirken will, wird

man daran erkennen, dass er sich heute schon in der Welt des Wirkens umgesehen hat oder dass er es demnächst tun wird. Hier gibt es keine Ausflüchte. Die Elemente der Wirksamkeitswelt sind die politischen Parteien. Der Geistige gehört also, samt seinen Menschenbrüdern, in eine politische Partei. In eine schon bestehende oder in eine sich bildende. Nur bleibe man mir mit einer „Partei der Geistigen" vom Leibe! Da hätten wir die unsoziale Atomistik wieder, der wir entfliehen wollten.

Was ist er denn eigentlich, dieser vielbesprochene „Geistige", von dem einige die Rettung aus der heute enthüllten Hölle der Menschheit erhoffen? Er hat dieselben Triebe wie die anderen Zweibeinigen auch, ist Aristokrat oder Demokrat aus Gefühl, Nationalist oder Weltbürger, Pessimist oder Optimist, Christ oder Jude u. s. f. Nur, das wollen wir wünschen, ist er das, was er dem Triebe nach ist, bewusster, heiterer, in einer obern Region versöhnlicher als der Durchschnitt, ist ehrlich und ehrenhaft, ein Held seiner Überzeugung und zugleich ein ewiger Prüfer seiner Überzeugung. — Deshalb eben kann ich mir einen Segen versprechen: nicht von der Zusammenballung aller Geistigen, wobei doch nur ihr einander Widerstrebendes zum Ausbruch käme, — wohl aber von der Durchsetzung aller wirklich kulturwichtigen positiven Politikparteien mit geistigen Fermenten. Wenn dann, auf stetes Andrängen ihrer weitblickendsten Mitglieder, jede Partei ihr Wesen kristallklar ausbildet und vom Unwesentlichen befreit: warum sollte es nicht möglich sein, dass dann die Parteien eine über ihnen stehende Organisation formieren, die schliesslich nicht nur dem parlamentarischen Schein nach, sondern der Essenz nach eine Macht über den Staat bekommt? Warum sollte es unmöglich sein, dass die zu geistigen Parteien geläuterte Menschheit endlich dazu gelangt, ihre eigenen Geschäfte selbst zu führen?

Konkret gesprochen: Ich stelle mir vor, dass nach dem Kriege eine Kooperation aller derjenigen Parteien, die in der Bekämpfung des Imperialismus den nächsten Schritt zu einer

Vermenschlichung des Menschen sehen, sich als nötig und zweckentsprechend erweisen wird.

Hierbei können viele Arten humaner Denkweise zusammenarbeiten. Der echte Nationalist, dem das Wesen des Nationalen ein Dienen am Werk der Menschheit ist, der internationale Sozialdemokrat, der bürgerliche und der unbürgerliche Feind aller materialistischen, entwicklungstheoretischen (daher auch der marxistischen) Doktrin, der Anarchist, der monistische und der dualistisch-religiöse Reformer. — Nur mit dem „Revolutionär aus Prinzip", er mag sonst der edelste Mensch sein, möchte ich mich nicht an denselben Beratungstisch setzen. Denn wer in der Veränderung an sich, in dem Fluss zwischen zwei Zuständen seine innerste Freude findet, der kann seinen Blick nicht mit vollem ruhigem Ernst auf den nächsten Zustand als auf einen zumindest provisorischen Fixpunkt, als auf ein wirkliches „Bessersein" richten.

Befürworte ich etwa, indem ich so gegensätzliche Richtungen zur Zusammenarbeit einlade, ein Kompromiss? Keineswegs. — Ich schlage nämlich durchaus nicht ein wirkliches Zusammenleben von Mann zu Mann, eine Symbiose der verschiedenen politischen Parteien vor, was nur zu Verfälschungen und Verwässerungen führen müsste. Nein, nur eine Verständigung über einzelne Massnahmen. Deutlicher gesagt: einen jährlichen Kongress von Repräsentanten aller jener Parteien, die den Imperialismus bekämpfen. — Hierbei verstehe ich unter Imperialismus jene Geistesrichtung, welche den Sinn eines Staates, eines Volkes in seiner *physischen* oder auf *Physisches fundierten* kulturellen Macht sieht, dem mehr oder minder eingestandenen Grundsatz folgend: dass ein Staat, der nicht wächst, auch nicht lebt. „Alle grossen Völker der Geschichte haben, wenn sie stark geworden waren, den Drang gefühlt, Barbarenländern den Stempel ihres Wesens aufzudrücken" lehrt Treitschke. Hier liegt der Kern der Sache. Ist dieses Stempelaufdrücken eine geistige Herrschaft, die sich zur geistigen Erziehung des tieferstehenden Volkes, zur Beispielgebung veredeln kann und

muss: wer wollte nicht die hohe Sittlichkeit solcher seelischen Expansion anerkennen. Mit physischer Herrschaft, mit den Gelüsten des im Grunde internationalen Kapitals nach Grenzenlosigkeit, mit Macht und Zwang und „Rittertum" und Eroberung darf sie jedoch nichts zu tun haben. *Spiritus fiat, ubi vult.* — Knapp vor dem Krieg las ich eine Zeitungsnotiz, dass sich auf Kuba eine Quartettvereinigung zur Pflege Beethovenscher Musik gebildet hat. So, meine Herren Lateiner, Germanen oder Panslawisten, sieht der einzig erlaubte, sittliche Eroberungskrieg aus, so der einzig mögliche „Imperialismus des Geistes", der sich auf *freiwillige* Anerkennung seitens der Beeinflussten gründet. — Es ist traurig, dass selbst Denker wie Max Scheler (in seinem Buche „Der Genius des Krieges") zwar von der Souveränität der geistigen Welt, von ihrer Wesensverschiedenheit gegen das „Untermenschliche", bloss Ökonomische, Berechenbare ausgehen, im entscheidenden Augenblick aber doch wieder in die naturalistischeste Auffassung vom Zusammenhang materieller Macht mit geistiger Kultur (vgl. Seite 68 ff. l. c.) zurückfallen. Und Treitschke, der sich auf seine „ideale" Weltansicht so viel zu Gute hält, versteigt sich doch in seiner „Politik", um die Herrlichkeit der „Gross-Staaten", der Überseekolonien, der „Barbarenländer, denen ein grosses Volk seinen Stempel aufdrückt", zu malen, in eine sehr philiströs-gemeine Lobpreisung — des Wohlstandes, ja des Luxus: „Wer von Cleve über die holländische Grenze geht und nach Nimwegen kommt, der kann sich sinnlich vergegenwärtigen, welche wirtschaftlichen Wunder in den Tropen möglich sind. Cleve ist ein ganz wohlhäbiges Mittelstädtchen, von Armut kann dort keine Rede sein; kommt man dann aber nach Nimwegen, so ist man mit einemmal in einer andern Welt: überall prächtige Villen mit Säulen und Freitreppen! Das ist der Reichtum Indiens, Javas und Sumatras; überall ein Luxus, von dem man in deutschen Mittelstädten gar keinen Begriff hat." Also „wirtschaftliche Wunder" (welche contradictio in adjecto!) und „*prächtige Villen mit Säulen und Freitreppen*",

ist das der Sinn des von Treitschke vielgepriesenen „grossen Kulturfortschrittes der Menschheit", der „nur im Kriege zu verwirklichen ist", das der Sinn des „politischen Idealismus, der die Kriege fordert"? (Seite 73, 74, 125 l. c.)

Wohlverstanden, das Geistige kann nicht in der Luft gedeihen, es bedarf eines territorialen und materiellen Fundaments. *Doch mit wie inkommensurabel Geringem kommt es aus und bringt dennoch seine höchsten Leistungen hervor*, genau so und oft besser wie im üppigsten Milieu ökonomischer Macht. *Auf die physischen Minimalbedingungen ihrer geistigen Höchstleistungen* hat allerdings jede Nation ein heiliges Anrecht. Muss man aber erwähnen, dass alle grossen europäischen Nationen in dieser Hinsicht als saturiert zu gelten haben? Innerhalb ihrer Grenzen sind heute noch Königreiche, Welten für den Geist zu erobern, es bedarf keiner geographischen Vergrösserungen, die Volkskulturen können bei gerechter innerer Verwaltung ohne äusseres Staatenwachstum ins Unvorstellbare steigen. — Stützt man jedoch imperialistische Theorien nicht auf das Wohl des eigenen Volkes, sondern auf das der Menschheit, welches angeblich gebieten soll, dass man minder kulturelle Völker unterdrücke, ihres Landes beraube oder gar ausrotte, dann ist wohl die Einwendung am Platze, dass man für minder entwickelte Industrien doch schon Erziehungszölle, Schonzeiten einzuführen gelernt hat, statt sie ausländischer Konkurrenz manchesterlich preiszugeben, — eine minder entwickelte Menschengemeinschaft aber will man mittelst Darwinismus einfach abschaffen! Schon der Talmud hat dieser grob-naturalistischen Auffassung von menschlichen Wechselbeziehungen das Urteil gesprochen, wenn er die Schonung auch der Ungelehrten und „wertlosen" Menschen mit dem schönen Bild empfiehlt: „Auch die zerbrochenen Gesetzestafeln wurden in die Bundeslade gelegt." — Entscheidend wäre schliesslich nicht die Frage nach der Gegenwartskultur eines Volkes, sondern nach seiner kulturellen Begabung für die Zukunft. Und wer wollte die ohne jahrhundertlange Prüfungszeit abschätzen! Statt dessen werden Kriege geführt. Und nach

Scheler sind sie gar „Gottesgerichte", wobei doch noch zu unterscheiden stünde, ob die Auslese durch den Krieg gerade die besten Eigenschaften der Völker begünstigt. Wie erhaben nimmt sich doch neben der Phrase vom „Gottesgericht" die Aufforderung Kants aus (man lese seine leuchtende verklärte Schrift „Zum ewigen Frieden"): „Nach einem beendigten Kriege, beim Friedensschlusse, möchte es wohl für ein Volk nicht unschicklich sein, dass nach dem Dankfeste ein Busstag ausgeschrieben würde, den Himmel, im Namen des Staats, um Gnade für die grosse Versündigung anzurufen, die das menschliche Geschlecht sich immer noch zu Schulden kommen lässt, sich keiner gesetzlichen Verfassung, im Verhältnis auf andere Völker, fügen zu wollen, sondern stolz auf seine Unabhängigkeit lieber das barbarische Mittel des Krieges (*wodurch doch das, was gesucht wird, nämlich das Recht eines jeden Staats, nicht ausgemacht wird)* zu gebrauchen."

Es ist indes nicht das von Kant und später noch oft vorgeschlagene Mittel der Staatsföderation, auch nicht Abrüstung, was ich meinem „Kongress anti-imperialistischer Parteien aller Nationen" vorzuschlagen hätte.

Nicht die äusseren Verhältnisse, die Gesinnungen der Völker gegen einander müssten sich ändern. Die gegenseitige Verhetzung, die Verkleinerung der fremden Nationalkultur (die ja das wirksamste Movens und der letzte *sittliche* Vorwand, die Ideologie aller Kriege ist) müssten zur Strecke gebracht werden. Zu diesem Behufe müsste nach dem Krieg von den anti-imperialistischen Parteien aller Länder in den bezüglichen Parlamenten ein übereinstimmendes neues Strafgesetz eingebracht werden, welches jede Verleumdung und Herabwürdigung eines fremden Volkscharakters, jeden Spott in Witzblatttypen, jede scheinbar wissenschaftliche Verhöhnung und vor allem jeden derartigen Ausfall der Hetzpresse vom Schlage des „Matin" und „Corriere" unter die allerschwerste Strafe stellt. Ein *crimen laesae nationis* müsste statuiert werden, in Analogie des crimen laesae majestatis, welches ja gleichfalls die Vergehungen gegen *fremde*

Herrscherhäuser mittrifft. — Schon von dieser einen legislatorischen Massnahme würde ich mir viel versprechen, wenn man sie als Keim einer konsequenten *Gesetzgebung gegen den Imperialismus* auffasst, anstatt diesem von Staats wegen alle mögliche direkte und indirekte Förderung schon in Friedenszeiten angedeihen zu lassen. Ich berufe mich auf Kants Worte, dass „nicht von der Moralität die gute Staatsverfassung, sondern vielmehr umgekehrt von der letzteren allererst die gute moralische Bildung eines Volkes zu erwarten ist".

So wäre der erste Punkt für die Tagesordnung des künftigen Menschheitskongresses skizziert. Ein Ausgangspunkt nur. An weiteren Anträgen wird es nicht fehlen.

Sittliche Aufgabe der „Geistigen" ist es, schon heute (in Antizipation dieses Gesetzes) alle Äusserungen eines *dünkelhaften*, die anderen Völker beleidigenden, verhöhnenden, verkennenden *Nationalstolzes* aufzujagen und mit allem Ernst zu bekämpfen. Nicht einmal einem Dostojewski darf man es durchgehn lassen, dass er ganz Westeuropa nur als einen „verehrungswürdigen Friedhof" bezeichnet.

Anhang

Mystikern und „Unbedingten", kritiklosen Anbetern der neuen „irrationalen" Weisheit wird mein Vorschlag, ich weiss es, wenig gefallen. Ihnen ist das Schwelgen in ihrer Gesinnung, in der Treue und Einfalt ihres Herzens wichtiger als die rational-bedachtsame Durchsetzung eines noch so ethischen Effektes in der Realität. Ich leugne nicht eine gewisse Moral ihres Verhaltens, doch die höchste ist es nicht. Denn höher scheint es mir, im Notfalle auch die eigene Reinheit, Ungetrübtheit und Unbeirrtheit der Seele um der Liebe und Menschenerlösung willen zu opfern, als selbst zwar ein Heiliger zu werden, die übrigen Menschen jedoch, falls man ohne Klugheit und Berechnung, ohne Dämpfung der eigenen Ekstase auf sie nicht einwirken kann, ihrem Schicksal zu

überlassen. Es gibt eben (in einer andern Arbeit führe ich das aus) zwei Typen des ethischen Menschen: Selbsterlöser und Welterlöser. Nach Scheler („Der Genius des Krieges") ist die Liebe eine „in sich höchstwertige Gemütsbewegung" und nicht „ein seelischer Kausalfaktor für den allgemeinen Nutzen". Das ist deutlich die Liebe des „Selbst-Erlösers". Sie leuchtet, aber nur in sich, für sich selbst. Sie zielt auf das Objekt hin, ergreift es aber nicht mit voller Herzlichkeit, sondern schnellt in sich selbst zurück, zufrieden, dass sie ja doch zunächst einmal aus sich hinausgezielt hat. Zufrieden mit dem Zielen, nicht begierig, in allem Ernst zu ergreifen. Eine egozentrische Liebe, die ich ablehne, denn sie nimmt das Subjekt ernster als das Objekt. Ja selbst wenn sie sich aufopfert, tut sie es, um selig zu werden, nicht um den anderen selig zu machen. „Gib all dein Gut den Armen!" Ja, es kommt aber darauf an: willst du damit dich selbst erleichtern oder das Schicksal der Armen? Im ersteren Fall bist du ja sogar der Feind der Armen, denn du belädst sie zum Schaden ihres ewigen Heils mit dem, worum du dich freier gemacht hast. In dieser Konsequenz leugnet Gerhart Hauptmanns Quint, dass Christus die Kranken geheilt und die Toten lebendig gemacht habe. Wie durfte er irdisches Unglück lindern, das doch gerade das Seligmachende ist? . . .

Wir aber glauben, dass irdisches Unglück mit allen Mitteln gelindert werden muss. Dann erst wollen wir uns um uns selbst, sogar im metaphysischen Sinne dann erst um uns kümmern. Und mitten in unserer „klugen" Arbeit wird uns, wir fühlen es, die „einfältige" Seligkeit von selbst heimsuchen; denn im echten Grunde sind ja diese beiden scheinbaren Gegensätze Kinder desselben Gottes.

Der Krieg und das Bevölkerungsproblem

von

Eduard David

Wir durchleben den grössten Krieg aller Zeiten. Niemals haben sich so grosse Bevölkerungsmassen gegenübergestanden, niemals haben so gewaltige Heere, ausgerüstet mit so furchtbaren Zerstörungsmitteln, miteinander gerungen.

Zehn europäische Staaten (und die Türkei) sind in diesen gigantischen Kampf verstrickt, darunter die sechs grössten. Sie umfassen 87 Prozent der europäischen Bevölkerung. Auch jenseits der Ozeane durchschüttert dieses kriegerische Erdbeben die Menschheit. Mehr als 900 Millionen, weit über die Hälfte der gesamten Erdbevölkerung, sind unmittelbar in diesen Krieg verflochten. Aber auch alle anderen stattlichen und kolonialen Gebilde sind in Mitleidenschaft gezogen. So oder so wird jedes Volk vom Ausgang dieses Weltdramas mitbetroffen.

Das deutsche Volk sieht sich durch das eherne Schicksal gezwungen, darin die Hauptrolle zu spielen. Es kämpft um seinen Lebensraum, für seine nationale Unabhängigkeit, seine politische und wirtschaftliche Weltstellung.

Die grossen Erfolge unserer Armeen haben uns mit der guten Zuversicht erfüllt, dass der Kampf mit dem Sieg unserer Waffen enden wird. Diese Zuversicht war im ersten Beginn des Krieges — das dürfen wir uns jetzt wohl gestehen — keineswegs so fest. Wohl vertrauten wir auf die

Qualität unserer Truppen, auf die physische Ausdauer, das Pflichtbewusstsein, die todesmutige Mannhaftigkeit des Einzelnen. Aber eine geheime Sorge regte sich, ein schwacher Punkt schien in unserer Siegesrechnung zu sein: Würde nicht die Überlegenheit der Gegner an Menschenzahl verhängnisvoll für uns werden? Kein Zweifel, dass wir ihnen hierin nicht gleichkommen.

Die Bevölkerung Deutschlands, Österreich-Ungarns, der Türkei und Bulgariens zählt zusammen rund 145 Millionen. — Das europäische Russland allein hat nicht viel weniger. Mit Kaukasien, Sibirien und Mittelasien zählt das russische Reich rund 170 Millionen. Dazu kommen Frankreich mit 40, Grossbritannien mit annähernd 47, Belgien mit 8, Serbien und Montenegro mit 5, endlich Italien mit 35 Millionen. Das sind ingesamt 305 Millionen.

Auf dem kontinentalen Rekrutierungsgebiet verfügen unsere verbündeten Gegner also über mehr als die doppelte Menschenzahl. Sie holen aber auch noch Hilfstruppen aus ihren überseeischen Kolonialländern heran. Turkos, Zuaven, Senegalkrieger, Indier, Kanadier, Australier sollen mithelfen, das Deutsche Reich niederzuzwingen. Zu dieser zahlenmässigen Überlegenheit zu Land, kommt eine solche zur See. Und obendrein verstärkt die militärische und marinistische Grossmacht Japan mit seinen zirka 75 Millionen Bewohnern den Ring unserer Gegner auf fernen Meeren.

Wir wissen, dass die Hoffnung unserer Feinde in dieser zahlenmässigen Überlegenheit verankert ist. Sie rechnen damit, dass Deutschlands Männerborn sich in nicht allzu ferner Zeit erschöpfe, während sie aus ihrem schier unerschöpflichen Menschenvorrat immer neue Millionen Kämpfer auf den Plan zu bringen vermögen. Das soll uns nicht bange machen. Wir vertrauen auf die qualitative Überlegenheit unserer Wehrmacht. Aber wir erfahren jetzt, was die *Zahl* eines Volkes für sein nationales Dasein bedeutet.

Wir brauchen uns nur die Frage vorzulegen: Wie stünde die Sache um Deutschland, wenn unsere Bevölkerungsbe-

wegung seit 1870 den Weg der französischen gegangen wäre? Oder wenn die Dinge sich gar umgekehrt gestaltet hätten; wenn *Frankreich* von seinen damals annähernd 40 Millionen auf 67 *gestiegen*, *Deutschland* auf seinen damals etwas über 40 Millionen *stehen geblieben* wäre? — Jeder wird überzeugt sein, dass es für uns dann unmöglich wäre, einen Kampf wie den gegenwärtigen durchzuführen. Mit einer um über ein Drittel geringeren Bevölkerung könnten wir unsere heutige Machtstellung weder beanspruchen noch behaupten.

Nun hatte unsere Bevölkerungsbewegung in den letzten Jahren aber bereits die Richtung eingeschlagen, auf der die französische schon lange vorangegangen. Das Tempo unseres Bevölkerungszuwachses hatte sich merklich verlangsamt. Während wir im Jahre 1902 auf 1000 Bewohner einen natürlichen Zuwachs von 15,6 verzeichnen konnten, betrug im Jahre 1913 der Überschuss der Geburten über die Sterbefälle nur noch 12,4 Prozent. Das war also eine sehr beträchtliche Verminderung der Zuwachsziffer in der kurzen Zeit eines Jahrzehnts. Würde sich diese Bewegung fortsetzen, so müssten wir in nicht allzu ferner Zeit zum Bevölkerungsstillstand gelangen. Hinter ihm aber stiege die Gefahr des absoluten Rückganges, das Gespenst des nationalen Selbstmords empor.

Es ist bekannt, dass die Angst vor dieser Gefahr sich bereits in gesetzgeberischen Vorschlägen im Reichstage verdichtet hatte, die dem Geburtenrückgang einen Riegel vorschieben sollten. Der Krieg hat diese Bemühungen unterbrochen. Aber sie werden sehr bald von neuem einsetzen, denn der Krieg selbst verschärft die Tendenz des Bevölkerungsrückganges.

Das männermordende Ringen reisst in den Bestand auch der siegenden Nation furchtbare Lücken. Hunderttausende kräftiger, auf der Höhe des Zeugungsvermögens stehender junger Männer fallen vor dem Feinde oder gehen durch Krankheiten infolge der furchtbaren Strapazen und Entbehrungen zugrunde. Zahlreiche junge Frauen werden Witwen und bleiben es zeitlebens. Namentlich aber erfährt die

grosse Armee der schon seither zur Ehelosigkeit verurteilten Mädchen durch diesen plötzlichen Männerausfall einen neuen gewaltigen Zuwachs. Und des weiteren wird die wirtschaftliche Not unmittelbar nach dem Kriege in tausend und aber tausend Ehen einen verstärkten Impuls zur Kindereinschränkung auslösen.

So wird man bald wieder in den gesetzgebenden Körperschaften an die Frage herantreten: Was können wir tun, um einen ausreichenden Bevölkerungszuwachs zu sichern? Dabei werden von neuem jene Leute ihre Stimme erheben, die glauben, mit Polizei und Staatsanwalt erfolgreich in das intimste eheliche Leben regulierend eingreifen zu können. Da scheint es geboten, dem erhöhten Interesse, das die Öffentlichkeit an dem Bevölkerungsproblem nehmen wird, schon jetzt mit einer klärenden Diskussion entgegenzukommen.

Der Bevölkerungszuwachs hängt nicht allein von der Zahl der Geburten ab. Der zweite Faktor, der ihn bestimmt, ist die Zahl der Todesfälle. Erst die Subtraktion der letzteren von der ersteren ergibt den natürlichen Zuwachs eines Volkes. Es ist nötig, diese simple Wahrheit an die Spitze jeder Erörterung über Bevölkerungsvermehrung zu stellen, angesichts der Tatsache, dass gewisse Bevölkerungspolitiker immer nur auf den einen Faktor, die Geburtenzahl, starren. Die Möglichkeit, den Bevölkerungszuwachs dadurch zu beeinflussen, dass man die Sterblichkeitsziffer herabdrückt, scheinen sie gar nicht zu sehen.

Gegen den Tod ist zwar kein Kraut gewachsen. Aber ebenso richtig ist, dass heute in Hunderttausenden und Millionen von Fällen der Tod eine ganz beträchtliche Spanne Zeit hinausgeschoben werden könnte. *Der Kampf gegen den Frühtod ist die erste Forderung jeder vernünftigen Bevölkerungspolitik.*

Auf welchem Wege der vorzeitige Tod als Massenerscheinung zu bekämpfen ist, braucht hier nicht ausführlich dargelegt zu werden. Bessere Existenzbedingungen für die

Masse des Volkes: zureichende Ernährung, gesunde Wohnung, Einschränkung übermässiger Arbeitszeit, Sicherung gegen gesundheitliche Schädigungen und Unfälle, besondere Schutzbestimmungen für Frauen, Jugendliche und Kinder — kurz, das ganze weite Gebiet einer auf die Hebung der ärmeren Volksschichten bedachten Wirtschafts- und Sozialpolitik kommt hier in Betracht. Dazu treten die Massnahmen der speziellen Volksgesundheitspflege: Krankheits- und Seuchenbekämpfung, Schularztwesen usw.

Ganz besondere Beachtung verlangt die Bekämpfung der *Säuglingssterblichkeit.* Trotz des Fortschrittes, der auf diesem Gebiet zu verzeichnen ist, steht Deutschland immer noch weii hinter dem zurück, was in anderen Ländern erreicht ist. Während die Säuglingssterblichkeit in *Deutschland* im Durchschnitt der drei Jahre 1907 auf 1909 17,05 betrug, stand sie in *England* und *Schottland* in demselben Zeitraum auf nur 11,6 bezw. 11,5 Prozent jährlich. In *Dänemark* betrug sie im Durchschnitt der Jahre 1906 auf 1908 11,3, in *Schweden* 8,1, in *Norwegen* sogar nur 7,1 Prozent. Hätten wir in Deutschland die Sänglingssterblichkeit auf den Stand der norwegischen herabgemindert, so wären von unseren Neugeborenen aus den genannten drei Jahren zusammen rund 640000 mehr am Leben geblieben.

Dass eine weitere starke Verminderung der Säuglingssterblichkeit in Deutschland möglich ist, wird niemand ernstlich bestreiten können. Eine Reihe von Gebieten bleiben ja auch weit hinter dem Durchschnitt des Reiches, der 1912 14,7 Prozent betrug, zurück. So insbesondere *Hannover* mit 10,7, *Grossherzogtum Hessen* mit 10,0, *Hessen-Nassau* mit 8,9 Prozent. Auf der anderen Seite übersteigen namentlich die ostelbischen Gebiete den Reichsdurchschnitt bedeutend. Am schlimmsten steht es in den Provinzen *Schlesien* und *Westpreussen,* wo die Sterblichkeit im Jahre 1912 17,8 bzw. 19,1 Prozent betrug. Auch das rechtsrheinische *Bayern* ragt mit seinen 18,1 Prozent sehr unvorteilhaft über den Reichsdurchschnitt hervor. Da bleibt also noch eine gewal-

tige Sanierungsarbeit im Interesse der Volksvermehrung zu tun.

Das dunkelste Kapitel ist das Massensterben der *ausserehelich* Geborenen. Im Jahre 1912 starben im Deutschen Reich von den 183857 ausserehelich geborenen Kindern im ersten Lebensjahr wieder 41027 hinweg. Während sich die Säuglingssterblichkeit für die ehelich Geborenen 1912 auf 13,9 Prozent stellte, betrug sie für die Ausserehelichen 23,2 Prozent. Und wenn wir hören, dass in Ostpreussen die Sterblichkeit der ausserehelichen Säuglinge im genannten Jahre 29, in Westpreussen 33,3 und in der Provinz Posen sogar 34,2 Prozent betrug, so sind das Zahlen, die allen denen im Gewissen brennen sollten, die glauben, sich der Notlage der ausserehelichen Mutter gegenüber mit pharisäischen Redensarten abfinden zu dürfen.

Hoffen wir, dass die Notwendigkeit, die durch den Krieg gerissene gewaltige Lücke im Volksbestand möglichst rasch wieder auszufüllen und darüber hinaus eine gesunde Vermehrung sicherzustellen, endlich auch die Vorurteile niederreisst, denen zuliebe man heute noch so viele unschuldige Kinder um der „Sünden" der Eltern willen dem Verderben überlässt! Und hoffen wir, dass überhaupt die Forderungen auf ausreichende öffentliche Fürsorge für Schwangere, Wöchnerinnen und Stillende, wie sie seit Jahren von uns erhoben werden, jetzt endlich sich siegreich durchsetzen.

Auf dem Gebiete der Lebensverlängerung kann noch unendlich viel geschehen. Freilich, damit *allein* wird das Bevölkerungsproblem nicht gelöst. Die Sterblichkeitsziffer lässt sich nicht unter ein gewisses Mass herabdrücken. Die Geburtenziffer dagegen kann auf Null vermindert werden. Sinkt diese also weiter, so müsste der Zeitpunkt kommen, wo die Möglichkeit, sie durch Herabdrücken der Sterblichkeitsziffer zu paralysieren, aufhört, und der absolute Bevölkerungsrückgang einsetzt.

Die grösste Schwierigkeit bei dem ganzen Problem liegt darin, dass die Verbesserung der wirtschaftlichen und sozialen

Verhältnisse zwar auf der einen Seite durch Sanierung der Lebensbedingungen das vorzeitige Wegsterben von Säuglingen, Kindern und Erwachsenen vermindert, auf der anderen Seite aber zugleich die Tendenz auslöst, die Zahl der Geburten einzuschränken. Die Statistik zeigt ganz allgemein, dass mit dem Aufstieg in sozial gehobene Verhältnisse der Geburtenzuwachs zurückgeht, und es unterliegt keinem Zweifel, dass dieser Rückgang auf bewusstes Eingreifen der Nächstbeteiligten zurückzuführen ist.

Was ist nun dagegen zu tun? Gibt es überhaupt eine Möglichkeit, auf die Geburtenvermehrung positiv einzuwirken?

Dass sich da nichts auf *dem* Wege erreichen lässt, auf dem es die schon erwähnten gesetzgeberischen Pläne erstrebten, liegt auf der Hand. Es ist unmöglich, Menschen, die keine Kinder haben *wollen* oder — und darum handelt es sich meistens — nicht *mehr* Kinder haben wollen als sie bereits besitzen, solche aufzuzwingen. Eine Politik der Geburtenvermehrung darf nicht mit Zwangsmassnahmen gegen den Willen der Nächstbeteiligten operieren. Sie muss vielmehr dem *Willen zur Nachkommenschaft* überall da, wo er vorhanden ist — und er ist normalerweise bei jedem gesund entwickelten Menschen vorhanden — zu Hilfe kommen. Sie muss die Hemmnisse, die sich heute der Durchsetzung dieses Willens in Millionen Fällen in den Weg stellen, beseitigen.

Warum schränken denn heute die „besser situierten" Schichten ihre Kinderzahl ein? Und warum folgen die Arbeiter, sobald sie in gehobene Lebenslage aufsteigen, diesem Vorbild? Darüber muss man sich erst klar sein, bevor man Bevölkerungspolitik treibt.

Die wachsende Genusssucht ist daran schuld, rufen gewisse Moralprediger. Gewiss gibt es eine begrenzte Zahl von Lebemännern und Lebefrauen, denen jedes Kind eine unwillkommene Störung ihres nur auf Genuss eingestellten Lebens ist. Die Freuden der Winter-, Frühjahrs-, Sommer- und Herbstsaison sind ihnen so wichtig, dass sie jeden vorübergehenden Verzicht auf gesellschaftliche und sonstige

Vergnügungen als harte Entbehrung fürchten und scheuen. Es scheint uns kein Schaden zu sein, wenn so geartete Menschen sich überhaupt nicht fortpflanzen und damit verhindern, dass eine ähnlich veranlagte Nachkommenschaft an der Gesellschaft weiter schmarotzt.

Aber es ist durchaus verkehrt, es so hinzustellen, als ob Genusssucht in diesem Sinne das Motiv sei für die allgemeine Einschränkung der Kinderzahl bei gehobener Lebenslage. Hier kommt neben dem berechtigten Anspruch auf eigenes Kulturdasein ein anderer Beweggrund als stärkste Triebfeder in Betracht: *das höher entwickelte Verantwortungsgefühl für die erzeugte Nachkommenschaft.*

Mit der geistigen Entwicklung der Persönlichkeit entwickeln sich naturgemäss auch höhere Ansprüche an die ganze Lebenshaltung, an Nahrung, Wohnung, Kleidung und die Gaben der geistigen und künstlerischen Kultur. Der Erwachsene, der in besseren Verhältnissen erzogen oder sich zu ihnen hinaufgearbeitet hat, schreitet normalerweise nur dann zur Ehe, wenn er die Möglichkeit vor sich sieht, auch mit seiner Familie die gewohnte Kulturexistenz weiterführen zu können. Er fühlt sich in dieser Hinsicht verantwortlich auch für seine Nachkommenschaft. Es gehört mit in den sexuellen Pflichtenkomplex des Kulturmenschen, dafür Sorge zu tragen, dass die Kinder, die er in die Welt setzt, mindestens auf die gleiche soziale Stufe gebracht werden, auf der die Erzeuger stehen.

Dieses gesteigerte sittliche Verantwortlichkeitsgefühl für das Schicksal der Nachkommenschaft ist das Hauptmotiv, die Kinderzahl zu begrenzen. Die Kostspieligkeit einer gehobenen Familienhaltung und Kinderausbildung zieht dem ungehemmten Ausleben des sexuellen Trieblebens in der Ehe eine Schranke, und jede Verteuerung der kulturellen Lebensbedingungen rückt diese Schranke enger heran.

Menschen, die noch keine höheren Ansprüche an das Leben zu stellen gewohnt waren, die mit einer fast rein vegetativen Lebensführung vorlieb genommen haben, lassen

sich durch ihre Armut nicht abhalten, reichlich Kinder zu erzeugen. In solchen Verhältnissen hören ja auch die Kinder frühzeitig auf, reine Ausgabefaktoren zu sein. Sie helfen bald mit, Brot zu erwerben und erleichtern dann das Los der Eltern. Daraus begreift sich, dass teures Brot die Geburtenzahl auf primitiver Stufe nicht einschränkt. Es erhöht dort nur die Sterbeziffer. Ganz anders wirkt die Verteuerung der Familienhaltung auf Leute, die an eine gehobene Existenz sich schon einmal gewöhnt haben. Sie wollen unter keinen Umständen mehr auf die tiefere Stufe herabsinken. Jeder Familienzuwachs bedroht sie aber damit. So nehmen sie denn zu Eingriffen in die intimsten Vorgänge des ehelichen Lebens ihre Zuflucht. Deshalb steht es auch nicht in Widerspruch mit der Tatsache, dass die Ärmsten die meisten Kinder haben, wenn man sagt, dass die Verteuerung der Nahrungsmittel, der Wohnung und aller sonstigen Lebensbedürfnisse, wie wir sie im letzten Jahrzehnt erfahren haben, mit schuld ist an der Einschränkung des Bevölkerungszuwachses.

Man darf nun aber auch die mit dem sozialen Aufsteigen verbundene Tendenz zur Einschränkung der Nachkommenschaft nicht als ein sich unaufhaltsam verschärfendes Gesetz ansehen. Das Mass an Geburteneinschränkung, das *heute* von der gehobenen Arbeiterschaft, von Angestellten, Beamten, Kaufleuten und geistigen Berufsarbeitern aller Art geübt wird, gibt keinen Anhalt für die Stärke ihres Fortpflanzungswillens. Aus der Zahl der in diesen Kreisen vorhandenen Kinder lässt sich kein Schluss ziehen auf die Zahl der Kinder, die diese Schichten haben würden, wenn jene Zwangshemmungen nicht vorhanden wären.

Gewiss setzt auch die höhere Persönlichkeitsentwicklung an *sich* der Quantität der Nachkommenschaft eine Schranke. Namentlich ist es die höhere Persönlichkeitsentwicklung der Frau, die sich einer beliebig grossen Zahl von Schwangerschaften und Niederkünften widersetzt. Durch nichts aber ist bewiesen, dass diese Tendenz „mit Naturnotwendigkeit" so weit gehen müsse, dass die Erhaltung und Erweiterung des

Volksbestandes in Frage gestellt wäre. Gesund erzogene, körperlich und seelisch normal empfindende Menschen wollen Kinder haben. Das gehört mit zu ihrem vollen Liebesleben. Auch von dem Manne wird Kinderlosigkeit in reiferem Alter schmerzlich empfunden.

Man sorge also dafür, dass der Wille zum Kinde zur vollen Betätigung gelangen kann. *Erleichterung der Familienhaltung und der Kinderausbildung* muss die Losung sein. Neben einer dieses Ziel verfolgenden Wirtschafts- und Sozialpolitik kommt als Hauptmittel die *Übernahme der Lasten für die Kinderausbildung auf die Gesamtheit* in Betracht. Die Sorge für eine ausreichende, körperlich und geistig zu hoher Leistungsfähigkeit entwickelte Nachkommenschaft ist eine gesellschaftliche Sache. Diese Erkenntnis und die daraus zu ziehenden praktischen Konsequenzen dürften durch diesen Krieg eine starke Förderung erfahren.

Auf diesem Wege allein kann auch wirksam das so vielen jungen Leuten heute auferlegte zeitweise oder dauernde *Zwangszölibat* beseitigt werden. Denn neben den Hunderttausenden von Eheleuten, die heute aus finanziellen Gründen gegen ihr inneres Wünschen zum Verzicht auf mehr Kinder gezwungen werden, sehen wir Hunderttausende von jungen Leuten, die lieber heute als morgen Kinder zeugen möchten, wenn sie nur in der Lage wären, eine Ehe einzugehen. Man denke an das Heer der jungen geistigen Berufsarbeiter, die Jahre und Jahrzehnte hindurch im privaten oder öffentlichen Dienst beschäftigt werden ohne feste und ausreichende Besoldungsverhältnisse. Sie sehen sich genötigt, die Prostitution in allen ihren Formen zu frequentieren, verfallen dabei zum weitaus grössten Teil geschlechtlichen Ansteckungen und treten verspätet, mit mehr oder minder geschwächtem Fortpflanzungsvermögen, in die Ehe. Das ist eine furchtbare Verwüstung von Zeugungskraft und Zeugungswillen. Allen ihnen die Möglichkeit einer rechtzeitigen Eheschliessung zu schaffen, heisst die jährliche Geburtenzahl um Hunderttausende erhöhen.

Dadurch würde auch dem Zwangszölibat so vieler ehetüchtiger und ehewilliger Mädchen entgegengearbeitet werden, die sich nach Mann und Kindern vergebens sehnen. Dass die Heiratsverbote für Lehrerinnen und Beamtinnen endlich fallen müssen, versteht sich von selbst. Aber das allein wird nicht viel helfen, wenn nicht die Familienhaltung und Kinderaufzucht so erleichtert wird, dass alle ehefähigen Männer ohne schwere Bedenken zur Ehe schreiten können. Würde die Ehenot der überschüssigen Frauen dadurch auch nicht radikal beseitigt, so würde sie doch wesentlich gemindert werden.

Will also der Staat die Geburtenzahl vermehren, so erleichtere er die Mutterschaft in jeder Weise. Er sorge dafür, dass die Arbeits- und Lebensverhältnisse der Millionen Frauen, die heute genötigt sind, im Erwerbsleben tätig zu sein, so gestaltet werden, dass Mutterpflichten ohne finanzielle Einbusse und Gesundheitsschädigungen erfüllt werden können. Seinen eigenen männlichen und weiblichen Angestellten aber ermögliche er die rechtzeitige Eheschliessung. Die Unterhalts- und Ausbildungskosten für die heranwachsende Generation nehme er auf sich, das heisst, er verteile sie nach dem Einkommen der Staatsbürger und nicht, wie heute, nach ihrer Kinderzahl.

Man gebe es auf, denen Kinder aufzuzwingen, die keine haben wollen. Statt dessen sorge man dafür, dass alle, die Kinder haben wollen, sie haben können. Dann wird sich zeigen, dass der elementare Drang nach Fortpflanzung stark genug ist, um einen Volksauftrieb zu bewirken, der uns jeder Bedrohung unserer nationalen Unabhängigkeit und Kultur auch in Zukunft ruhig ins Auge sehen lässt.

Brief an einen Staatsmann

von

Franz Werfel

Euere Exzellenz!

Als ich vor einigen Wochen die Ehre hatte, von Eurer Exzellenz zu einer Promenade geladen zu werden, schien es uns, wenn ich nicht irre, nachher beiden, dass unser von idealer Erregung erfülltes Gespräch vollkommen, ohne jeden Rest und in gegenseitiger Übereinstimmung zu Ende geführt worden sei.

Und dennoch liessen mir seit jenem Nachmittage heftige Gewissensbisse keine Ruhe.

Ich hatte mich, mein verehrter und bewunderter Freund, zu sehr Ihrer so reizvollen und entflammenden Übermacht ausgeliefert; ich muss gestehen, auch Ihr Vorsprung an Öffentlichkeit liess mich nicht ganz sicher in meiner Gegenrede sein; vor allem aber überwältigte mich wiederum die bei einem Manne Ihrer Stellung ungeahnte Freiheit, Weite, Gütigkeit Ihrer Ansichten so sehr, dass ich selbst völlig an den Himmel glaubte, den Sie vor mir aufbauten.

Oft erstaune ich noch, wenn ich daran denke, wie damals die Rollen unseres Standes vertauscht waren. Sie waren der enthusiastische Romantiker, als Sie in Ihrer unvergesslichen, mit soviel Scharfsinn an die Erde gebundenen Utopie schwärmten, während ich Ihnen, verführt und doch mit einem geheimen, unverständlichen Schmerz in der Seele, beistimmte.

Gewiss erinnern Sie sich noch.

Sie entwickelten den Traum eines neuen Staates und hatten auch die Güte, auf die schöpferische Stellung der Poesie in diesem Staate einzugehen. Sie gelangten zur Aufstellung eines Zwecks der Dichtkunst innerhalb des Staates, gleichsam zu einer erhabenen Bureaukratie der Dichter. Ich war in jener Stunde sehr einverstanden.

Jetzt aber erlauben Sie mir, Exzellenz, dass ich mit einigen Bemerkungen mein Gewissen zu erleichtern und mich zu korrigieren versuche.

Sie sprachen vor allem davon, wie zur Errichtung dieses neuen Staates ein Zusammenschluss der erkennenden, geistigen Menschen nötig sei, wie sehr alle Interessen des forschenden und geniessenden Lebens zurücktreten müssten vor der einen und einzigen Tendenz, an die Stelle dieses bestehenden unbegreiflichen menschlichen Zusammenlebens eine vernünftig durchdachte, gute und gerechte Welt zu setzen.

Sie bewiesen, wie gering *alle* Werte vor dem *einen* Unwert seien: dass der Reservist und Vater von fünf Kindern gezwungen werde, in den Krieg zu gehen. Dass gerade Sie das sagen mussten, der Sie vielleicht demnächst Ihre Unterschrift unter das Dokument einer Heeresforderung werden setzen müssen. — Nicht nur mir wären die Tränen im Auge gestanden. — Schliesslich fassten Sie Ihre Betrachtungen im Postulat einer hohen Tugend zusammen, die Sie Aktivismus nannten. Mit diesem Worte leugneten Sie alle Seitenwege der Seele, alle Dunkelheiten, Zweifel, Melancholien gegenüber der einen Pflicht, ewig und ohne sich Ruhe zu gönnen, den verantwortlichen Schmerz über das Miserable der menschlichen Organisation in Werk zu verwandeln.

Ich fiel Ihnen begeistert ins Wort und ging mit Ihren Gedanken weiter. Welchen Sinn hätte eine Dichtung, so sagte ich, aus welcher Teufelei müsste sie geboren sein, wenn sie nicht in ihrer Essenz, ja in der Zusammensetzung ihrer Atome die Tatsache enthielte, dass heute auf der Landstrasse ein Pferd zu Tode geprügelt worden ist, dass ein unerbitt-

licher Mann morgen wegen einer menschlichen, edlen Tat zur Hinrichtung geht.

Sie zogen noch eine eindeutigere Auffassung vor, verhöhnten alle Kunst, Darstellung von Leidenschaften, die psychologischen Einsichten, die schönen Gefühle, die hinreissende Musik, die Selbstvernichtung um der Vollendung willen, nannten das alles unmoralisch, unnötig, egozentrisch, einen bösen Zeitvertreib, solange der Stand der Zivilisation über das Priestergeheul und die Menschenopfer der Azteken noch nicht hinausgekommen sei.

O wie recht haben Sie, und doch hatte ich mir am Anfang vorgenommen, Ihnen nicht ganz recht zu geben. Vielleicht hat mich die Unbeirrbarkeit Ihres Glaubens an die Aktivität, an den positivistischen Tumult ein wenig frappiert, vielleicht auch Ihre so sichere und ausgezeichnete Staatstheorie. Vielleicht wurde noch dadurch mein Zweifel erregt, dass ich bei Ihnen so wenig Zweifel fand, bei Ihnen, einem Politiker, der doch sonst vor solchen Methoden gerade skeptisch wird. Und dann noch eins! Mein Gehör ist empfindlich gegen Unbedingtes, gegen Überzeugtes, gegen alles, was so rechtschaffen klingt, ohne sich selbst des schrecklichen Risses bewusst zu werden, den der Unbeglücktere in jeder Position sieht, die er ausspannt. (Oft muss ich selbst gegen die Revolution revoltieren.) Ich hörte Sie sprechen, ich fühle die Lust, die Sie beim Gelingen einer Periode haben, in der Sie vom Zusammenschluss der Geistigen reden, und denke daran, wie sehr Sie mich sofort hassen würden, wenn mir im Gespräch eine noch schönere Periode gelänge. Übrigens mussten Sie damals an diesem Punkte unseres Gesprächs meine Gedanken erraten haben, denn Sie behaupteten gleich, es handle sich gar nicht um die Vollendung der Seele des einzelnen, um das Problem der Sünde und individuellen Besserung, überhaupt um die Auseinandersetzung der Einzelperson, dies wäre letzten Endes alles unethisch und nichtig jener sozialen Werkheiligkeit gegenüber, die den neuen vom alten Menschen unterscheiden solle.

Erlauben Sie, dass ich mich hier ein wenig von Ihnen abwende.

Das Versteckenspiel vor den Misslungenheiten der Person, die moralische Autoobskuranz ist es, was mir alle Optimisten und Utopisten so verdächtig macht. Ich fürchte nur zu sehr, dass sich der Individualismus der gestrigen Geistigkeit in einen Universalismus von morgen verwandelt, wobei der einzige letzte ehrliche Erkenntnisschmerz, der Schmerz der Vereinsamung, der endgültigen Einsamkeit nämlich, um den Spottpreis einer niemals erlebten, ehrgeizig erlogenen, allgemeinen Zugewandtheit verschachert wird!

Es ist eine Gewaltsamkeit, wenn der Outsider von 1914 ein Jahr später nationalökonomisch denkt, Barrikaden aus Sätzen baut, ohne dass das Uhrwerk der Hysterie in seiner Seele einen andern Gang geht als früher. Verzeihen Sie mir, wenn ich Ihrem Idealismus entgegentrete, aber in Ihrem ganzen Bau vermute ich einen Irrtum.

Für Sie ist alle *Verwandlung* dennoch ein wenig Polizeibegriff. Sie glauben an politische Medikamente, an die veränderte Disziplinarordnung. Sie verachten den Menschen noch, indem Sie ihn lieben. Wenn Sie die innere Vollkommenheit des Menschen der Vortrefflichkeit seines Gemeinwesens hintansetzen, so heben Sie nicht eine höhere Lebensform über eine niedrige empor, sondern denken durchaus nur im Sinne des Militärs.

Die *action directe* aber, die Sie von der Literatur wünschen, und hauptsächlich über diesen Punkt wollte ich sprechen, scheint mir allzu konstruiert, allzu theoretisch zu sein.

Lassen Sie mich Ihrem „*politischen Sinn der Poesie*", den Sie an jenem Nachmittag behaupteten, den meinen entgegensetzen.

Wie Sie kann ich mir kein *amoralisches* Dichtwerk vorstellen, eventuell ein *antimoralisches*, vielleicht sogar eines (ich weiss allerdings keins), worin dem Bösen recht gegeben wird, obgleich in einem solchen Gedicht selbst das Bekenntnis zum Bösen ein *moralisches* sein wird.

Da jedes Gedicht eine Materialisation der Frage nach dem Sinn ist, kann ich mir auch kein anderes Gedicht denken, als ein *tragisches.* (Objektiv ist ja auch jedes Menschenschicksal tragisch, indem es an der Katastrophe der Geburt und des Todes teilnimmt, und nur mangelndes Bewusstsein lässt Idyllen zu.)

Das ewige unerbittliche *Bewusstsein vom Schöpfungsfehler*, die lebendige Erkenntnis vom obersten *Misslungenheitskoeffizienten* und seine *Korrektur* zu sein, das scheint mir die beste Definition der Dichtung.

Alle Poesie stellt eine Verwandlung dar, die Verwandlung der Wirklichkeit in die Richtigkeit, die Verwandlung der Sündhaftigkeit in die Erlöstheit, die Verwandlung der Welt in die Vorwelt (ins Paradies). Verzeihen Sie meine abgekürzte allegorische Ausdrucksweise. Deutlicher gesprochen: Was ist Ödipus auf der ersten, was auf der letzten Seite, was Raskolnikow, was das Mädchen des Mahadö?

Es handelt sich um das Wesen der *dichterischen* Zeit, die gänzlich anders verläuft, in andern Minuten, als die Zeit der Welt! Diese Zeit geht eben nicht hin, Stunde für Stunde, Tag für Tag, eins unverbunden dem andern, sie ist masslos persönlich, schlägt jeder Gestalt anders, hat einen Anfang und ein Ende, und Anfang und Ende drängen gegeneinander und türmen die Welle in der Mitte auf.

Das Erlebnis dieser anderen, gar nicht mitteilbaren Zeit, dieser erkennenden, unter anderen Gravitationen stehenden Zeit, drängt den Dichter *schmerzlich* aus jener Welt hinaus, an der Sie und ich teilnehmen.

Und gerade diese geistige tragische Zeit und die Verwandlungen, die in ihr geschehen, stehen der politischen Zeit gegenüber, in der unsere Utopien von damals handelten.

O wie wenig gelingt es mir, Ihnen mit dieser Spitzfindigkeit das zu sagen, was mir wesentlich ist. Ich kann gar nicht beschreiben, wie kontradiktorisch für mich die Begriffe Poesie und Politik sind!

Der *Politiker* sieht Komplexe, Ganzheiten, Abkürzungen,

Ideen, Wirklichkeiten abstrakten Grades und ihre konstruktiven Beziehungen. Er ist ein Betrogener, ein Glaubensekstatiker jenes *sozialen Ichs*, jenes Ichs *Fürdieandern*, das entweder mechanisch sich irgendeiner Gemeinschaft einordnet oder komödiantisch vor ihr einhertanzt. Er, der deutlichste aller Realisten, ist der trunkenste Utopist, denn er übersieht von Berufs wegen die Summe von Eitelkeit, Todesangst, Schlafengehn, Melancholie, Leichtsinn, Zweifel, Trägheit, kurz das Wahrhaftige, das Ego per se ipse, die Ananke, das Gesetz, nach dem wir angetreten, und ewig unverbindbare Gestirne neben- und umeinanderkreisen müssen, nur für jenes Auge organisiert, von dem wir nichts wissen.

Die Schwindsucht seiner Revolutionen ist daraus zu erklären, dass er, extremer Idealist, nur Abstraktionen sieht, wie Stände, Nationen, Klassen, Menschheiten, von denen er die Leute sogar zu überzeugen vermag. Was bedeutet das aber? Über ihn triumphiert die Bosheit der Macht, die das Raffinement hat, für ihre tollen und irrsinnigen Zwecke nicht nur das soziale, sondern das wahrhafte Ich zu mobilisieren. Denn z. B. der Militarismus, der doch allen Gesetzen der menschlichen Natur widerspricht (Feigheit, Trägheit, Angst vor Mord), hat das Raffinement, auseinanderliegende Dinge, wie Eitelkeit, Opfermut, Auszeichnungssucht, Trieb den Nächsten zu übertreffen, Kühnheit, Trägheit, Feigheit, in der Brust des Einzelnen so zu organisieren, dass er geradezu *gegen* den Menschen möglich wird.

Der Dichter ist ausserstande, die politische Abstraktion zu verstehen; er lügt, wenn er an Nationen und Stände zu glauben vorgibt. Er ist ohne Ende *destruktiv, massloser Anarchist*, denn seine Augen haben nicht jene allgemeine Einstellung, um das Gefüge des Staates zu sehen; sie sehen nicht das Verbindende, das äussere Medium, gleichsam die farbige Luft, die den andern zwischen allen Dingen erscheint. Er sieht diese Luft nicht, er sieht nichts, er sieht hindurch!

Er versteht die Ordnung von Gesetzen, Ämtern, Pflichten und Erlässen nicht, seine Auffassungsgabe in dieser Richtung

steht nicht höher, als die einer armen alten Gemüsefrau. Er kennt nur deren Hass gegen jene Schicksalsmacht, die noch neben der natürlichen ihn beherrscht, ob sie nun Monarchie oder Republik heisst, und ich wage nicht zu glauben, dass dieser Hass vor dem herrlichst utopischen Staat erlöschen würde.

Für den Typus Politiker ist der Begriff *Demokratie* in einer Wahlkampagne beschlossen, der Dichter erlebt die unnachahmliche, ewig gleiche Bewegung, mit der die zum Tanze aufgeforderte Frau sich erhebt, mag es im schmierigsten Bordell sein oder auf einem Fürstenball. — Ihm fehlt der Wille und die Souveränität, mit der ein Volksmann die Menschheit in dem unübersehbaren Aufzug sieht, zu dem er von einer Rampe aus spricht. Er sieht zuviel Gesichter. Vor einer Menge mag sein Herz stumm bleiben, wenn ihm vor einem verlaufenen Kinde die Menschheit einfällt.

Der pazifistische Politiker wird den Kampf gegen den Krieg (in der Hauptsache) mit einem Angriff auf die Kriegspartei beginnen, *Tolstoj* setzt sich zum Korporal und will ihn überreden.

Ich habe in sehr unvollkommener Weise versucht, meine Stellung zu unserem Gespräche richtigzustellen.

Ich weiss aber gewiss, dass Sie viel erraten werden! Vor allem das eine, wie wenig sich meine damalige Meinung in der prinzipiellen Frage des Umsturzes geändert hat. Ich bitte Sie nach wie vor, mich und Menschen, die meines Herzens sind, für Ihr Werk anzustellen, in den niederen Beschäftigungen, zu denen eben unsere geringe Weltläufigkeit fähig ist. Warnen möchte ich Sie nur vor uns Literaten, wenn wir die Entdeckung machen sollten, dass Vereine und Zusammenschlüsse zu gründen seien, und dass das Heil der Welt in tumultuarer Dialektik liege, und auch für uns am Anfang die Tat gewesen sei!

Des Dichters Zweck aber scheint mir keinesfalls der zu sein, für die Revolution die Trompete zu blasen. Er stürmt

andere Bastillen, o unwiderstehliches Dynamit der Ein-Sicht! Er ist da, das Leben unerträglich und heilig zu machen, und Dich, o Leser, bis zu den Schatten zu verfolgen!

Vergeben Sie mir diese Worte
und erlauben Sie, dass ich
mich verabschiede
. . . usw.

Die Änderung der Welt

von

Ludwig Rubiner

Das Geistige

Ein Geburtstagskind bekam eine Torte. „Was für eine Torte hast du da?" fragten seine Freunde. Das Geburtstagskind machte sich so klein, bis sein Auge genau auf dem Niveau der Torte war. „Ich sehe", sagte es, „ein Ding mit Bergen und Tälern, und gerade so hoch wie ich selber." „Aber was ist drin?" fragten die Freunde. „Ich will Konditor werden, dann werden wir alle das wissen!" antwortete es. Diese Mitteilungen erregten bei den Freunden durch ihre sachliche Unbeteiligtheit Staunen und Bewunderung. Sie machten sich alle so klein wie das Geburtstagskind, und einige entschlossen sich still zum Konditorberuf. Da kam aus dem Nebenzimmer ein neuer Spielkamerad. Ziemlich taktlos stürzte er sich gleich auf die Torte, schnitt sie schnell an und ass. „Ah, Marzipantorten schmecken doch wunderbar," sagte er; allzuviel hatte er von dem Geschenk nicht übriggelassen. „Was hast du gemacht!" schrien alle entrüstet, „wir wollten doch wissen, was in der Torte drin ist!" „Verzeiht, meine Freunde," versetzte der Täter, „ich glaubte, man erkennt es durch Essen."

Aller Jammer der Welt rührt daher, dass die Menschen gewohnt sind, sich als blosse Naturwesen anzusehen. Das Naturgeschöpf ist dem Naturgeschehen unterworfen; alles

sei im grossen Strom, die Menschen — Naturprodukte — strömten mit. Der Naturbetrachter sieht die Welt vom vorhandenen Material aus an, und er bezieht die Fakten auf den Menschen nur als auf ein Anwendungsobjekt. Der Mensch steht für ihn auf derselben Stufe wie sein Material. Diese Naturphilosophie der Gernekleins meint, alles stehe auf demselben Niveau; alles sei gleichgut. Die Absicht dieses Infantilismus ist: Indifferenz. Sollte nicht, am Ende, die relativistische Naturansicht aus dunklem, eingesipptem, noch nicht abgestossenem Bequemlichkeitsgefühl kommen? Aus der Trägheitsvorstellung, man lebe auf dieser Erde als auf einer flachen Scheibe? Eine Vorstellung, die jeder Schüler berichtigen kann. Aber eine Berichtigung, die noch nicht ins Handeln übergegangen ist. Die Naturansicht des Menschenlebens — die Gleichsetzung mit allem, was ist; die schiefe Güte, die alles in Ruhe lassen, nichts ändern will; die falsche Gerechtigkeit, die jedem Ding seine Sondergerechtigkeit zubilligt; der Relativismus; die Standpunktlosigkeit: dieses alles ist eine schlechte, träge, ungewusste, unradikale Geographie.

Der Aufenthalt auf der Erdkugel ist unendlich unbeschränkt; wir fallen nirgends über den Rand. Der Standpunkt steht uns frei. Wir haben also zu wählen. Wählen wir. Wählen wir das Allernächstliegende: überhaupt einen Standpunkt. — Aber die Tatsache, dass wir überhaupt einen Standpunkt haben, ist unendlich folgenreich. Die Natur, die wir jetzt ausser ihr ansehen, ist das Notwendige. Das nur Notwendige. Aber die Wahl unseres Standpunktes, die Tatsache eines absoluten, unbedingten Ausganges für unser Zurechtfinden im Leben; die neue Perspektive, *das Geistige*, dies ist nichts Notwendiges mehr. Das Geistige ist ein Plus. Ein Überfluss, ein unerhörter Luxus der Welt. Es ist wie die Koda in einer Beethovenschen Sonate: alles Notwendige des Musiksatzes ist da, alle Durchführungen sind gemacht, alle Themen sind erklärt, gewendet, und ein Schulmeister würde Schluss machen. Da taucht einige Takte vor dem Ende, überraschend eine neue Musik auf, neu irgendwoher aus einem Unerschöpf-

lichen geholt, und nun untrennbar vom Werk, doch das Werk steigernd. Ein Plus, ein Unnotwendiges, Unmechanisches, Unselbstverständliches; ein Willenswesen, Aktionswesen, ein unglaublicher Überfluss des Schöpferischen.

Das Geistige ist die Koda der Welt. Einen Standpunkt haben, heisst: Es kommt darauf an, zu wissen, dass man ausserhalb steht. Einzig, unter dem Notwendigkeitsgebundenen dieser Erde, steht der Mensch ausserhalb, überraschend ein Überfluss. Die geistige Betrachtung geht vom einzig dastehenden Menschen aus.

Dem mechanischen Geschehen fehlt der archimedische Punkt Ausserhalb, um die Welt aus den Angeln zu heben. Der Mensch hat ihn. Er hebe.

Das Wesen des Menschen ist: an der Welt zu heben. Seine erste Tätigkeit geht auf Änderung der Welt. Sein Hebel, das reinste geistige Werkzeug, ist: der Wert. Der Mensch wertet — er ändert.

Einer kam einmal funkelnagelneu geboren in die menschliche Gesellschaft und fragte bescheiden: „Was ist wertvoller, die Venus von Milo oder ein Pfund Fleisch?" Die Gesellschaft bestand aus reinen Naturbetrachtern, Objektfanatikern, schlechten Geographen; Standpunktlosen, und antwortete: Man könne nicht inkommensurable Grössen vergleichen.

Aber geistig — menschenwürdig, standpunkthaft, hebelartig — ist gerade die Wertung des Inkommensurablen. Man stelle die Frage direkter, beziehungsvoller, lebenrührender: Was ist wichtiger, eine Kathedrale oder ein Menschenleben? Da stehen wir auf einmal ganz scharf ausserhalb des unendlichen, bloss gegebenen Materials der Natur. Jeder Mensch weiss die Antwort auf die Kathedral-Frage seines Lebens. Es *ist* wichtiger. Mit dieser Antwort wird die Welt von neuem geändert.

Entscheidet Euch

Die Beurteilung von Werten verschiedener Art ist den Menschen darum peinlich, weil sie alles auf einmal besitzen

möchten (die Venus und den Braten). Werte sind zur Wertung da. Wenn Ihr geistige Wesen seid, so seid Ihr Partei. Ihr habt nicht Euch geniesserisch, relativistisch, besitzgierig um die Wertung zu drücken.

Entscheidet Euch!

* *
*

Sieht man aber ein? der Wert kümmert sich nicht um den Besitz. Der Geist hat nichts mit Besitz zu schaffen. Nur der blosse Naturbetrachter findet überall Objekt, Aufzulesendes, Materie, Dinge, die man haben und festhalten kann, Besitz.

Besitztum ist das ewige Missverständnis des Naturmenschen; Anhäufung, Addition des nur Notwendigen, in der todbringenden Vorstellung, durch Anhäufen werde man einen Turm errichten, einen höheren Gesichtspunkt gewinnen, der dumpf geahnten Herrlichkeit des Ausserhalb, des Standpunktes, des *Wertes*, näherkommen. Gradweise, entwicklungsmässig, von selbst. Aber Besitz umschliesst nur immer höher mit den objektiven Molekül-Mauern der Natur.

Die Mythologie des Besitzes hat Nuancen. In der „Offenbarung Johannis" empfängt Johannes eine Buchrolle, die er essen muss; dadurch wird er in den Stand gesetzt, neue Weissagungen zu empfangen und zu geben. Eine grosse Naivität der Besitzes-Ideologie; das sich Einverleiben. Aber es gibt auch die Umkehrung dessen, ein invertiertes Einverleiben: die Einfühlung.

Oder die animistische Umkleidung des Besitzes: Macht. Machtglaube ist ein Attribut von atavistischem Zauberglauben. Der Magiegläubige meint, die Erreichung von Macht ändere sein ganzes Wesen. Aber Besitz ändert nichts. Aberglaube von Toren ist die Vorstellung, amerikanische Milliardäre seien in ihrer ganzen Lebensfähigkeit anders als andere Menschen. „Die Kaiserin", sagt der Schmied in einem Märchen von Gogol, „sass auf goldenem Thron und ass goldene Knödel."

Die Schätzung des Interessanten oder des Originellen ist

eine Form von Besitzglauben (dagegen rein geistig, über alles herrlich und wertvoll ist das Originäre, das Ursprüngliche, das aus erster Hand Kommende). Nicht originell, nicht interessant ist das Schöpferische. Die Erfindung, das von Grund aus Neue, die Schöpfung steht ausserhalb des Besitzes. Das Schöpferische ändert die Welt und zersprengt immer gleich wieder sich selbst. Es ist da, um unablässig wieder ganz von vorn anzufangen. Eine schreckliche, hoffnungraubende Idee für alle Machtgläubigen. Aber Hoffnung ist selbst nur ein Trick, ein Marschsignal (gegenüber der Gewissheit).

Eine Verwechslung: die Menschen setzen gern Schöpfung und blosse Sichtbarkeit gleich. Aber die Entdeckung, die blosse Aufdeckung des noch nie Gesehenen ändert die Welt nicht. Hochschätzung des Visionären, des Geschauten, des Augensinns, der Entdeckung: ist Besitzaberglaube.

Ihm gegenüber steht die Zeugung, das Geschaffene, die Erfindung.

Für den Geistigen hat Besitz gar keinen Sinn. Er wertet. Er ändert unablässig. Wie sollte er auf die Idee kommen, etwas festhalten zu wollen? Sein Hebeldruck zur Änderung der Welt ist nicht Besitz, sondern die höchste Immaterialität, das stärkste nur Innensein: die Intensität. Alle Änderung der Welt ist Projektion des Geistes auf die Welt. Wir, Geistesmenschen, stehen vor der Urforderung dieses Lebens: Verwirklichung. Der Weg, den wir der Intensität aus uns heraus geben, ist der Weg der Verwirklichung. Unser erster Gedanke bei unserer Geburt ist: verwirklichen wir. —

Verwirklichen Wir!

Schöpfung beginnt.

Feuerbachs Einwand, Gott sei vom Menschen selbst gemacht, ist einer der dümmsten Einwände. Denn im Gegenteil. Ist es so, dann gäb' es kein strahlenderes Stück von Projektivität des Geistes, von Produktivität des Menschen. Aus uns einen Schöpfer schaffen — Gipfel der Verwirklichung.

Geistige Herkunft

Wir sind allgegenwärtig geboren. Im Moment unserer Geburt kommen wir zu allen Menschenleben auf der Erde in Beziehung. Noch in diesem Moment hätten wir die ungeheuer vielfache Möglichkeit gehabt, an irgend jedem andern Punkt der Erdkugel geboren zu sein. Also eine Möglichkeit, alles zu sehen, alles zu wissen.

Was wir erreichen müssen, ist immer wieder die Besinnung auf unsere ungeübte Fähigkeit, die durch unser notwendiges Erdenleben erstickte Fähigkeit: allgegenwärtig, allsehend, allwissend zu sein. Nicht die Fähigkeit gilt es zu erlangen — das ist vorbei und unmöglich. Aber die Besinnung wiederzugewinnen, dass diese Fähigkeit hätte dasein können. Die Besinnung, das heisst: die Neuschaffung eines Ersten Tages unseres Erdenlebens. Unser Tag der Geburt, wieder gezeugt zu einer Zeit, wo wir schon längst in die scheumachenden, isolierenden Beschränkungen eines Privatlebens gezwungen sind. Aber gerade das enge Bett unserer Gewohnheitsbeschränkung, in das nun die Welt unseres Neu-Adam-Seins strömt, verhilft uns zu dem herrlichsten und tiefsten Stigma des Geistes: Wir sind nicht mehr allgegenwärtig, allwissend, allsehend; doch am Tage unserer Besinnung werden wir *Allwollend*.

Damit hat jeder von uns die Verantwortung für jeden Menschen der ganzen Mit-Erde auf sich genommen. Jeder von uns die Verantwortung für jeden andern!

Und hier wird eine alte Schiefheit zurechtgerückt, das Missverständnis von der Gleichheit aller Menschen. (Auch die treuesten Anhänger werden verlegen.)

„Gleichheit aller Menschen", das würde ja nichts Wesentliches vom Menschen mitteilen. Die Annahme einer Gleichheit würde sofort hinter die Geburt der Menschen einen ewigen Ruhepunkt setzen. Da wäre also nicht die Aussage einer Wissenschaft (Wissenschaft wird heute nur noch von der Blüte der Schwachköpfe abgelehnt), sondern höchstens

eine Klassifikation aus einer primitiven Histoire naturelle. Dieser Moment des ewigen, befriedigenden Stillstandes nach der Geburt — die Folge einer Gleichheit aller Wesen —, der wäre eben in ungeheuerlicher Weise eine Angelegenheit der reinen, faktischen Natur. Und nicht im mindesten eine Angelegenheit des Geistes.

Siehe da, die Bemerkung hier ist nicht etwa eine geistreiche Spekulation, sondern eine Beobachtung. Denn bei allem Lebenden auf dieser Erde — mit Ausnahme des Menschen — besteht jene natürliche Gleichheit der Wesen, und darnach ihre ewige, befriedigte Ruhe und Stille. Die werden geboren, fressen, schlafen, begatten, sterben. Fertig. *Wie natürlich!*

Aber der Mensch, einzig, ist verknotet bis zu Schmerzen der Wut, auch bis zum masslos zustimmenden Glücksgaloppieren des Bluts mit jedem einzelnen, fremden, gleichzeitigen irgendwo dortigen Menschenwesen. Wir alle Menschen tragen gegenseitig unsere Verantwortung. *Wie geistig!*

Nicht Gleichheit aller, sondern Verantwortlichkeit aller!

Der erste Tag

Alles was gewesen ist, ist falsch. Jeder Grad bis zu diesem jetzigen, ersten allerersten Moment des Seins ist Anhäufung, Sandsack, Verhau; Hindernis ausserhalb jedes Wertes, Aufenthalt. Trägheitswiderstand gegen die Besinnung auf unsere Existenz aus unserer geistigen, geistigen Herkunft. Wir kommen aus dem Geist und sind in einemmal da. Jeder Tag, den Ihr bis heute gelebt habt, war zum tausendsten Male Tod, nutzloser Tod. Nutzlos wie jeder Tod.

Wär' das Gewesene nicht Irrtum, Wertlosigkeit, Kasemattentum, so wär' es nicht vergangen.

Zerstört das Gewesene!

O wie namenlos noch nicht dagewesen ist alles, was ist. Wie unglaublich oft noch nicht dagewesen ist diese Welt. O Glück, da die Menschen tausendmal ihren ersten Tag haben.

Weiss man auch, dass die Erde barst! Inseln schwollen aus dem Meer, feurige Schwerter schweiften: an dem Tage, da Euklid fand, dass das reine Denken des Menschen und die Wirklichkeit — unerhört — sich decken können; bewiesenermassen! O erster Tag der geometrischen — Prädestinationslehre. Erster Tag des Euklidismus. Erster Tag des ersten Beweises. Erster Tag des Belauerns, wie eine Denkfolge zur Wirklichkeit schleicht. Wie phantastisch vorzustellen die Erschütterungen der Erde vor Adam Eukleides. Erster Tag. Schöpfung.

Dagegen: die blosse Deskriptionsrolle Kants, der versteht und beschreibt, dass jene angebliche Wirklichkeit im Denken enthalten ist. Der Unterschied etwa wie zwischen dem Apostel Paulus und Exzellenz Piefkes „Wesen des Christentums".

Bitte nicht rückwärts missverstehen! Die Euklidwelt ist tot. Da heut die ganze euklidische Geometrie von jedem Schüler schnell gelernt werden kann, steht Piefke unserer Zustimmung näher als die Apostel.

Ihr Herzen, wahre aufrichtige Herzen, meine Herzen, zuallererst müsst Ihr flache Rationalisten sein, flache Rationalisten! Sonst existiert Ihr nicht lebend, zeugungsfähig, gegenwärtig. Sonst steckt Ihr an modrig Gewestem, seid Rezipienten, Reproduzenten, Kostümstücke, mysteriöse Historiker. Nur gewöhnlich, unoriginell, ohne Tiefe und Geheimnis begreifend, dass Ihr günstigerweise gerade jetzt den Moment zum Leben erwischt habt, nur so flach rationalistisch — so brutal zeitgemäss allein — könnt Ihr schöpferisch sein. Ganz Anfang. Ganz ersttägig. Ganz Adam.

Seid Adam!

Erlebnis

Erfahrung? Begriff der Erfahrung: trauriges Kapitalistentum der Ahnungslosen — zu glauben, durch langes Leben könne man Gewissheit kaufen.

Man soll auch dies nicht verschweigen: die Ideen unserer Zeit vom Erlebnis sind Besitzaberglaube.

Besitzglaube ist Furchtsymptom. Erwartung des Verlierenkönnens. Stärkste Neigung zur Einmaligkeit. (Einmaligkeit = Originalität.) Es kommt aber nicht an auf Einmaligkeit, es kommt an auf Erstmaligkeit.

Seid zum ersten mal!

Ein sehr grosses Erlebnis

Im Jahr 1882 flog durch vulkanische Eruption die Südseeinsel Krakatao in die Luft. Viele hunderttausend Menschen wurden von der Flutwelle getötet. Eine Riesenwolke feinen Staubes blieb in der Luft, umkreiste mehrmals die Erde und brachte die tiefen farbigen Dämmerungserscheinungen hervor, die von jener Zeit bis Mitte der neunziger Jahre in der ganzen Welt sichtbar waren. —

Es ist mir immer klar gewesen, dass die Farbenwolken des Krakatao in innigster Beziehung stehen zu den neuen Malerfarben, den bunten Worten, den Neobildern, den Nuancen dieser Jahre.

Da ist ein Erlebnis, ein tellurisches. Objektiv, real, nicht abzustreiten. Ist das nun gross genug? Und alles, damit einige Malerateliers mehr gebaut werden? Ja? Alles, damit unser Sicherheitsgefühl in Europa steigt, einige Bilder mehr an den Wänden hängen, einige Bücher mehr erscheinen, Loïe Fuller unter Beifall Farbenvariété machte, die Fabriken bunte Blusenstoffe in die Welt setzen, Geniesser vom „Farbenfleck" reden?

Darum? Diese flach teleologischen Fragen sind notwendig, solange wir noch an das Erlebnis glauben.

Und als die Malerfarben wieder blasser wurden, die Gedichte schilderungsfreier, da: ein europäischer Krieg, um das Erlebnis zu erneuen? Kameraden, die Faust ins Gesicht diesen Teleologen! (Meyerbeer mietete sich ein Hausorchester, weil er sich Klangkombinationen nicht denken konnte, sondern sie praktisch erleben musste. Wer aber hat sich den Weltkrieg gemietet? Wir, zum Teufel, wir leben nicht für die Schilderungen der Komponisten, Maler, Lyriker oder Romanciers!)

Nieder das Erlebnis

Die sogenannte Intuition (man weiss: umfassendste lyrische Begründung vom grossen Praktiker der Einfühlung, Bergson) ist Begriffsmanscherei. Für feine Geniesser, Connoisseurs, Mitmacher: eine Hilfsvorstellung zur Rechtfertigung ihres Schwammdaseins. Das ewige Aufsaugen fremder Wesen, und von fremden Wesen ewig Sich-aufsaugen-lassen, beides steht auf demselben vakuumsaugenden Plan der traditionellen Idée fixe vom Besitz.

Nicht eintauchen! Nicht aus fremdem Munde reden! Einzig von Wert ist: Mitteilen, Überreden, Aussagen. Überzeugnis ablegen von unserer Gewissheit *Zu Sein.*

Gewissheit, zu sein. Geboren zu sein. Einfach genug nur: zu existieren. Diese Gewissheit ist die tobendste, brisanteste, unaufhaltsamste Umwälzungsenergie; rasender als alle Sprengstoffe, blutiger, vernichtender, fatumhafter als alle Weltkriege. So durch alle Minen der Erde hindurch zerstörend, wie nur Schaffendes sein kann.

Anmerkung. Nur wer überhaupt den Mut hat, jeglicher Phänomenologie — als blosser naturaler Gegebenheit — die Möglichkeit zur Welterkenntnis von vornherein abzustreiten, nur der hat das Recht, gegen den bedeutenden Philosophen Bergson zu sprechen. Aber boykottieren wir endlich diese Geschäftsschreier, die den Philosophen Bergson, wegen Franzosentums, anheulen: „Schopenhauer-Plagiator!“ „Rousseauit!“ — So, — und Nietzsche hatte wohl nichts mit Schopenhauer? Und Goethe war wohl kein Rousseauit?

I

(Kostspieliges Erlebnis)

„Wie finden Sie die Gedichte von Agnes de Blumenau?“

„Höchst begabt!“

„Wissen Sie, das Mädchen ist so entsetzlich arm, dass sie Prostituierte wurde mit dem jämmerlichsten Strassendienst.“

„Aber ist denn nicht der Schriftsteller Robespierre mit ihr sehr befreundet?“

„Ja, aber er hilft ihr nicht.“

„Warum nicht?“

„Er hat einmal gehört, auch zur Prostitution müsse man talentiert sein. Nun meint er, zum Talent müsse man auch prostituiert sein."

II

(Noch kostspieliger)

Es gab Dummköpfe, die die Frechheit hatten, den Krieg als Erlebnis zu empfehlen.

Kunst

Es ist bezeichnend für die verräterisch böswillige Dummheit unserer Zeitgenossen, dass sie, anstatt die einfachen wirklichen Absichten einer Mitteilung zu beurteilen, zu werten und mit oder gegen zu wirken: Dass sie statt dessen die Mitteilung viel lieber „verstehen" wollen. Standpunktlosigkeit, billige Konvertitenart, Schöne-Psychologie-Treiben um jeden Preis. Ein Beispiel. Liberale Schriftsteller vermitteln uns, aus lauter Verständnis, den Dichter Kleist. Aber Kleist ist die letzte Rettung des Adels aus seiner Agonie; der Nachtschweiss zusammenkrachender Junkerschlösser zeugt ihn. Wäre nun etwa Kleist in seinem geschauten, und also doch *gewünschten* junkerlichen Feudalstaat heute Staatsmann, so wären jene liberalen Schriftsteller längst mit einem gelben Stern auf dem Rücken ins Ghetto gesteckt. (Freilich — für rankende Dichter, gottselige Bestrahler von beglaubigten Weltkonjunkturen, für die gäb' es kleine Gnadenstellen.)

Die übliche Ausrede gutwilliger Psychologen ist, man müsse solche „Tendenzen" unberücksichtigt lassen. Es handle sich allein um das Dichtertum eines Dichters. Tiefes Missverständnis! Dichter sein kann ja kein Ziel sein, sondern nur allererste Voraussetzung. Dichter sein bedeutet nur das Notwendigste: dass der Mann imstande ist, seine Ziele glaubhaft genau darzulegen. Sonst würde man sie ja gar nicht erkennen. Wenn jemand spricht, so kommt's darauf an, was überhaupt er zu sagen hat.

Nicht blindlings haben wir den Tanz des Derwisches zu billigen!

Ein Schamane tanzte vor seinem Stamm mit schäumendem Mund.

„Seht, wie bedeutend er schäumt!" sagte der Psychologe.

Philosophie der Diebe

Jede Kunstbetrachtung aus der Kunst heraus nimmt als ganz selbstverständlich Besitz von bereits Vorhandenem, Festgelegtem. Künstlertheorien sind Methoden, eine Erbschaft anzutreten. Der Diebstahl als Genussmittel.

Verwirklichung in der Kunst ist ja nie wahre Schöpfung, sondern nur das In-Übereinstimmung-Bringen des Ausdrucks mit der Absicht. Und das gilt jenen Kindsköpfen schon als das Höchste im Leben Erreichbare. Dabei anzumerken die rein zeitliche Einseitigkeit, die Kunst auf „Ausdruck" festzulegen. Ausdruck ist ja nur die invertierte Einfühlung. Der „Ausdruck" der Kunst (Expression) ist nichts Geistiges, sondern immer noch an die Besitzvorstellungen gekettet. Eine Besitzentleerung. Zum Besitz für andere. Die Kunst kommt nicht los vom Umkreis des Besitzes. Sie steht nicht ausserhalb. Sie wertet nicht. Sie ist ungeistig. Sie bestätigt immer nur die Welt. Sie ändert sie nicht.

Die Flucht in die Kunst

In prophetischer Ahnung hat sich alles, was vor dem Tode stand, in die Kunst geflüchtet (wie Künstler vor dem Tode gern in den Katholizismus). Denn die Kunst — dies wird hier ganz besonders deutlich — ist nichts Abgesondertes, sondern eine politische Reaktionsform. Wie tief ging die Ahnung der Franzosen, sie schufen sich vor dem Kriege verzweifelt in Bildern ganz unvergängliche Paradiese. Ehe ihre Landschaften durchwüstet wurden. Der merkwürdigste Fall ist Spanien, zur völligen politischen Untätigkeit verur-

teilt. Spaniens Prophet ist der Antikünstler, der Kubist Picasso. Seine Bilder sagen, dass Macht nichts ist, und dass man ohne Macht, ohne Mittel, ohne Realität — allein aus dem Geiste — ungeheure Reiche verwirklichen kann. Die Werke Picassos sind messianische Weissagungen, denen das Volk fehlt. Gesetzgebung, der die Vollstrecker fehlen. Tröstungen über ewig Versunkenes.

Anmerkung. Vor dem Krieg schon, unbeeinflusst durch Naturgewalten, ging es bewusst für den Geist, gegen die Kunst. (Von 1912 bis 1914 in der Zeitschrift „Die Aktion" und gar — man erlaube — durch mich.) Seitdem hat, mit entliehenen schnell verstümmelten Begriffen, phlegmatisch alberne Spiesserfrechheit die Gelegenheit zu emsiger Verwechslung benutzt, und gegen irgend unbeliebte Kunstwerke mobilisiert. „Seid Politiker!" heisst aber: Wendet eure Intensität auf Verwirklichung, sonst passiert euch was! (Ist nun auch.) Seid gerade gegen die höchste, beste Kunst. Gegen den erhabenen Vorgang, der euch absorbiert. Der euch zur seligen Urzelle macht: Der euch — fürchterlichster aller grauenvollsten Wertlosigkeitstode — der euch *isoliert!*

Die feudale Behäbigkeit von Jahrhunderten ist schuld, wenn jeder Dümmling einen Malersmann, also einen Tenor, einen Reizling, genial: geistig! nennen darf. Ganz grosse Künstler, Antikünstler schon, sind Politiker mit umgekehrtem Vorzeichen. Warum sind sie nicht lieber Politiker mit direkter Aktion?

Ihre Tätigkeit ist geistige Tätigkeit. Aber das ist an sich zu wenig. Der Weg von der vorstossenden, menschenzüchtenden Tendenz des Politikers bis zu den Ahnungen der Prophetie (dem Bild des Künstlers, dem Gegenbild der Politik) — dieser Weg verschluckt ganz die Intensität. Die Intensität, die allein die Stromleitung unter allen Menschen herstellt. Die Wirksamkeit der Aufforderung. Die Sprengfähigkeit der Handlung.

Geistigkeit allein macht auch nicht glücklich.
Ohne die Verwirklichung seid Ihr Schemen.
Wir brauchen keine Messiasse. Seid Politiker.
Seid Handelnde!

Das Was ist

Die unglücklichsten Menschen sind heute die, die in

der Welt einen spannenden Roman sehen. Sie haben nie genug zu lesen; sie wollen schliesslich aus Verzweiflung ihren eigenen Roman lesen. Das heisst, sie wollen die Welt mitmachen, statt sie zu machen.

Man müsste gerade diese Menschen immer wieder aufklären, einfach über ihre groben Irrtümer aufklären. Denn wenn gerade sie öffentlich werden, dann sind sie allem Wertvollen gefährlich. Sie sind ja stets unsicher, ob sie sich zum revoltierenden Dichter entschliessen sollen oder zum freiwilligen Agent provocateur (aus lauter Verständnis für den fremden Typ). Von hier drohen Schmuckstücke des Aufruhrs, Rebellions-Krawattennadeln oder Gedichte, dekorative Revolutionen; Reifenspiel ästhetischer Streiks. (Bunter Krawall statt politischer Ziele. Oder: Spectator schreibt ein Aufruhrdrama.) Eine verbrecherische Künstleransicht vom Leben: Menschen sollen verhungern, Menschen sollen niedergeschossen werden, um — unbeteiligt — noch im Sterben lebende Bilder zu stellen!

Man sieht, wie sehr es auf das blosse „*Was*" ankommt.

Mildere Töne: Skepsis ist fruchtbar. Aber Verzicht auf das „*Was*" ist zur Vornehmheit verdammt. Man kann sich eine Gewissheit nicht dadurch verschaffen, dass man eine fremde annimmt. Menschen, die für frühchristliche Mosaiken, Exotenplastik oder gregorianische Kirchenmusik himmeln, unterscheiden sich nicht von Humpen-Sammlern. Wenn einmal irgendeine Ferne ursprünglich war — der Amateur der Ferne ist es nie. Der Nur-Methoden-Mann; der Bloss-Bedeutungs-Rechercheur; der feierliche Form-Erläuterer: dieses albernste, weil tatenloseste aller Geschöpfe, Primitivus Symbolicke, ist ein Schwindler!

Die Geschichte einer Wirkung: Calvin sagt, das Abendmahl bedeute nur den Leib Christi; er war vornehm, symbolisch, von der Skepsis des bilderreichen Künstlers. Die Härte, Klarheit, Ethik seiner Reformation viel stärker als die Luthers. Gegen Luther Calvins Erfolg gering. Der Riesenerfolg des Protestantismus bei dem dicken, groben Luther (wenngleich schauer-

lichem Kompromiss- und Demutsmacher), der mit schweissiger Mönchsfaust das Pult schreiend schlägt: „das Abendmahl ist der Leib, ist, ist; nichts von Bedeutung; es ist wirklich der Leib!" Der sich den groben Inhalt wahrt. Die Wirkung ist beim Inhalt. Man nennt das: an etwas glauben. Es kommt aber auf das Was an.

Symbolische Handlungen

Symbolische Handlungen sind nichts wert. Eine Handlung, die Versprechungen macht, ist keine. Sollen wir etwa den Riesenreif des Ungetanen, das Vakuum des Nichtausgeführten aus unseren Einzelwünschen ergänzen? Theorie des Fresko. Der Schwindel der Geste. Es bleibt das Vakuum. Das Nichtgetane, die blosse schöne Geste des Tuns, enthält nicht etwa irgendeine geheime, in ihm ruhende Energie zu Taten! Keine Immanenz. Allein in der vollen, beschränkten, getanen Handlung ruht die Energie-Immanenz zu Neuem.

Die Symbolische Handlung, die Geste, bleibt die Intensität des Tuns schuldig. In der Geste liegt nicht die Intensität des Sprengenden, sondern die Zufriedenheit des Schauenden. Der Schauende schliesst ab, und ist zufrieden. Das weltberühmte Wort jenes Franzosen, der im Café von einem Bombensplitter getroffen wurde, „n'importe, si le geste est beau", dieser Leitsatz der Symbol-Politik ist infantile Verschleuderung des Wichtigsten an Kunstausstellungsgefühle. Der Atavist meint zu besitzen, was zu schauen ist; was von Allen zu schauen ist, meint er, sei Aller Besitz. Er glaubt, der Besitz Aller sei Aller Glück. Und denkt, der Ruhepunkt des Glücks ändere die Welt. Denn nicht anders als wir alle will auch er ändern. Aber wie niggerhaft fetischistisch, wie ahnungslos, wie atelierfreundlich ist die symbolistische Ansicht: nur das Schaubare, nur das Bild, nur das fürs Aug' fertig Gerahmte sei Realisierung. Das Sinnenhafte, das Bildliche, das Vergleichsmässige, das „Wie" einer Handlung,

das Augenmessbare — dies ist alles nur fürs Publikum da. Wäre das ungeheure Mass an Mut des Einzelnen, das zur Schau in Publikumsarbeit verschwendet war, in Intensität umgesetzt worden, so wär' etwas *geschehen*. Aber wenn die ganze Welt etwas *sieht*, so ruht sie um die Handlung selbst. Sie ruht, nur ruhend, beruhigt über ihre Unruhe, auf einer gigantischen Tragödien-Kuriosität.

Der Franzose, der eine Bombe ins Pariser Café warf, hat dadurch nicht alle Kapitalistencafés zum Schliessen veranlasst. Die Ermordung eines Erzherzogs beseitigte nicht die Kriegsgefahr zwischen Österreich und Serbien. D'Annunzio, der Triest im Aero überflog, eroberte die Stadt nicht für Italien. Symbolische Handlungen schaffen nie etwas in der Absicht der Handlungen. Nur Staunen über das blutige Augenspiel. Es bleibt beim Schaustück.

Tolstoi, ohne Armfuchteln, so unsymbolisch, dass er aus Nachgiebigkeit noch kurz vorm Tode seinem Weiberhause entlief, Tolstoi hat mehr gemacht.

Bedeutung

Im Augenblick, wo eine Handlung noch etwas bedeutet, etwas anderes als sie selbst, hat sie ihre Triebkraft verloren. Sie kommt schon aus der Skepsis an ihrem Werte. Sie wird schon begonnen — nicht weil die Intensität keinen anderen Auspuff mehr findet — sondern weil Alle mal gelegentlich aus Beschäftigungslosigkeit in Handlung machen. Die Geschichte der Handlung hört auf, es beginnt die Geschichte der Bedeutung. Die Bedeutung soll durchaus ihre Existenz rechtfertigen; sie soll sich von allen anderen Bedeutungen unterscheiden, sie wird überaus vornehm. Hier erscheint die Originalität: die gemimte Rolle, als sei etwas geschaffen aus Intensität. Der Ausdruck tritt auf, man besorgt durchaus unterscheidende Merkmale. Und nun soll jeder ausnahmslos Beifall klatschen können. Etwas ganz Grossartiges und Massives wird um das bisschen Geste herumgeknetet. Jeder,

ja jeder soll sich Wichtiges denken können, was ihm gefällt. Der Zodiakus wird bemüht, die Frühlingspunkte sausen vorbei, die Sonne wird vom grünen Mond verschlungen, Planeten (keiner hat eine Gewissheit, man ahnt was dumpf) werden auf alles bezogen, die Milchstrasse wird ausgebreitet. Irgendwo kömmt ein Messias. Höchster Typ der Bedeutung: ein Mythos wurde kalfatert. Wo nichts mehr lebend übrigbleibt, wo alle schimmligen Bedeutungshäute vom durchfressenen Gerippe der Tatenlosigkeit abfaulen, stets da kommt man uns mit dem dreckigen Schwindel vom Mythos.

O Babylon, Babylon.

Dreitausend Jahre sollen vergangen sein wie nichts. Wir sollen immer noch ahnen, raten, Geheimnisse verwalten. Nein. Wir geruhen nicht mehr, unsere Ahnenseele zu bemühen. Wir waren nicht, wir werden nicht sein. Wir sind. Wir sind. Wir sind. Oder, zum Donnerwetter, wir existieren überhaupt nicht.

Eine Handlung ist sie selbst. Wir lassen sie uns nicht religionsverstiftern. Wir brauchen sie nicht zu verstehen. Es gibt nichts zu verstehen.

Wir wissen, dass die Handlung aus uns kam, und wir wissen immer, wohin sie geht. Wir wissen, wozu sie da ist.

Ein „Wie" hat die Handlung nicht, und keine Art, in der sie sich von einer andern Gruppe Handlung unterschiede; die Handlung hat keine Erklärung. Die Handlung, dieses Selbstverständliche, ist in ihrem armen Wege (aus Uns zum Ziel der Realisierung) ganz und gar in sich. Sie ist nichts mehr, als sie tut.

Nicht die Handlung ist zu verstehen. Nicht wir, die handeln, sind zu verstehen. Sondern der Standpunkt, von dem aus wir handeln, das Geistige, dies ist zu verstehen, zu erklären, beizubringen anderen Menschen mit allen Mitteln.

Der Zentralpunkt unseres Lebens wird hell. Es beginnt das Reich des Absoluten. Und dieser ungeheuerste Dynamitblock der Welt wird sichtbar: der Wert. Dann sind wir für den Geist Eiferer, Überzeuger, Belehrer, Beredner, Umtreiber, Umwender; verzweifelt, hochmütig, klotzig, schmei-

chelnd, ergeben, beweisend, erschütternd: Wir Änderer. Für den Geist allein sind wir das Ordinärste und Erhabenste, das man ausdenken kann; das Kümmerlichste, Lächerlichste, und die fürchterlichste Treibkraft an dieser Welt: *Wir sind Partei.*

Lassen wir das ewige Verständnis. Die Gallerte Bedeutung zerfliesst zitternd. Kümmern wir uns um unseren Standpunkt.

Seien wir Partei!

Änderung der Welt

In der Schweiz hat sich, als durch den Krieg die Zahl der Fremden sehr klein wurde, ein Verein gegen Überfremdung der Schweiz gegründet. So ist es auch im Europa der letzten Etappen mit der Freiheit. Je geringer sie wurde, um so mehr geriet sie in Misskredit. Wir wollen uns doch nicht selbst täuschen: Wichtiger ist die Freiheit selbst als ihre Definition. Jeder Mensch weiss in Wahrheit, was für ihn Freiheit ist. Weiss er es nur unklar? Das schadet nichts. Selbst in dieser Unklarheit kann er diesmal handeln. Innerhalb der vergangenen hundert Jahre ist aus dem grossen Programm nur die Liberté uns geblieben. Bleiben wir zumindest bei ihr. Seien wir mutig genug, hier Spezialisten zu sein, Schuster, Klotzköpfe: arbeiten wir an der Freiheit. Es ist genug zu tun!

Zum Beispiel: die Erfolglosigkeit der internationalen Sozialdemokratie im Internationalismus kommt vom Marxismus, von der Evolutionstheorie; von der Beruhigungslehre: die menschliche Gesellschaft gleite durch gradweises „Hineinwachsen" in den neuen Sozialismus. Und vom Klassenkampf. Davon also, dass um das Ökonomische, den Besitz, das Material der Natur gerungen wurde; dass es sich nur um einen Modus der Verteilung drehte, um nichts anderes als um eine Beteiligung am Besitz. Um Verkapitalisierung der Kapitalisten mit negativem Vorzeichen. Alles um Ding statt um Geist.

Um Austausch — statt um ein völliges Ausserhalb. Um Beweglichkeit statt um Freiheit.

Ein furchtbares Symptom ist die Vernachlässigung der untersten, elendesten Gesellschaftsschicht. Der Unorganisierbaren. Der ganz Unbedingten, die nichts zu verlieren haben, der stets Ausserhalb Stehenden, zu jeder Änderung Bereiten, und die die unheimlichste, feinste Witterung für den Änderungsmoment haben. Das ist der Mob.

Man hat den Mob — das wundersüchtigste Gebilde der heutigen Gesellschaft — der Heilsarmee überlassen (weil man selbst nichts Unbedingtes, keine Wunder, hier in der Gegenwart: keine Änderung! zu vergeben hatte). Das ist irreparabel. Wilhelm Weitling hatte noch ein schärferes Auge für diese Wirklichkeit, als seine staatsfrohen Nachfolger, er hatte die Erstmaligkeit des Sehens. Kautsky, dessen Genauigkeit die unheilbare Vernachlässigung merkt, hat eine Hilfstheorie zum Zwecke der nun gebilligten Vernachlässigung des Mob aufgestellt. Danach sei der Mob ein ewig wechselndes und unfassbares Gebilde. Aber es ist zu erinnern, dass das organisierte Proletariat dem Kapitalisten vergangener Jahre genau so mystisch unfassbar war, wie heute der Mob dem Organisierten.

Die Besitzenden haben Tradition. Der Mob hat nur eine: zu sein. Ob er sich „verändert" hat — und bezeichnenderweise sagt dieser fast geniale Popularisator hier nicht „entwickelt" —, kann auch Kautsky nicht wissen. Aber was wir alle wissen können: die Reaktionsart des Mob, seine Wirkungsfähigkeit, hat ihre putschistischen Formen seit dem Altertum nicht verändert. Schliesslich hat der Mob der Juden aus anarchischen Revolten das Christentum gemacht, für wilde, atavistische Gefühlsklänge von volksmässig versunkenem babylonischen und iranischen Geister- und Prädestinationsglauben; *gegen* die aufgeklärten Sadduzäer. Und die gesellschaftlich und kulturell elendeste Bevölkerungsschicht des endenden Mittelalters hat die Reformation gemacht, gegen die aufgeklärten Humanisten. Also der Mob ist da

und regt sich. So unfassbar scheint er doch nicht zu sein, die Ruinen der Häuser, die er gebrannt und geplündert hat, sind ziemlich fassbar. Und, sonderbar, wenn die Regierungen ihn brauchen, bekommen sie ihn so sicher zu fassen, dass sie für manche gewünschten Wirkungen nur auf den Signalknopf drücken müssen.

Partei. Partei! Für die Freiheit! Es ist genug zu tun.

Methoden?

Zum Zwecke der Auspressung von Menschenkraft hat Taylor in Amerika ein System ausgearbeitet. In Hunderten amerikanischer Riesenfabriken wird seit langem jeder einzelne Arbeiter gemessen, im Detail seiner Arbeit genau beobachtet, kinematographiert, in den Resultaten seiner Arbeit sukzessive kontrolliert. Jeder Einzelne von Hunderttausenden.

Beweis: dass man auch in grossen Volksmassen wirklich zu jedem Individuum gelangen kann. Der Erfolg des Taylorsystems kommt von seiner Wahrung eines Standpunktes. Es ist der Standpunkt des reinen Nurkapitalismus, unter dessen Druck jene konkrete, doch noch hinreichend allgemeine Arbeitsindividualformel ausgegeben wurde.

Aber zu erstreben ist: Der Ersatz jener Besitz-Macht-Kapitalisten-Ausbeuter-Endabsicht durch eine rein geistige Endabsicht. Rein geistig, das sagt, von mächtiger Triebkraft (keine evolutionistischen Surrogate). Etwa auch nur ein winziges Wunschtum Freiheit; ihre Konkretisierung: Unabhängigkeit. Und eine individualisierende Aufklärungsarbeit in den Massen, geschult an der rapiden Riesenformel des Taylorsystems.

Welche Resultate!

Zu Anfang des neunzehnten Jahrhunderts steht die bewegende Politik unter dem Druck der Nationalidee. In der zweiten Hälfte unter der Rassenidee. Am Ende bis in diesen Krieg dominiert die Staatsidee und verschluckt die beiden andern oder speit sie nach Bedürfnis aus.

Ist es nicht höchste Zeit, sich über die völlige Gewesenheit dieser drei Ideen klar zu sein! Mit ihnen kann man sich die Erde immer noch nur so platt wie eine gemalte Landkarte denken. Sie schliessen keine Spur der Vorstellung in sich, dass wir auf einer Kugel leben, und dass wir alle gegenwärtig sind; dass unsere Handlungen nicht bloss physikalisch natürliche Linie, Druck und Gegendruck sind, sondern in einem Moment gleichzeitig überall auf der Erdkugel — die .... von .... Menschen .... bewohnt ist ... — wirken.

Merkwürdig, die realen Hilfsmittel der „grossen" Politik stammen aus unserer Zeit, aber ihre Absichten aus dem Mittelalter. Das Mittelalter führt die Kriege.

Höchste Zeit, dass die Erdgenossen sich auf ihr Erdentum besinnen. Tellus = die Erde. Tellurismus = die Erdkugelpolitik. Aber wir können nicht länger warten.

Was sind Sie? — — Ich bin Tellurist!

Es geht ja nicht um Gefühle.

Es geht nicht um Sterne, nicht um die Vergangenheit, nicht um Unsterblichkeit. Nicht um Ruhm. Nicht um Unendliches; es geht nicht einmal um die Zukunft. Lassen wir doch das Pomposo. Es geht nur um unsere kleine Erde. Es geht um die gegenwärtigste Gegenwart.

Wir haben ja noch alles versäumt. Wir sind zu vornehm. Wir sind immer noch klassenbewusst. Wir sind Ökonomiker, Ausbeuter, Ausgebeutete, Entwicklungsgläubiger, Zukunfts-Symboliker. Wir sind ja immer noch Erben.

Wir sind noch nicht Politiker. Muss nicht dies unsere erste, einzige Absicht werden? direkt sein. Handelnd, ändernd. Hebel sein. Politisch sein!

Wir rechtfertigen uns zu wenig vor unserer geistigen Herkunft. Wir lassen uns noch alles, alles vom Fatum bieten. Wir sind tot — — oder noch zu beruhigt mitten in allem; noch nicht genug Ausserhalb. Sind wir Gegebenheitsgewebe um uns? Wir sind noch nicht ausgestossen ge-

nug. Handlungen geschehen wider erste, tiefste, entschiedenste Tatsachen unseres Erdendaseins. Wir sind noch zu eifrig gefällig, zu sehr Psychologen, zu verständnisinnig. Wir vergassen ganz unser eigenes Wissen von uns selbst. *Unseren* Standpunkt. Unsere Freiheit zu urteilen. Selbst zu handeln, zu hebeln, zu ändern.

Kameraden, stehen wir nicht im grossen Bund des Geistes? Sind wir nicht Geschütz und Sprengstoff zugleich? Sind wir nicht freie Flammen, zuckend und heiss genug, Totes zu zerstäuben, Hartes zu schmelzen, diese Welt flüssig zu machen. Sind wir nicht Geistige, um alle feurigen Flüsse in den Bund des Geistes zu giessen!

Mit unserer Geburt bekamen wir die Gabe, die Welt zu ändern. Ändern wir. Ja, bessern wir, ganz simpel. Irgendwo höhnt ein quietistischer Idiot: „Weltverbesserer!" O Freunde! Freunde, die ihr wirklich da seid. Die ihr noch nicht zu sprechen wagt. Freunde! hier ist unser Ehrenklang, unsere Fahne, der Salut unserer Brüder. Hoc signo.

Seien wir Weltverbesserer, alle. Wir haben es nötig.

Vielleicht wird dann kein Geniesser mehr unsere Toten mit ihrem „Erlebnis" überrumpeln. Nieder das Erlebnis! Wir haben genug.

Seien wir Politiker, trocken, hart, listig, gütig, erschütternd. Verantwortlich für alle Menschen unserer Erde.

Und ein Physiker wird uns sagen, dass Flammen nicht nur brennen, sondern auch singen können.

Schöpferische Erziehung

Von

Gustav Wyneken

I

Der Krieg bedeutet auf alle Fälle eine Generalpause und gewaltige Zäsur im Leben unseres Volkes. Solch eine Zäsur zählt zu den grössten Geschenken, die das Schicksal einem Volke machen kann. Sie zwingt zur Besinnung und Sammlung und eröffnet die Möglichkeit eines neuen Anfangs. Im gewöhnlichen Lauf der Dinge rollen und poltern die Tage mit ihren Aufgaben einer hinter dem anderen her, und niemand wagt an die Möglichkeit zu denken, sich ihrer Tyrannei zu entziehen. Nun, wo diese Tyrannei für eine Weile durchbrochen worden ist, gilt es, die Freiheit vom Alltäglichen und ewig Gestrigen hinüberzuretten in die Zeit nach Friedensschluss. Und es gilt die ungeheure äussere Energie unseres Volkskörpers in innere umzuwandeln. Es ist schliesslich möglich, dass der äussere Erfolg unseres gegen furchtbare Übermacht zu führenden Krieges nicht den höchstgespannten Erwartungen entsprechen wird. Wir wissen ja freilich, dass wir einen Verteidigungskrieg führen und unser Hauptziel erreicht haben, wenn durch den Frieden unseres Volkes und Staatslebens Unversehrtheit, Unabhängigkeit, Sicherheit und Freiheit der Entwicklung verbürgt sein werden. Dennoch werden nach einem solchen Frieden Hunderttausende fassungslos vor der Frage stehen: Waren dafür, für die blosse Herstellung eines normalen Zustandes, diese grässlichen Opfer

notwendig? Und es wird dann das Bedürfnis und die Bereitwilligkeit vorhanden sein, diesen Opfern einen höheren Sinn zu geben, als ihnen das blosse unvernünftige Schicksal bestimmt hat.

Der Krieg hat ja mit einem vorweggenommenen Siege für uns begonnen, nämlich mit dem ewig denkwürdigen Zusammenschluss des ganzen Volkes und der prinzipiellen Anerkennung der politischen Gleichberechtigung der Proletarierpartei. Gewiss war man sich, als man diesen Schritt tat, nicht über seine soziologische Bedeutung klar, man fühlte nicht, dass man damit vielleicht in einem viel grösseren Stil Weltgeschichte machte, als es irgendein Ausgang des Krieges kann. Jene Reichstagssitzung verdiente noch mehr als einstmals das Gefecht von Valmy den Ausspruch eines Sehers: Von hier ab beginnt eine neue Periode der Weltgeschichte, und ihr könnt sagen, ihr seid dabeigewesen. Es beginnt nämlich damit die Geschichte des neuen Staates, der nicht mehr wie die Staaten aller vorangegangenen Jahrtausende die Organisation der Herrschaft einer Minderheit über eine Masse ist, sondern der die Verkörperung einer Vernunftidee sein will.

Man kann sagen, das heisse die Bedeutung jenes Ereignisses unendlich überschätzen; es handle sich lediglich um eine durch die Not den Herrschenden abgerungene Konzession der politischen Tagesgeschichte. Ich glaube, dass eine solche Geringschätzung schon dem bloss Tatsächlichen nicht gerecht wird, denn einerseits erziehen die durch den Krieg nötiggewordenen staatssozialistischen Massnahmen, an deren Anfängen wir vielleicht erst stehen, das ganze Volk immer mehr zur Selbstverständlichkeit sozialer, ja sozialistischer Gesinnung und ziehen schon einige leichte, praktische Konsequenzen aus der neuen Volkseinheit. Andererseits haben wir die starke Arbeiterpartei, die — hoffentlich — eine einmal errungene Position nicht wieder aufgeben wird. Mag aber der Stand der Tatsachen sein wie er wolle: jedenfalls ist das Ziel für uns jetzt klar. Wenn jene Reichstagssitzung noch

keine weltgeschichtliche Bedeutung hatte, so müssen wir dafür sorgen, dass sie solche bekommt.

Was wir weltgeschichtlich zu nennen pflegen, müsste eigentlich ungeschichtlich heissen; es sind immer die Ereignisse und Personen, die den normalen geschichtlichen Ablauf durchbrechen. Uns erwächst gegenwärtig im höchsten Masse die Aufgabe, in diesem Sinne ungeschichtlich denken und wollen zu lernen, loszukommen von der historischen Bedingtheit, die ihre Geltung verloren hat, und uns zu orientieren an der Idee, an dem, was unbedingt sein soll.

Und damit sind wir mitten im Erziehungsproblem. Es ist ja mehr als fraglich, ob wir imstande sind, ungeschichtlich zu denken, unser historisches Vorzeichen umzukehren und uns überall an der Zukunft zu orientieren, wo wir es bisher an der Vergangenheit taten, und vor allem, ob wir fähig sind, die sittliche Energie aufzubringen, die jetzt von uns verlangt wird. Man sollte sich diese Fragen ohne jedes Pathos in aller politischen Nüchternheit vorlegen und auch die weitere, wie es nun anzufangen sei, dass wir unsere geschichtliche Aufgabe des ungeschichtlichen und unbedingten Wollens und Schaffens erfüllen.

Es ist hierauf gar keine andere Antwort denkbar als die einst von Fichte gegebene, die, eben als denknotwendig, sich in unserer besonderen Lage immer wieder einstellen wird, von welcher Lage die zur Zeit Fichtes ein Vorspiel war. Wir können unsere weltgeschichtliche Aufgabe bestenfalls erkennen; erfüllen können wir sie nicht unmittelbar, sondern nur mittelbar durch unsere Kinder: also indem wir ein neues Geschlecht heranziehen, anders geartet und besser ausgerüstet, als wir sind. Und das ist die neue Definition von Erziehung, der neue Inhalt, den dies schon von vielen Inhalten erfüllt gewesene Wort jetzt bekommt: Heranbildung einer neugearteten Generation, und zwar nunmehr einer solchen, die die menschlichen Dinge einrichten will nach Ideen, und die den unbedingt geltenden Werten auch zu unbedingtem Dienst bereit ist.

Auf diese Idee einer neuen Volkserziehung führt auch eine andere Gedankenreihe, man kann sagen, *die* andere, nämlich die demokratische, entgegen dieser geistig aristokratischen. Man wird als die jetzt am unmittelbarsten gegebene und aus der neuen Volkseinheit folgende pädagogische Forderung die Einheitsschule proklamieren. Es leuchtet ja ohne weiteres ein, dass diese Forderung keinen eigentlichen Gedankenwert hat, sie ist zunächst ganz mechanisch. Ausserdem eignet ihr eine gewisse Unechtheit und innere Unwahrheit, denn sie widerspricht der gesellschaftlichen Schichtung, ohne sie zu überwinden. Sie ist geboren aus sozialem bösen Gewissen, aber noch nicht aus einem sozialen unbedingten guten Willen. Sie vertuscht die gesellschaftlichen Grenzen und den gesellschaftlichen Zwiespalt, aber beseitigt sie nicht. Solange nicht eine sozialistische Gesellschaftsordnung den Unterbau der Einheitsschule bildet, solange ist die mit ihr beabsichtigte geistige Einung des Volkes eine blosse Fiktion. Diese Einung des Volkes ist nicht von aussen her, nicht durch eine neue Organisation des Schulwesens zu erreichen, sondern nur von innen heraus durch die Aufstellung eines neuen Prinzips, durch die Entzündung und Pflege eines neuen Geistes, der dann selbst allmählich die Geister sich unterwirft.

Hiermit haben wir die Grundfrage des neuen Zeitalters gestellt. Wir können sie auf die Formel bringen: Kultur oder Sozialismus? An welches von beiden glauben wir? Und glauben wir, dass eine neue Kultur auch die soziale Frage lösen wird, oder halten wir dafür, dass eine rationelle Gesellschaftsordnung von selbst eine neue Kultur bringen wird? Wir unsererseits erklären diese Ansicht für einen blossen Aberglauben und halten es für unmittelbar einleuchtend, dass eine neue Kultur, ein neues einheitliches Ethos sich auch des gesellschaftlichen und staatlichen Lebens bemächtigen muss als seines Mittels und Stoffes. Wir glauben an die Notwendigkeit einer neuen Kultur und wir glauben um die Wirklichkeit ihres Werdens zu wissen. Und so wenig die

heutige Generation selbst und unmittelbar die Aufgabe der Zeit lösen kann, sondern es mittelbar tun muss durch die heranwachsende Generation, so wenig kann es geschehen durch unmittelbares Eingreifen in die sozialen Ordnungen. Es kann nur mittelbar geschehen auf dem Umweg über ein neues Ethos. Ohne dieses bringt man schon gar nicht den erforderlichen sittlichen Radikalismus auf, und vor allem hat man für die Neuordnungen kein Ziel und keinen Massstab.

Nur ein neuer Geist kann ein Volk einen; nicht ein Zeitgeist, ein Generalnenner aller seiner Ungeister und Geistlosigkeiten, sondern ein aus seinen dunkelsten und tiefsten Seelenkräften und seinen edelsten Anlagen hervorbrechender Wille, ein neues geistiges Zentrum, in einzelnen aufleuchtend und zunächst nur kleine Kreise in seinem Licht durchdringend, aber allmählich das ganze Volk innerlich berufend, sammelnd, erleuchtend und in einem neuen Glauben heiligend.

Die grösste Gefahr, die der Krieg im Gefolge hat, besteht darin, dass die Bejahung unseres Volkstums, Nationalgefühl, Vaterlandsliebe ganz und gar in die Hände der Unberufensten gleiten; das kann zu einem wahren Terrorismus der Phrase und der Ignoranz führen. Sie lassen nichts gelten, als was sie begreifen und was ihnen gleicht, und sie haben im Krieg ihre hohe Zeit, weil sie in ihm endlich einmal überhaupt irgendeine Begeisterung, irgendeinen Idealismus erleben und weil die elementarsten und sichtbarsten Äusserungen der Volksbejahung in ihm notgedrungen in den Vordergrund treten müssen. Nun möchten sie den Kriegszustand verewigen, über den deutschen Geist einen dauernden Belagerungszustand verhängen, damit sie immer etwas verstehen und das grosse Wort behalten. Gegen sie muss man sich wappnen mit wirklicher Liebe zu unserem Volk, nämlich mit Glauben an seine Bestimmung und an seine schöpferische Kraft. Wenn unser Volk in seinen geistigen Leistungen wirklich die Bevormundung durch die Staatsgewalt nötig hätte, damit diese Leistungen gesund und

fruchtbar würden, so wäre es damit aus der Reihe der Kulturvölker und derer, die noch eine Zukunft haben, ausgeschieden. Wir aber wollen es mit dem Wort des Kaisers halten, dass uns „als Siegespreis ein nationales Leben erblühen soll, in dem sich deutsches Volkstum frei und stark entfalten kann".

Das deutsche Volkstum endet nicht da, wo der deutsche Geist anfängt. Es wird die eigentliche Probe unseres neuen Nationalbewusstseins sein, ob wir fähig sind, den deutschen Geist zu bejahen, wo immer er auftaucht. Und jetzt fürwahr, wenn wir die Aufgabe unserer Zeit so ernst und tief erfassen, wie sie hier angedeutet worden ist, nämlich als die Heranbildung einer neugearteten Generation und als die Hervorbringung eines neuen einigenden Kulturgedankens, eines neuen Ethos, so kann nur er uns retten. Denn es handelt sich um schöpferische Tat.

Dem schöpferischen Geist in der Erziehung Raum zu geben, ist also eine Forderung nicht minder ernst und wichtig als irgendeine, die dem wissenschaftlichen Geist die Erziehung überantworten will und die auf Rationalisierung und Sozialisierung dringt. Man hat so oft verkündet, Erziehen sei keine Wissenschaft, sondern eine Kunst. Aber noch nie hat man Ernst damit gemacht, das Erziehen sich nach der Weise des künstlerischen Schaffens auswirken zu lassen. Und doch werden die grossen grundlegenden Probleme der Erziehung nur so gelöst werden können. Denn wer vermöchte heute mit den Mitteln der Wissenschaft die Ansprüche des Individuums und der Gesellschaft, der Freiheit und der Autorität, der Natur und der Kultur, des Leibes und des Geistes endgültig gegeneinander abzuwägen. Für die Theorien behalten diese Antinomien immer einen unlösbaren Rest. Nur die schöpferische Tat findet die Synthese von Geist und Leben.

II

Deutschland ist stolz auf seine Burgen der Wissenschaft, die Universitäten. Und es wird wohl mit der Zeit dahin

kommen, dass an jeder Universität die pädagogische Wissenschaft durch Lehrstühle und Laboratorien vertreten ist. Mögen diesen Stätten der Erziehungswissenschaft bald ebenbürtig zur Seite stehen Burgen der pädagogischen Kunst oder sagen wir lieber der pädagogischen Kultur und schöpferischen Wirksamkeit. Und möge dann Deutschland auf diese seine Schöpfungen, echteste Erzeugnisse seines Geistes, ebenso stolz sein, wie auf seine Universitäten, und ihnen auch mindestens die gleiche Freiheit und Autonomie gewähren.

An diesen Stätten soll die Erziehung geleistet werden, die wir forderten, nämlich die Heranbildung jenes neugearteten Geschlechts der unbedingt Wollenden, der mit vollem Ernst wieder an die Berufung der Menschheit zum Dienst des Geistes Glaubenden. Das sind nicht Menschen, die einem neuen Dogma frönen, sondern in denen neue Kräfte und Qualitäten entbunden werden, für welche die bisherige Erziehung kein Organ, die Schule keine Verwendung, das Jugendleben keinen Raum hatte. Hier also handelt es sich nicht nur um eine Neuordnung des zu lernenden Wissensstoffes oder um die Erfindung neuer Lehrmethoden, sondern es handelt sich um das Ganze der jugendlichen Lebensführung und zwar nicht des Einzelnen, sondern der ganzen Generation. Es handelt sich um die Darstellung einer neuen und höheren jungen Menschheit, um die Herstellung einer von neuem Kulturwillen bestimmten und durchdrungenen jugendlichen Lebensführung, einer Jugendkultur, die zugleich die Keimzelle einer neuen Gesamtkultur ist.

Solche Erziehungsstätten müssen sich des ganzen jugendlichen Lebens bemächtigen oder richtiger gesagt: da das ganze jugendliche Leben sich zu einer Kultur entfalten soll, so muss es auch ganz diesen seinen einzigen Freistätten anvertraut werden. Sie sind in ihrer reinen Ausgestaltung also nur als Internate denkbar. Das Prinzip der familialen Erziehung ist ja dem der freien Schule strikte entgegengesetzt; sie will die Jungen den Alten gleichmachen, die Alten in den Jungen fortpflanzen, während es jetzt gerade

gilt, eine neugeartete Generation heranzuziehen. Übrigens sei bei der Gelegenheit gesagt, dass eine rein familial bestimmte Erziehung mit Notwendigkeit zur Degeneration durch geistige Inzucht führen muss, zur Verkümmerung durch einseitige Ernährung, weswegen eine gesunde und kräftige Jugend sich instinktiv gegen solche Absperrung sträubt und den Weg ins Weite sucht. Ins Weite soll sie auch durch die neue Erziehung geführt werden, die ihrem Wesen nach eine Erziehung für das öffentliche Leben sein wird, während die familiale Erziehung nie die Enge und den Egoismus der familialen Interessen los wird.

Die Erziehungsheime müssen weitgehende Freiheit geniessen. Freiheit ist die Lebensluft des Geistes, die Vorbedingung aller Schöpfung. Und hier, wo es gerade gilt, den Idealismus — das Wort im eigentlichen und phrasenfreien Sinn verstanden —, den Willen zur Gestaltung der menschlichen Dinge nach Ideen, durch Erziehung in die Weltgeschichte einzuführen, darf der Erzieher sich durch nichts gebunden fühlen als durch sein Gewissen und keinem Dienst verpflichtet als dem der Wahrheit und Schönheit und aller unbedingt geltenden Werte. Es wird einen grossen Fortschritt in der Entwicklung des Staates bedeuten, wenn er die Freiheit der Erziehung und des Unterrichts ebenso grundsätzlich anerkennt, wie die der religiösen Überzeugung, der wissenschaftlichen Forschung, der Rechtsprechung.

Wir stellen diese Forderung nicht auf gut Glück und bloss abstrakt auf, sondern wir wissen, für welchen Geist und welches Werk wir fordern. Doch reden wir nicht pro domo, sondern für den Geist, immerhin aber als Wissende und darum Wollende, nicht bloss ins Leere hinein Wünschende. Einmal ist es geschehen in unserem Kulturleben, dass das adlige Bild einer neuen Jugend klar erschaut und in den Mittelpunkt des erzieherischen Wirkens gestellt wurde, und dass sich durch die lebendige Gemeinschaft der Jugend und ihrer Führer jenes Bild zu verwirklichen, der Gedanke der Jugendkultur Fleisch und Blut anzunehmen begann. Und

noch darf man sagen, dass Unverstand, Blindheit und Schlimmeres zwar jene erste „Freie Schulgemeinde", aber nicht den lebendigen Gedanken selbst zu gefährden vermochten. Und es genügt ja ein einziger Quell des Geistes. Das Reich Gottes wird einem Samenkorn verglichen, aus dem ein allüberschattender Baum erwächst. Wenn einmal irgendwo das neue Leben erblüht ist, so wird es auch Früchte tragen, so wird es immer neues Leben zeugen. Wir müssen uns nur einmal gründlich und innerlich von dem Glauben befreien, als sei alles geschehen, wenn wir unser Erziehungswesen zu einem möglichst vollkommenen Ausdruck unserer gesellschaftlichen und kulturellen Wirklichkeit machen. Es gilt vielmehr, diesem Erziehungswesen ein vorausschauendes, nach dem Ziel ausspähendes Auge, ja, ein selbstdenkendes Gehirn einzusetzen. Wir müssen uns daran gewöhnen, dies Prinzip geistigen Eigenlebens und freien Schaffens als dem des wohlgeordneten Mechanismus mindestens ebenbürtig zu betrachten. Aus dem Mechanismus kann nie Geist erwachsen, der Mechanismus kann seinen Inhalt immer nur aus der gegebenen Tatsächlichkeit empfangen, Wissenschaft und organisatorische Technik können aus diesem Gegebenen nur den tüchtigen und vielleicht lebhaften Betrieb machen, und sollen das, aber nie eigentliches Leben, das uns weiterführt, und das doch auch den Mechanismus immer kontrollieren muss, damit er uns nicht schliesslich vergewaltigt und in Erstarrung hineinführt.

Die Bedeutung solcher freien Wirksamkeit des Geistes wird nicht nach ihrem äusseren Umfang und nach der Anzahl ihrer Freistätten gemessen, sondern nach ihrer Qualität und Intensität. Ein einziger grosser Künstler oder Dichter bewirkt im geistigen Leben eines Volkes Grösseres, als hundert mittelmässige. Fichtes Gedanke, die Kulturschule, in der die junge Generation zum reinen Dienst der Idee erzogen wird, zugleich zur allgemeinen Schule zu machen, ist einfach falsch, und es liegt wohl mit an diesem Fehler, dass man mit seiner Anregung nichts anzufangen gewusst hat. Die

„Volks"schule, die, vielleicht als Einheitsschule zu denkende, Schule der Masse kann nicht der Ausdruck eines Ideals und einer idealen Zukunft sein, sondern nur der der Wirklichkeit in ihrer rationalisiertesten Form. Geist und wirklich geistbestimmte Erziehung aber lassen sich nicht durch ein Reglement einführen. Man muss sie dankbar hinnehmen und pflegen, wo das Schicksal sie uns bietet; und im übrigen ist wohl der Glaube erlaubt, dass solcher schaffende Geist dann, wenn im Volk nach ihm ein wirklicher Hunger entsteht — statt dessen man ihn jetzt, wo immer er auftaucht, mit Misstrauen und Angst betrachtet und unterdrückt — auch im reicheren Masse über uns ausgegossen werden wird. Bis dahin aber muss es ruhig ausgesprochen werden, dass sogar eine einzige freischaffende Schule schon einen Wert darstellen kann, der den eines ganzen wohlgeordneten nationalen Schulsystems aufwiegt, und dass sie zu diesem die notwendige Ergänzung bilden kann.

Man wird ja immer wieder den Einwand hören, dass das Entstehen und Bestehen einer solchen Schule abhängig sei von dem Vorhandensein besonders begabter Führerpersönlichkeiten, deren individuelles Wirkungsfeld sie seien. Das aber heisst das Wesen dieser neuen Erziehungsgemeinschaft verkennen. Was in ihr erzeugt wird, ist ein neuer Geist, eine neue Gesinnung, die sich verwirklicht in einer neuen Organisation des jugendlichen Lebens, in einem neuen Stil des Lebens. Wo aber einmal ein neuer Stil gefunden ist, da verträgt, ja fordert er eine unendliche Mannigfaltigkeit der Ausprägungen; wo er im Entstehen begriffen ist, bietet er unbegrenzte Möglichkeiten der Beteiligung und Mitarbeit. So gewiss Geist nicht durch Bücher, Programme und Reglements mitgeteilt werden kann, so gewiss kann er es durch lebendige Anschauung. Und so ist es wohl denkbar, dass von einer einzigen freien Schulgemeinde nach und nach eine ganze Kongregation solcher von einem und demselben Geist beherrschten Erziehungs- und Jugendgemeinschaften ausgeht, deren jede ihr eigenes Gesicht erhält; ja dass sie in das

öffentliche Schulwesen hineinwirkt und auch in ihm nach und nach, hier und da, Enthusiasmus weckt, Geist entzündet und aus mancher blossen staatlichen Organisation zeitweilig oder dauernd einen geistigen Organismus macht.

III

Solche Schulen sind nicht mehr blosse Mittel zu einem Zweck — sei es zu dem besonderen der Unterweisung und Erziehung der gerade ihnen anvertrauten Jugend, sei es zu dem allgemeineren eines pädagogischen Laboratoriums, einer Experimentier- oder Musterschule — sondern sie sind Selbstzweck, in dem Sinn, wie man Kunstwerken dies zuschreibt. Sie rechtfertigen sich nicht durch ihren in der Zukunft liegenden pädagogischen Erfolg bei den Einzelnen, sondern durch ihr wertvolles Gemeinschaftsleben in der Gegenwart. Ist das ein Arbeiten aufs Ungewisse hin, oder nicht vielmehr die einzig sichere Art der Erziehung? Wer vermag mit Sicherheit zu berechnen, ob einzelne pädagogische Massregeln Erfolg haben, und welchen? wer mit Sicherheit das Gute und Böse des späteren Lebens auf Massregeln der Erziehung zurückzuführen? Können wir etwas Besseres und seines Erfolges Gewisseres tun, als das Jugendleben selbst sinnvoll und wertvoll gestalten? Vermag ein denkender Mensch noch länger den pädagogischen Aberglauben zu teilen, als könne das Ergebnis einer sinnlosen, wertlosen Jugend ein sinnvolles, wertvolles Alter sein?

Diese Erziehung (wenn wir ein so transitives Wort noch ferner anwenden wollen — wir meinen: das, was an die Stelle der sogenannten Erziehung zu treten hat), diese Schule trägt also ihren Schwerpunkt in sich selbst. Sie fühlt sich nicht als eine Vorbereitungsanstalt für das Leben, sondern selbst als Sitz des Lebens, als Entdeckerin eines neuen, bisher noch unbekannten Lebens von eigener Art und Gesetzlichkeit, nämlich eines edlen und freien, d. h. unmittelbar dem Geist unterstellten, vom unbedingten Willen zum einzig Unbedingten, zu Wahrheit und Schönheit, beherrschten

Jugendlebens. Und also überhaupt als Befreierin der Jugend, wenn anders Jugend noch einen anderen Sinn haben soll, als ein blosses Lebensalter und eine blosse Unfertigkeit, nämlich einen positiven und qualitativen, einen geistigen Sinn, als unmittelbare Aufgeschlossenheit für den Geist, ungebrochene Bejahungsfreudigkeit für seine Befehle.

Ein solcher geistiger Adel in unserer Jugend, eine solche Auslese muss erhalten oder hergestellt werden, das ist wichtiger als alle Naturschutzparke. Es muss, wie immer auch die Stürme der Geschichte und die Kämpfe der Parteien das Schiff unserer Nation hin- und hertreiben mögen, irgendwo die Magnetnadel einer ewig unbestechbaren und geraden Gesinnung erhalten werden, an der man sich immer und immer wieder orientieren kann. Und es darf uns dabei weder die Aussicht erschrecken, dass wir damit eine Saat ewiger geistiger Kämpfe in unser Volk säen, noch auch die Rücksicht auf die so erzogene Jugend, deren Leben dadurch möglicherweise jenen Kämpfen geweiht und sicherlich aus der breiten Bahn heraus und auf einsamere und beschwerlichere Höhenwege gelenkt wird. Wir, die wir unsere ganze Jugend in die Schützengräben schicken mussten, sollten keine Ohren mehr haben für die Stimme des familialen Egoismus, der auszusprechen wagt: meine Kinder sind mir zu gut für Versuche, Opfer und Martyrium.

Die Unterweisung dieser Schule erfolgt nicht durch einen sachlichen Mechanismus. Geist ist Leben. Bücher sind nur Abbildungen vom Geist, oder Mumien und Versteinerungen. Es wird wieder Meister und Jünger, Führer und Folgende geben. Der in der Werkstatt des Meisters sich bildende Schüler lernt dort als Wichtigstes nicht allerlei Kunstgriffe, sondern er sieht das lebendige Strömen des Plasmas des Geistes, er erlebt Geist, er hört die Musik des Geistes und lernt nicht bloss seine Akustik. Und wäre der Meister oder Führer auch selbst kein Bahnbrecher und Schöpfer, aber ein innig Gläubiger, Dienender, ein wirklich das eigene Leben dem Geist Darbringender, wenn kein Auserwählter, so doch ein ganz

Treuer und aus innerer Wahrhaftigkeit frei und selbständig Wählender — der Wille und Glaube eines solchen Führers ist doch schon die rechte Atmosphäre für Lernende, für eine edle und hochgemute Jugend.

Da verschwindet die alte Spaltung in Erzieher und Zöglinge, Subjekte und Objekte. Beide sind auf dasselbe Ziel gerichtet; der eine kennt es und kennt den Weg, er ist der Führer, der andere vertraut ihm und hilft ihm zugleich, er ist der Geführte, und beide sind Kameraden, die, wer weiss? vielleicht auch einmal die Rollen tauschen. Denn wo der Geist herrscht, da herrscht er allein. Seine Theokratie duldet keine Hierarchie ausser der der geistigen Leistung und Berufung.

Eine diesem Geist sich verpflichtet wissende Gemeinschaft ist sich bald ihrer eigenen Notwendigkeit bewusst; sie bejaht sich selbst mit unbedingter Gewissheit und nie nachlassender Kraft. Die Disziplin ihres Lebens und Wirkens ist nichts anderes, als die Erscheinung eines ganz starken und allgemeinen Willens aller Glieder zu dieser Schule. Die Schule ist mehr als blosses Heim ihrer Bürger: sie ist der lebendige Leib ihres Geistes, durchwaltet von dessen starkem Selbsterhaltungstrieb. Welche organisatorischen Formen sich dieser Selbsterhaltungstrieb auch schaffen mag: sie sind nicht blosse Erfindungen technischer Art, sondern Organe des beherrschenden Geistes der Gemeinschaft und werden als solche verwaltet.

Und wenn es wirklich der lebendige Geist ist, der sich hier seinen Leib gebaut hat, so ist auch gewiss, dass er sich nicht in diesem Leib einkapseln und einkalken und einkerkern wird, schliesslich doch wieder erstickend in Dogma oder Reglement, sondern dass er vermittels seines Leibes beständig Ausschau halten wird in Welt und Zeit. Er hat die Fähigkeit, sich anzupassen an neue Wirklichkeit, neue Wahrheit sich anzueignen, denn er steht in keinem anderen Dienst, als eben nur in ihrem. Und so wird diese Schule ein geistiger Lebensquell für das ganze Volk werden, nicht nur

durch die Jugend mit ungebrochenem Wahrheitssinn und strengem Gewissen, die sie Jahr für Jahr aus ihrem Kreis in das Leben des Volkes hineinsendet, sondern auch als Stätte von Gedanken und Werken, die sonst noch keine Stätte im Volk finden würden. Nicht bloss eine neue Jugend wird dort blühen und wachsen, sondern auch ein neuer Geist, neue Gedanken, neue Schönheit. Das Licht, das diese Schule für sich selbst entzündet hat, wird weit hinaus ins Land leuchten.

Wem die Schau der neuen Jugend und der neuen Jugendkultur in der neuen Schule zuteil ward, der weiss um ihr unbedingtes Seinsollen. Ob ich jemandem durch diese Zeilen solche Schau eröffnen konnte, bezweifle ich. Allein ich rede ja nicht von Ausgeklügeltem, begrifflich Ersonnenem und Aufgebautem, ja nicht einmal von blosser Schau heiligen Eros, sondern von Wirklichem, Erlebtem, Gewirktem. Es gab das alles schon einmal, in Anfängen nur, aber doch rein in seinem Wesentlichen. Noch kann es von neuem erstehen.

Es gilt zu begreifen, was die Weltenstunde fordert. Nicht wer durch Tat und Lehre die Geschehnisse dieser Zeitläufte breit wiederholt, lockt ihren Geist hervor; seiner lacht im Verborgenen ihr Sinn. Der nur kann die bräutliche Zeit erlösen und heimführen, der ihr eigenen Geist und Mannessinn entgegensetzt.

Die Sezession der Universität

von

Rudolf Leonhard

Wer sich mit der Idee begnügt, berauscht von ihrer unirdischen Ätherschönheit und dem Spiel der eignen geistigen Kraft, ist ein Verräter an der Idee. Die Idee, nicht die Wirklichkeit, ist die Gefahr des Idealisten, und der „Idealist" die Karikatur dessen, der einer Idee dient. Verwirklichung ist das Ziel und — die *Methode* der Idee.

Schon die Erfindung und Aufzeichnung der Utopie ist eine Tat, denn das Gedachte und Gesprochene *existiert* (— es liegt nicht am Geiste, höchstens an seiner Sprödigkeit gegenüber der Materie, dass er unwirksam bleibt —); aber die erdachte Utopie gründen, heisst mehr als Tat, heisst, ausser der eignen Erprobung — *Wirkung*.

Dies ist der Idealismus der Sezessionen: das Seinsollende seiend hinzustellen, neben der verbalen Agitation durch Vorhandensein zu wirken. Die Wirkung ist unbestreitbar: wenn in den neuen Sälen die neuen Bilder hingen, bildeten sich die alten Ausstellungen im Sinne der Neuerer um; die Gründung neuer Zeitschriften zwang die alten, die sich bedroht sahn, der neuen Kunst und dem neuen Denken sich zu eröffnen. Das blosse Vorhandensein der Jugend ent-hüllt, entwickelt, erneuert und verjüngt die Alten.

So bedeutet Eroberung der Jugend nicht nur die Zukunft, sondern schon die Gegenwart. Vergegenwärtigen wir den neuen Geist, der, wie jedesmal der neue, *der* Geist

ist! Greifen wir die Jugend dort an, wo auch heute ihr Zentrum liegt, und wo wir Nachwuchs und Hoffnung gerade der Bourgeoisie treffen: an der Universität. Wer es vorzieht, zu helfen, statt sich angesichts einer verlorenen Welt zu ermorden, muss an die Möglichkeit von Besserungen glauben; wir haben das Vertrauen, dass die Jugend — wir selbst sind ja so jung — das Bessere wählen wird, wenn es da ist, wenn es ihr erreichbar ist; und wir wissen, dass die akademische Jugend uns so nötig braucht wie wir sie. Denn es ist heute unter „Universität" fast schon eine — im Sinne des eigentlichen, wirklichen Geistes — ungeistige Methode zu verstehn, an der die jetzigen Studenten so bitter wie damals wir bis ins Blut von Hirn und Brust leiden müssen. So schaffen wir ihnen — und unsertwegen — das Bessere. Stellen wir eine bessere, geisterfüllte Methode gegen die eingegleiste, verschlenderte; kopieren wir, fast ohne Ironie, für den Geist die Formen des Pedantismus und des Moderantismus, treten wir, noch dünkelhafter denn sie, als Freigeister, als Privat-Dozenten neben die Professoren!

Dieses Unternehmen will sich von den freien Hochschulen, die es schon gibt und die Verdienst haben mögen, unterscheiden, in der Absicht und in der Organisation: sie wollen Nichtstudenten in einzelnen, noch so zahlreichen, Vorträgen irgend ein — noch so neues, lebendiges, radikales — Wissen übermitteln; wir wollen *Studenten* universaliter beeinflussen. Wir wollen keinen neuen Vortragszyklus, sondern brauchen und wollen und gründen — eine Universität, eine freie Hochschule für Studenten; und stellen sie in eine Universitätsstadt (eine nicht zu grosse, dass die Universität noch in ihr dominiert, und nicht zu kleine, dass wir auf Bewegung und Interesse rechnen können), neben eine Universität, in möglichster Annäherung an deren augenblickliches Vorhaben!

Diese „Anpassung" bedeutet Übernahme der universitätischen Technik: des Systems der Vorlesungen, der organisatorischen Form, und des universitätischen Materials: des aktuellen und historischen Wissensstoffes — bei schärf-

ster Bekämpfung der akademischen Methode und des akademischen Geistes (und gewiss der akademischen Unwesen). Aber es soll dieser Kampf nur nebenbei, in der Propaganda, mit Worten und Beweisen geschehn; wir kämpfen — durch Errichtung des Richtigen.

Dies will ich: dass neben der üblichen Vorlesung des Juristen über Eherecht, der leeren, schematischen, die nur den aktuellen und historischen Wissensstoff ungeistig und darum unlebendig, unhistorisch, unlogisch, unrechtlich übermittelt, dass daneben eine gehalten wird, die durchaus auch Rechtsstoff verarbeitet, aber darüber hinaus das Vielfältige, Problematische, Seelische, Kulturelle der Materie erlebnishaft hinstellt. Über Strafrecht soll einer lesen, der bis ins innerste Eingeweide von dem Ungeheuren betroffen wurde, dass seit Jahrtausenden die Menschen strafen und gestraft werden, ohne sich über die Begründung dieses ihres Rechtes einigen zu können. Über Psychologie der Nationen soll gelesen werden von einer oder einem, der *auch* die Lehren der Völkerpsychologen verarbeitet, eh er liest; aber sie mit den schweren Erlebnissen heutiger Zeit am eignen Leibe und im eignen Blute verarbeitet. Über — meinetwegen über Schiller oder irgend einen „Gegenstand" soll einer sprechen, der auch das Wissenswerte weiss, aber ausser Ergebnissen der Quellenforschung und thematischen Abwandlungen das Wesen darstellt, weil er lebendig und verwandt lebt. Über Geschichte der Kunst und Literatur — ja, gerade über die historischen Themata der Universitäten — sollen Leute lesen, die aus einem starken, kenntnisreichen Gefühl der Beziehungen und Notwendigkeiten der Gegenwart heraus die aberwitzigen Folgerungen historischer Methode erdrosseln. Ich will eine Vorlesung über Erkenntniskritik, in der nicht nur die von Verstorbnen aufgefundnen oder aufgestellten Gesetze diskutiert — oder nicht mal das — werden, sondern ein Erkennender — im Kolleg! — aus seinen Qualen aufschreit!

Aber dieses Verzeichnis, das nichts als schmerzend nahe Beispiele aus der Fülle des dringend Notwendigen empor-

zerrt, erklärt nur einen Teil unserer Absicht und unserer Aufgabe: die Methode, die vorhandene Universität zu *vergeistigen*. Sie dann *umzuformen* (wozu auch gehört: sie zu moralisieren, von Nepotismus und Mammonismus zu säubern — sagt nicht, Ihr Zyniker, dass es so sein muss, weil es so ist; es *war* schon anders, und die Wirklichkeit widerlegt nie das Ideal —) das können wir als notwendige Folge der Vergeistigung ihr selbst und der Zeit überlassen.

Doch ganz unsere Aufgabe wird es gleich sein, sie zu *erneuern*, zu radikalisieren, sie, auch stofflich, mit den Notwendigkeiten und Existenzen der heutigen Welt, mit den Kenntnissen der letzten Menschen zu erfüllen; mit den Lehren, die die Professoren heute wohlweislich ignorieren. *Unsere* Vorlesung über Pädagogik wird die Gedanken und Erfahrungen der Schulreformer verwerten; welcher Universitätsprofessor erzählte bisher seinen Studenten, denen er Herbart, Pestalozzi und Comenius wohl erläuterte, von dieser Hoffnung neuer Jugend? Uns ist dies Thema so wichtig, dass wir die Schulreform in einer eignen Vorlesung behandeln werden. Wir wollen fühl- und hörbar die Lücken der vor lauter Gedächtnis sehr vergesslichen Universität füllen. Über die Kultur der kapitalistischen Epoche soll gehandelt werden; in anderm Ausmasse als es in den schüchternen Versuchen weniger Privatdozenten geschah, wollen wir Vorlesungen über die Kunst- und Literaturgeschichte der Gegenwart haben und geben; den Lebenden Heinrich Mann, Frank Wedekind, Alfred Mombert werden Einzelvorlesungen „gewidmet" sein. Ein Psychoanalytiker soll im Kolleg und kursorisch in seiner Lehre unterrichten. Philosophie der Medizin, diese Grundlage, zu der es doch schon Steine gibt, soll erbaut, die politische Philosophie, schärfste Waffe der nächsten Zeit, im Kolleg erschaffen werden. Rechtsphilosophie (in den so benannten Vorlesungen der Universitäten gibt es noch weniger Philosophie als Recht) wird wichtig sein. Nicht weil wir schnellfertig, sondern weil wir für die Zukunft vorbereitet sind, werden wir die politischen, medizinischen, völkerrecht-

lichen Erfahrungen dieses Jahres 1915 — für die Zukunft — untersuchen. Gerade weil *uns* keiner im Verdacht haben kann, Journalisten seminarisch heranbilden zu wollen, dürfen wir eine Vorlesung über Journalismus ankündigen: für die Zukunft, gegen die Gegenwart. Wir werden Philologen sich über die Zukunft der toten Sprachen und über den Bedeutungswandel der Worte besinnen lassen. Wir setzen ein Kolleg über Geschichte der Polemik und eins über Geschichte der Aphoristik an; o, wir werden auch interessant sein, dass kein Hirn uns überhört; und letztens werden wir, in allem Ernste sei es geschworen, über die Dinge und Zustände lesen, die es *noch* nicht gibt!

Wollt Ihr Namen? *Noch* nicht; Ihr würdet Euch, den Plan vergessend, bereits zu sehr an dies Realste, Bekannteste halten. So sehr es zuletzt auf die *Menschen* ankommen wird, so wenig gebe ich jetzt die *Namen* preis.

Es werden gute Namen, und es werden Menschen sein. Die Studenten unsrer Universität werden unbehelligt, doch nicht unbeeinflusst weiter die Examens-vorlesungen der ordentlichen Professoren hören; aber sie werden fühlen, *wie* diese Vorlesungen sein *könnten*. Und dies Gefühl ist unser Triumph und der des Geistes.

Wir werden uns mit den Studenten befreunden, dass die Leiter öder Seminare erblassen vor so viel Hingabe. Unsre Freunde in der Freien Studentenschaft werden einen Zugang unabhängiger Studenten zur von uns gewählten Universität veranlassen, dass wir einen Stamm wertvoller Hörer vorfinden. Und ahnet Ihr uns, Ihr Einsamen in der Dozentenschaft?

Nur im Idealen, hier aber erbarmungslos, wollen wir mit den Universitäten konkurrieren; ein ganz unbeträchtliches Kolleggeld genügt uns — zumal eine akademische Zeitschrift, eine Flugschriftensammlung und die Reihe kleiner Bücher, in der die Vorlesungen gesammelt werden, uns eine nicht nur ideelle Stütze sein werden. Wir wollen — und vor Witzen mit dem Formalen werden wir uns sehr hüten; nur an einer der wirklich bestehnden Universitäten dürfte und müsste

einmal ein ganzes ironisches Kolleg gelesen werden — keine Berechtigung verleihn; so brauchen wir keine Konzession, und die Offiziellen sind machtlos gegen uns. Ihre *erlaubten* Mittel — sei es Boykott, Examensbedrückung oder was es sei — nicht nur zu ahnen, sondern auszunutzen, wird unsere Aufgabe sein, der wir wie der finanziellen und sonstigen Vorbereitung gewachsen sind.

Und wie werden die wütenden Fakultäten ihr Innerstes, grade ihr Äusserliches, enthüllen! Aber wie werden sie, weit darüber hinaus, sich uns anpassen müssen. Schon zwei Semester dieser freien jungen deutschen Hochschule, schon eins, schon das Unternehmen muss, Erwartetes und Unerwartetes wirkend, die Universitäten unerhört bestimmen und verändern. Schon das *Unternehmen* revolutioniert — aber es kann zu einer *Einrichtung* werden, und zu einer Freistatt für die an den Universitäten nicht zugelassenen Lehren.

Muss ich erst sagen, was diese Sezessionsuniversität für die *Zeit* bedeuten soll — und kann? Lasst euch erinnern, dass der entarteten Universitäten manche gegründet wurde, weil die Not der Zeit eine Stätte der neuen Lehren, der Freiheit des Geistes brauchte; und vergesst nicht, dass mit der Enzyklopädie die französische Revolution begann, vergesst es nie! Aber hört vorerst nur die beiden weiten Hauptworte des zukünftigen Programms, die heute fast zu einem zusammenklingen: „Radikalismus" und „Menschlichkeit"!

Es gilt Philo-sophie; es gilt, im edelsten Sinne, Politik; es kommt darauf an, *unsere* Methode in den Wissenschaften durchzusetzen; darauf, Problematik in die Wissenschaften zu tragen; der Lehre das lebendige Wesen, dem Geiste die Freiheit, der Meinung den Willen (im ungeheuren Gefühl der Intellektualität, der Menschlichkeit) allen Ernstes zu restituieren.

Grade wir, die wir am tiefsten die notwendigen Leiden der Wissenschaft erfahren haben und am schmerzlichsten zum Handeln resignieren, *wissen* genug von diesen Dingen: wir *wollen* jetzt.

Das Leben der Studenten

Von

Walter Benjamin

Es gibt eine Geschichtsauffassung, die im Vertrauen auf die Unendlichkeit der Zeit nur das Tempo der Menschen und Epochen unterscheidet, die schnell oder langsam auf der Bahn des Fortschrittes dahinrollen. Dem entspricht die Zusammenhanglosigkeit, der Mangel an Präzision und Strenge der Forderung, die sie an die Gegenwart stellt. Die folgende Betrachtung geht dagegen auf einen bestimmten Zustand, in dem die Historie als in einem Brennpunkt gesammelt ruht, wie von jeher in den utopischen Bildern der Denker. Die Elemente des Endzustandes liegen nicht als gestaltlose Fortschrittstendenz zutage, sondern sind als gefährdetste, verrufenste und verlachte Schöpfungen und Gedanken tief in jeder Gegenwart eingebettet. Den immanenten Zustand der Vollkommenheit rein zum absoluten zu gestalten, ihn sichtbar und herrschend in der Gegenwart zu machen, ist die geschichtliche Aufgabe. Dieser Zustand ist aber nicht mit pragmatischer Schilderung von Einzelheiten (Institutionen, Sitten usw.) zu umschreiben, welcher er sich vielmehr entzieht, sondern er ist nur in seiner metaphysischen Struktur zu erfassen, wie das messianische Reich oder die französische Revolutionsidee. Die jetzige historische Bedeutung der Studenten und der Hochschule, die Form ihres Daseins in der Gegenwart, verlohnt also nur das Gleichnis, als Abbild eines höchsten, metaphysischen, Standes der Geschichte beschrieben

zu werden. Nur so ist sie verständlich und möglich. Solche Schilderung ist kein Aufruf oder Manifest, die eines wie das andere wirkungslos geblieben sind, aber sie zeigt die Krisis auf, die im Wesen der Dinge liegend zur Entscheidung führt, der die Feigen unterliegen und die Mutigen sich unterordnen. Der einzige Weg, von der historischen Stelle des Studententums und der Hochschule zu handeln, ist das System. Solange mancherlei Bedingungen hierzu versagt sind, bleibt nur das Künftige aus seiner verbildeten Form im Gegenwärtigen erkennend zu befreien. Dem allein dient die Kritik.

An das Leben der Studenten tritt die Frage nach seiner bewussten Einheit heran. Sie steht am Anfang, denn es fördert nicht, im Studentenleben Probleme zu unterscheiden — Wissenschaft, Staat, Tugend —, wenn ihm der Mut fehlt, sich überhaupt zu unterwerfen. Das Auszeichnende im Studentenleben ist in der Tat der Gegenwille, sich einem Prinzip zu unterwerfen, mit der Idee sich zu durchdringen. Der Name der Wissenschaft dient vorzüglich, eine tiefeingesessene, verbürgerte Indifferenz zu verbergen. Das studentische Leben an der Idee der Wissenschaft messen, bedeutet keineswegs Panlogismus, Intellektualismus — wie man zu fürchten geneigt ist —, sondern das ist rechtskräftige Kritik, da zu allermeist die Wissenschaft als der eherne Wall der Studenten gegen „fremde" Ansprüche aufgeführt wird. Also es handelt sich um innere Einheit, nicht um Kritik von aussen. Hier ist die Antwort gegeben mit dem Hinweis, dass für die allermeisten Studenten die Wissenschaft Berufsschule ist. Weil „Wissenschaft mit dem Leben nichts zu tun hat", darum muss sie ausschliesslich das Leben dessen gestalten, der ihr folgt. Zu den unschuldig-verlogensten Reservaten vor ihr gehört die Erwartung, sie müsse X und Y zum Berufe verhelfen. Der Beruf folgt so wenig aus der Wissenschaft, dass sie ihn sogar ausschliessen kann. Denn die Wissenschaft duldet ihrem Wesen nach keine Lösung von sich, sie verpflichtet den Forschenden, in gewisser Weise immer als

Lehrer, niemals zu den staatlichen Berufsformen des Arztes, Juristen, Hochschullehrers. Es führt zu nichts Gutem, wenn Institute, wo Titel, Berechtigungen, Lebens- und Berufsmöglichkeiten erworben werden dürfen, sich Stätten der Wissenschaft nennen. Der Einwand, wie der heutige Staat zu seinen Ärzten, Juristen und Lehrern kommen soll, beweist hiergegen nichts. Er zeigt nur die umwälzende Grösse der Aufgabe: eine Gemeinschaft von Erkennenden zu gründen an Stelle der Korporation von Beamteten und Studierten. Er zeigt nur, bis zu welchem Grade die heutigen Wissenschaften in der Entwicklung ihres Berufsapparates (durch Wissen und Fertigkeiten) von ihrem einheitlichen Ursprung in der Idee des Wissens abgedrängt sind, der ihnen ein Geheimnis, wenn nicht eine Fiktion geworden ist. Wem der heutige Staat das Gegebene ist und alles in der Linie seiner Entwicklung beschlossen, der muss das verwerfen; wenn er nur nicht Protektion und Unterstützung der „Wissenschaft" vom Staate zu fordern wagt. Denn nicht die Übereinkunft der Hochschule mit dem Staate, die sich mit ehrlicher Barbarei nicht schlecht verstünde, zeugt von Verderbnis, sondern die Gewährleistung und Lehre von der Freiheit einer Wissenschaft, von der doch mit brutaler Selbstverständlichkeit erwartet wird, dass sie ihre Jünger zu sozialer Individualität und Staatsdienst führe. Keine Duldung freiester Anschauungen und Lehren fördert, solange das Leben, das diese — nicht minder als die strengsten — mit sich führen, nicht gewährt ist und diese ungeheure Kluft naiv durch die Verbindung der Hochschule mit dem Staate geleugnet wird. Es ist missverständlich, im einzelnen Forderungen zu entwickeln, solange der einzelnen in der Erfüllung doch der Geist ihrer Gesamtheit versagt bliebe, und nur dies soll als bemerkenswert und erstaunlich hervorgehoben werden: wie in der Institution des Collegs als in einem ungeheuren Versteckspiel die Gesamtheiten der Lehrer und Schüler sich aneinander vorüberschieben und nie erblicken. Immer bleibt hier die Schülerschaft als unbeamtet hinter der Lehrerschaft zurück, und der

rechtliche Grundbau der Universität, verkörpert im Kultusminister, den der Souverän, nicht die Universität ernennt, ist eine halb verhüllte Korrespondenz der akademischen Behörde über die Häupter der Schüler (und in seltenen und glücklichen Fällen auch der Lehrer) mit den staatlichen Organen.

Die unkritische und widerstandslose Ergebung in diesen Zustand ist ein wesentlicher Zug im Studentenleben. Zwar haben die sogenannten freistudentischen Organisationen und andere sozial gerichtete einen scheinbaren Lösungsversuch unternommen. Dieser geht zuletzt auf völlige Verbürgerung der Institution, und nirgends hat sich deutlicher als an dieser Stelle gezeigt, dass die heutigen Studenten als Gemeinschaft nicht fähig sind, die Frage des wissenschaftlichen Lebens überhaupt zu stellen und seinen unlösbaren Protest gegen das Berufsleben der Zeit zu erfassen. Weil sie überaus scharf die chaotische Vorstellung der Studenten von wissenschaftlichem Leben erklärt, darum ist die Kritik der „freistudentischen" und der ihr nahestehenden Ideen notwendig und soll mit Worten aus einer Rede geschehen, die vom Verfasser vor Studenten gehalten wurde, als er für die Erneuerung zu wirken gedachte. „Es besteht ein sehr einfaches und sicheres Kriterium, den geistigen Wert einer Gemeinschaft zu prüfen. Die Frage: findet die Totalität des Leistenden in ihr einen Ausdruck, ist der ganze Mensch ihr verpflichtet, ist der ganze Mensch ihr unentbehrlich? Oder ist jedem in gleichem Masse die Gemeinschaft entbehrlich als er ihr? Es ist so einfach, diese Frage zu stellen, so einfach, sie für die jetzigen Typen sozialer Gemeinschaft zu beantworten, und diese Antwort ist entscheidend. Jeder Leistende strebt nach Totalität, und der Wert einer Leistung liegt eben in ihr, also darin, dass das ganze und ungeteilte Wesen eines Menschen zum Ausdruck komme. Die sozial begründeteLeistung aber enthält, wie wir sie heute vorfinden, nichtdieTotalität, sieistetwas völligBruchstückhaftesundAbgeleitetes. Nicht selten ist die soziale Gemeinschaft der Platz,

wo heimlich und in gleicher Gesellschaft gekämpft wird gegen höhere Wünsche, eigenere Ziele, tiefer eingeborene Entwicklung aber verdeckt wird. Die soziale Leistung des Durchschnittsmenschen dient in den allermeisten Fällen zur Verdrängung der ursprünglichen und unabgeleiteten Strebungen des inneren Menschen. Hier ist von Akademikern die Rede, Menschen, die von berufswegen jedenfalls in irgendeiner inneren Verbindung mit geistigen Kämpfen, mit Skeptizismus und Kritizismus des Studierenden stehen. Diese Menschen bemächtigen sich eines völlig fremden, dem ihrigen weltweit abgelegenen Milieus als ihres Arbeitsplatzes, sie schaffen sich dort an entlegener Stelle eine begrenzte Tätigkeit, und die ganze Totalität solchen Tuns ist, dass es einer oft abstrakten Allgemeinheit zugute kommt. Keine innere und ursprüngliche Verbindung besteht zwischen dem geistigen Dasein eines Studierenden und seinem fürsorglichen Interesse für Arbeiterkinder, ja selbst für Studierende. Keine Verbindung als ein mit seiner eigenen und eigensten Arbeit unverbundener Pflichtbegriff, der ein mechanisiertes Gegenüber: „hie Stipendiat des Volkes — da soziale Leistung" setzt. Hier ist das Pflichtgefühl errechnet, abgeleitet und umgebogen, nicht aus der Arbeit selbst geflossen. Und jener Pflicht wird genügt: nicht im Leiden für erdachte Wahrheit, nicht im Ertragen aller Skrupel eines Forschenden, überhaupt nicht in irgendwie mit dem eigenen geistigen Leben verbundener Gesinnung. Sondern in einem krassen und zugleich höchst oberflächlichen Gegensatz, vergleichbar dem: ideell-materiell / theoretisch-praktisch. Jene soziale Arbeit, mit einem Wort, ist nicht die ethische Steigerung, sondern die ängstliche Reaktion eines geistigen Lebens. Nicht dies aber ist der eigentlichste und tiefste Einwand, dass die soziale Arbeit im wesentlichen unverbunden, abstrakt der eigentlich studentischen Arbeit gegenübersteht, darin ein höchster und verwerflichster Ausdruck des Relativismus, der jedes Geistige vom Physischen, jede Setzung von ihrem Gegenteil ängstlich und sorgsam begleitet sehen

will — unvermögend synthetischen Lebens — nicht dies ist das Entscheidende, dass ihre ganze Totalität in Wirklichkeit leere allgemeine Nützlichkeit ist, sondern: dass sie trotz alledem die Geste und Haltung der Liebe fordert, wo nur mechanische Pflicht, ja oft nur ein Abbiegen stattfindet, um den Konsequenzen geistigen kritischen Daseins, dem der Student verpflichtet ist, auszuweichen. Denn wirklich ist er zu dem Zwecke Student, dass ihm das Problem des geistigen Lebens mehr am Herzen liegt als die Praxis der sozialen Fürsorge. Endlich — und dies ist ein untrügliches Zeichen: es ist aus jener studentisch sozialen Arbeit keine Erneuerung des Begriffs und der Schätzung sozialer Arbeit überhaupt erwachsen. Noch immer ist der Öffentlichkeit soziale Arbeit jenes eigentümliche Gemenge von Pflicht- und Gnadenakt des einzelnen geblieben. Studenten haben ihre geistige Notwendigkeit nicht ausprägen und daher nie eine wahrhaft ernst gesinnte Gemeinschaft in ihr gründen können, vielmehr nur eine pflichteifrige und interessierte. Jener Tolstoische Geist, der die ungeheuere Kluft zwischen dem Bürger- und Proletarierdasein aufriss, der Begriff, dass den Armen dienen eine Menschheitsaufgabe, nicht Sache des Studenten im Nebenamt sei, der hier, gerade *hier* alles oder nichts forderte, jener Geist der in den Ideen der tiefsten Anarchisten und in christlichen Klostergemeinschaften erwuchs, dieser wahrlich ernste Geist einer sozialen Arbeit, der aber der kindlichen Versuche der Einfühlung in Arbeiter- und Volkspsyche nicht bedurfte, ist in studentischen Gemeinschaften nicht erwachsen. An der Abstraktheit und Beziehungslosigkeit des Objektes scheiterte der Versuch, den Willen einer akademischen Gemeinschaft zu einer sozialen Arbeitsgemeinschaft zu organisieren. Die Totalität des Wollenden fand keinen Ausdruck, weil sein Wille in dieser Gemeinschaft nicht auf die Totalität gerichtet sein konnte.“ Die symptomatische Bedeutung der freistudentischen Versuche, der christlich-sozialen und vieler andern ist, dass sie den Zwiespalt, den die Universität mit dem Staatsganzen bilden, mikrokosmisch

innerhalb der Universität wiederholen, im Interesse ihrer Staats- und Lebenstüchtigkeit. Sie haben nahezu allen Ego- und Altruismen, jedweder Selbstverständlichkeit des grossen Lebens eine Freistatt in der Universität erobert; nur dem radikalen Zweifel, der grundlegenden Kritik, und, dem Notwendigsten: dem Leben, das dem völligen Neuaufbau sich widmet, ist sie versagt. Es steht in diesen Dingen nicht der Fortschrittswille der freien Studenten gegen die reaktionäre Macht der Korps. Wie es zu zeigen versucht wurde und wie es zudem aus der Uniformität und Friedfertigkeit des gesamten Zustandes der Universität hervorgeht, sind die freistudentischen Organisationen selbst weit entfernt, einen durchdachten geistigen Willen auf den Plan zu führen. In keiner der Fragen, die in dem vorliegenden Versuch zur Sprache kommen, hat sich bisher ihre Stimme entscheidend bemerkbar gemacht. Aus Unentschiedenheit bleibt sie unvernehmlich. Ihre Opposition verläuft in den geebneten Bahnen der liberalen Politik, die Entwicklung ihrer sozialen Prinzipien ist auf dem Niveau der liberalen Presse stehen geblieben. Die eigentliche Frage der Universität hat das freie Studententum nicht durchdacht, insofern ist es bittres historisches Recht, dass bei den offiziellen Gelegenheiten die Korps, die einst das Problem der akademischen Gemeinschaft durchlebten und durchkämpften, als unwürdige Repräsentanten der studentischen Tradition erscheinen. In den letzten Fragen bringt der Freistudent gar keinen ernsteren Willen, keinen höheren Mut auf als das Korps, und seine Wirksamkeit ist fast gefährlicher als die des Korps, weil täuschender und irreführender; indem diese bourgeoise, disziplinlose und kleinliche Richtung den Ruf des Kämpfers und Befreiers im Leben der Universität beansprucht. Das heutige Studententum ist keineswegs an den Stellen zu finden, wo um den geistigen Aufstieg der Nation gerungen wird, keineswegs auf dem Felde seines neuen Kampfes um die Kunst, keineswegs an der Seite seiner Schriftsteller und Dichter, keineswegs an den Quellen reli-

giösen Lebens. Nämlich das deutsche Studententum als solches — das existiert nicht. Und dies nicht etwa, weil es nicht jeweils die neuesten „modernsten" Strömungen mitmacht, sondern indem es als Studentenschaft all diese Bewegungen in ihrer Tiefe überhaupt ignoriert, indem diese Studentenschaft ständig und ständig im Schlepptau der öffentlichen Meinung, in ihrem breitesten Fahrwasser dahinzieht, indem sie das von allen Parteien und Bünden umschmeichelte und verdorbene Kind ist, von jedem gelobt, weil jedem irgendwie gehörig, aber ganz und gar ohne den Adel, der bis vor hundert Jahren deutsches Studententum sichtbar machte und es an sichtbare Stellen als Verteidiger des besten Lebens treten liess.

Jene Verfälschung des Schöpfergeistes in Berufsgeist, die wir überall am Werke sehen, hat die Hochschule ganz ergriffen und sie vom unbeamteten schöpferischen Geistesleben isoliert. Die kastenhafte Verachtung des staatsfremden, oft staatsfeindlichen freien Gelehrten- und Künstlertums ist hiervon ein schmerzhaft deutliches Symptom. Einer der berühmtesten deutschen Hochschullehrer sprach vom Katheder über „die Caféhausliteraten, nach denen das Christentum schon lange abgewirtschaftet habe". Ton und Richtigkeit dieser Worte halten sich die Wage. Deutlicher als gegen die Wissenschaft, die durch „Anwendbarkeit" unmittelbar staatliche Tendenzen vortäuscht, muss eine so organisierte Hochschule ganz und gar mit baren Händen den Musen gegenüberstehen. Sie muss, indem sie auf den Beruf hinlenkt, notwendig das unmittelbare Schaffen als Form der Gemeinschaft verfehlen. Wirklich ist die feindselige Fremdheit, die Verständnislosigkeit der Schule gegen das Leben, welches die Kunst verlangt, deutbar als Ablehnung des unmittelbaren, nicht aufs Amt bezognen Schaffens. Ganz von innen heraus erscheint dies in der Unmündigkeit und Schülerhaftigkeit des Studenten. Vom ästhetischen Gefühl aus ist vielleicht das auffallendste und peinigendste an der Erscheinung der Hochschule: die mechanische Reaktion, mit der die Hörerschaft

dem Vortragenden folgt. Dies Mass von Rezeptivität könnte nur durch eine wahrhaft akademische oder sophistische Kultur des Gesprächs aufgewogen werden. Davon sind auch die Seminarien durchaus entfernt, die sich hauptsächlich ebenso der Vortragsform bedienen, wobei es wenig verschlägt, ob Lehrer oder Schüler sprechen. Die Organisation der Hochschule beruht nicht mehr auf der Produktivität der Studenten, wie es im Geiste ihrer Gründer lag. Sie dachten wesentlich als Lehrer und Schüler zugleich; als Lehrer, weil Produktivität gänzliche Unabhängigkeit bedeutet, Hinblick auf die Wissenschaft, nicht mehr auf den Lehrenden. Wo die beherrschende Idee des Studentenlebens Amt und Beruf ist, kann sie nicht Wissenschaft sein. Sie kann nicht mehr in der Widmung an eine Erkenntnis bestehen, von der zu fürchten ist, dass sie vom Wege der bürgerlichen Sicherheit abführt. Sie kann so wenig in der Widmung an die Wissenschaft bestehen, wie in Hingabe des Lebens an eine jüngere Generation. Und doch ist dieser Beruf: zu lehren — wenn auch unter ganz anderen Formen als den heutigen — mit jeder eigensten Erfassung der Wissenschaft geboten. Solche gefahrvolle Hingabe an Wissenschaft und Jugend muss als Fähigkeit zu lieben schon im Studenten leben und die Wurzel seines Schaffens sein. Dagegen steht sein Leben im Gefolge der Alten, er lernt dem Lehrer seine Wissenschaft ab, ohne ihm im Beruf zu folgen. Er verzichtet leichten Mutes auf die Gemeinschaft, die ihn mit den Schaffenden verbindet und die ihre allgemeine Form allein von der Philosophie her erhalten kann. An einem Teil soll er zugleich Schaffender, Philosoph und Lehrer sein und dies in seiner wesentlichen und bestimmenden Natur. Von hier aus ergibt sich Form des Berufes und Lebens. Die Gemeinschaft schöpferischer Menschen erhebt jedes Studium zur Universalität: unter der Form der Philosophie. Solche Universalität gewinnt man nicht, indem man dem Juristen literarische, dem Mediziner juristische Fragen vorträgt (wie manche Gruppe von Studenten versucht), sondern indem die Gemeinschaft sorgt und von selbst es be-

wirkt, dass vor aller Besonderung des Fachstudiums (die sich doch nur mit Hinsicht auf den Beruf erhalten kann), über allem Betriebe der Fachschulen, sie selbst, die Gemeinschaft der Universität als solche, Erzeugerin und Hüterin der philosophischen Gemeinschaftsform sei, wiederum nicht mit den Fragestellungen der begrenzten wissenschaftlichen Fachphilosophie, sondern mit den metaphysischen Fragen des Platon und des Spinoza, der Romantiker und Nietzsches. Dies nämlich, nicht aber Führungen durch Fürsorgeinstitute, würde tiefste Verbindung des Berufes mit dem Leben, allerdings einem tieferen Leben bedeuten. Würde die Erstarrung des Studiums zu einem Haufen von Wissen verhüten. Es hätte diese Studentenschaft die Universität, die den methodischen Bestand des Wissens samt den vorsichtigen kühnen und doch exakten Versuchen neuer Methoden mitteilt, zu umgeben, gleichwie das undeutliche Wogen des Volkes den Palast eines Fürsten, als die Stätte der beständigen geistigen Revolution, wo zuerst die neuen Fragestellungen weitausgreifender, unklarer, unexakter, aber manchmal vielleicht auch aus tieferer Ahnung, als die wissenschaftlichen Fragen, sich vorbereiten. Die Studentenschaft wäre in ihrer schöpferischen Funktion als der grosse Transformator zu betrachten, der die neuen Ideen, die früher in der Kunst, früher im sozialen Leben zu erwachen pflegen als in der Wissenschaft, überzuleiten hätte in wissenschaftliche Fragen durch philosophische Einstellung.

Die heimliche Herrschaft der Berufsidee ist nicht die innerlichste jener Verfälschungen, deren Furchtbarkeit es ist, dass sie alle das Zentrum schöpferischen Lebens treffen. Eine banale Lebenseinstellung handelt Surrogate gegen den Geist ein. Es gelingt ihr, immer dichter die Gefährlichkeit des geistigen Lebens zu verschleiern und den Rest der Sehenden als Phantasten zu verlachen. Tiefer verbildet die erotische Konvention das unbewusste Leben der Studenten. Mit der gleichen Selbstverständlichkeit, mit der die Berufsideologie das intellektuelle Gewissen fesselt, lastet die Vor-

stellung der Heirat, die Idee der Familie als eine dunkle Konvention auf dem Eros. Er scheint verschwunden aus einer Epoche, die zwischen dem Dasein des Familiensohnes und Familienvaters sich leer und unbestimmt erstreckt. Wo die Einheit im Dasein des Schaffenden und des Zeugenden liegt und ob diese Einheit in der Form der Familie gegeben ist, diese Frage durfte nicht gestellt werden, solange es die heimliche Erwartung der Heirat galt, eine illegitime Zwischenzeit, in der man höchstens Widerstandsfähigkeit gegen Versuchungen trefflich bewähren könne. Der Eros der Schaffenden — wenn überhaupt eine Gemeinschaft ihn zu erblicken und um ihn zu ringen vermöchte, so wäre es die studentische. Aber noch dort, wo alle äusseren Bedingungen der Bürgerlichkeit fehlten, wo bürgerliche Zustände, das heisst Familien, zu gründen aussichtslos war, wo in vielen Städten Europas eine tausendköpfige Menge von Frauen ihre ökonomische Existenz nur auf die Studierenden gründet — die Prostituierten —, noch da hat der Student sich nach dem Eros, der ihm ursprünglich eignet, nicht gefragt. Ihm musste es fraglich werden, ob Zeugung und Schöpfung in ihm getrennt bleiben sollten, ob die eine der Familie, die andere dem Amte zukomme und, in ihrer Trennung beide verbildet, keines aus seinem eigentümlichen Dasein entspringen sollte. Denn so hohnvoll und schmerzhaft es ist, eine solche Frage an das Leben heutiger Studenten heranzuführen, so muss es geschehen, weil in ihnen — dem Wesen nach — diese beiden Pole menschlichen Daseins zeitlich beieinander liegen. Es handelt sich um die Frage, die keine Gemeinschaft ungelöst lassen kann und die doch seit den Griechen und frühen Christen kein Volk mehr in der Idee gemeistert hat; immer lastete sie auf den grossen Schaffenden: wie sie dem Bilde der Menschheit genügen sollten und Gemeinschaft mit Frauen und Kindern ermöglichten, deren Produktivität anders gerichtet ist. Die Griechen, wie wir wissen, übten Gewalt, indem sie den zeugenden Eros dem Schaffenden nachstellten, so dass endlich ihr Staat, aus dessen Inbegriff

Frauen und Kinder verbannt waren, zerfiel. Die Christen gaben die mögliche Lösung für die civitas dei: sie verwarfen die Einzelheit in beiden. Die Studentenschaft hat es in ihren fortgeschrittensten Teilen immer bei unendlich ästhetisierenden Betrachtungen über Kameradschaftlichkeit und Studiengenossinnen gelassen; man scheute sich nicht, eine „gesunde" erotische Neutralisierung der Schüler und Schülerinnen zu erhoffen. In der Tat ist mit Hilfe der Dirnen die Neutralisierung des Eros in der Hochschule gelungen. Und wo sie ausblieb, ist jene so ganz haltlose Harmlosigkeit, jene schwüle Heiterkeit ausgebrochen, und die burschikose Studentin wird als Nachfolgerin der hässlichen alten Lehrerin jubelnd begrüsst. Hier drängt sich die allgemeine Bemerkung auf, wieviel mehr furchtsamen Instinkt die katholische Kirche für die Macht und Notwendigkeit des Eros hat, als das Bürgertum. Es liegt an den Hochschulen eine ungeheure Aufgabe verschüttet, ungelöst, verleugnet: grösser als die zahllosen, an denen die soziale Geschäftigkeit sich reibt. Es ist diese: aus dem geistigen Leben heraus zur Einheit zu bilden, was an geistiger Unabhängigkeit des Schaffenden (im Korpsstudententum) und als ungemeisterte Naturmacht (in der Prostitution) verzerrt und zerstückelt als Torso des einen geistigen Eros uns traurig ansieht. Die notwendige Unabhängigkeit des Schaffenden, und die notwendige Einbeziehung der Frau, welche nicht produktiv im Sinne des Mannes ist, in eine einzige Gemeinschaft Schaffender — durch Liebe — diese Gestaltung muss allerdings vom Studenten verlangt werden, weil sie Form seines Lebens ist. Hier aber herrscht so mörderische Konvention, dass noch nicht einmal das Studententum sein Bekenntnis der Schuld vor der Prostitution abgelegt hat; dass man diese ungeheure blasphemische Verwüstung mit Keuschheitsempfehlungen einzudämmen denkt, weil man wiederum nicht den Mut hat, dem eigenen schöneren Eros ins Auge zu blicken. Diese Verstümmelung der Jugend trifft ihr Wesen zu tief, als dass mit vielen Worten auf sie gewiesen werden könnte. Sie ist

dem Bewusstsein der Denkenden zu überliefern und der Entschlossenheit der Mutigen. Der Polemik ist sie nicht erreichbar.

Wie sieht eine Jugend sich selbst an, welches Bild trägt sie von sich im Innern, die solche Verfinsterung ihrer eignen Idee, solche Beugung ihrer Lebensinhalte zulässt? Dieses Bild ist im Korpsgeist ausgeprägt, und er ist noch immer der sichtbarste Träger des studentischen Jugendbegriffes, dem die andern, voran freistudentische Organisationen, ihre sozialen Schlagworte entgegenschleudern. Das deutsche Studententum ist, bald mehr bald minder, von der Idee besessen, es müsse seine Jugend geniessen. Jene ganz irrationale Wartezeit auf Amt und Ehe musste irgendeinen Inhalt aus sich herausgebären, und das musste ein spielerischer pseudo-romantischer, zeitvertreibender sein. Es ist ein furchtbares Stigma auf aller gerühmten Heiterkeit der Kommerslieder, auf der neuen Burschenherrlichkeit. Es ist Angst vor dem Kommenden und zugleich ein gemütsruhiges Paktieren mit dem unvermeidlichen Philistertum, das man sich als „alten Herrn" sehr gerne vor Augen hält. Weil man dem Bürgertum die Seele verkauft hat, samt Beruf und Ehe, hält man streng auf jene paar Jahre bürgerlicher Freiheiten. Dieser Tausch wird im Namen der Jugend eingegangen. Offen oder heimlich — auf der Kneipe oder im betäubenden Versammlungsreden wird der teuer erkaufte Rausch erzeugt, der ungestört bleiben soll. Es ist das Bewusstsein verspielter Jugend und verkauften Alters, das nach Ruhe dürstet, und an ihm sind die Versuche der Beseelung des Studententums zuletzt gescheitert. Aber wie diese Lebensform jeder Gegebenheit spottet und von allen geistigen und natürlichen Mächten gestraft wird, von der Wissenschaft durch den Staat, vom Eros durch die Hure, also vernichtend von der Natur. Denn die Studenten sind nicht die jüngste Generation, sondern die Alternden. Es ist ein heroischer Entschluss, das Alter zu erkennen, für solche, die ihre Jünglingsjahre auf deutschen Schulen ver-

loren, und denen das Studium endlich das Leben des Jünglings zu eröffnen schien, das sich von Jahr zu Jahr ihnen versagte. Dennoch gilt es zu erkennen, dass sie Schaffende, also Einsame und Alternde sein müssen, dass ein reicheres Geschlecht von Jünglingen und Kindern schon lebt, dem sie sich nur als Lehrende weihen können. Von allen Gefühlen ist dies ihnen das fremdeste. Eben darum finden sie sich nicht in ihr Dasein und sind nicht bereit, von Anfang an mit den Kindern zu leben — denn das ist lehren —, weil sie nirgends in die Sphäre der Einsamkeit hineinragen. Weil sie ihr Alter nicht erkennen, gehen sie müssig. Nur die eingestandene Sehnsucht nach einer schönen Kindheit und würdigen Jugend ist die Bedingung des Schaffens. Ohne dies wird keine Erneuerung ihres Lebens möglich sein: ohne die Klage um versäumte Grösse. Die Furcht vor Einsamkeit ist es, die ihre erotische Ungebundenheit verschuldet, Furcht vor Hingabe. Sie messen sich an den Vätern, nicht an den Nachgeborenen und retten den Schein ihrer Jugend. Ihre Freundschaft ist ohne Grösse und Einsamkeit. Jene expansive, auf das Unendliche gerichtete Freundschaft der Schaffenden, die auch dann noch auf die Menschheit geht, wenn sie zu zweien oder ihre Sehnsucht allein bleibt, hat keine Stelle in der Jugend der Hochschulen. Ihre Statt hat die persönlich zugleich beschränkte und zügellose Verbrüderung, die sich gleich bleibt auf der Kneipe und bei der Vereinsgründung im Café. Diese Lebensinstitutionen alle sind ein Markt von Vorläufigem, wie das Treiben in Collegien und Cafés, Ausfüllungen leerer Wartezeit, Ablenkung vom Ruf der Stimme, ihr Leben aus dem einigen Geiste von Schaffen, Eros, Jugend aufzubauen. Es gilt eine keusche und verzichtende Jugend, die von der Ehrfurcht vor den Nachfolgenden erfüllt ist, von der Georges Verse zeugen:

> Erfinder rollenden gesangs und sprühend
> Gewandter zwiegespräche: frist und trennung
> Erlaubt dass ich auf meine dächtnistafel
> Den frühern gegner grabe — tu desgleichen!

Denn auf des rausches und der regung leiter
Sind beide wir im sinken· nie mehr werden
Der knaben preis und jubel so mir schmeicheln·
Nie wieder strofen so im ohr dir donnern.

Aus Mutlosigkeit ist das Leben der Studenten solcher Erkenntnis fern gerückt. Es folgt aber jede Lebensform und ihr Rhythmus aus den Geboten, die das Leben Schaffender bestimmen. Solange sie sich dem entziehen, wird ihr Dasein sie mit Hässlichkeit strafen, und noch den Stumpfen wird Hoffnungslosigkeit ins Herz treffen.

Noch geht es um die äusserste gefährdete Notwendigkeit, es bedarf der strengen Richtung. Jeder wird seine eignen Gebote finden, der die oberste Forderung an sein Leben heranträgt. Er wird das Künftige aus seiner verbildeten Form im Gegenwärtigen erkennend befreien.

Kameradschaft

von

Ernst Joël

Lieber Freund!

Ich danke Ihnen für Ihren Brief und vor allem für Ihre Bemerkungen zur soldatischen Kameradschaft; sie waren so richtig wie bitter. Deshalb grade muss für uns solche Erkenntnis doppelt schmerzlich sein, weil in dem Wort *Kamerad* etwas unglaublich Schönes, Beseligendes schwingt. Kamerad heisst doch schliesslich mehr als sein ethymologischer Sinn „Stubengenosse". Kameradschaft ist für mich das Verbundensein durch eine *Sache*, der man in Freiwilligkeit dient. Und das Beseligende — worin sogar die Kameradschaft der Freundschaft etwas voraus haben kann, ist, *dass* eine Sache überhaupt solche Kraft haben kann, Menschen, die sonst vielleicht kaum aufeinander achtgegeben hätten, zusammenzuführen und -zuhalten. *Kameradschaft soll sein!* Wenn ich an meine baldige Dienstzeit denke, male ich mir aus, wie schön es sein müsste, wenn etwa mein Geschützführer Dr. L. F. und meine Kameraden: J. K., F. R., B. R., W. M., W. D. wären. Und grade hier offenbart sich etwas sehr Bezeichnendes. Ich stelle hier nämlich eine Kameradschaft zusammen, die schon vorher Kameradschaft ist, aber auf Grund ganz anderer Voraussetzungen, ganz anderer Ziele. Und damit sage ich eigentlich nichts anderes, als dass die beim Militär zusammenführenden Ziele, für mich wenigstens, keine kameradschaftbildende Kraft haben; und damit ist auch das

Wesentliche gesagt. Es kann nun gar nicht anders sein, als dass alles, was sich beim Militär als Kameradschaft ausgibt, weiter nichts als Degradierungen ehemals unzweifelhaft vorgekommener Kameradschaften sind. Degradierungen: Zweckverbände, Symbiosen, Versicherungen auf Gegenseitigkeit ohne lebendige, ohne ins Zeitlose uns erregende Schwingungen. Aber was soll uns denn auch in Schwingungen versetzen? Seien wir nicht ungerecht und verlangen wir vom Militär keine Erregungen, die ihm nicht wesentlich sind.

Kehren wir noch einmal zu der von mir vorhin zusammengesetzten konkreten Kameradschaft unseres Kreises zurück. Der militärsüchtige Philister würde uns vielleicht sagen: „Das passt euch wohl so, das ist euch wohl recht bequem?" Aber nun frage ich: Ist das wirklich so bequem, einen uns innerlich nahestehenden Menschen neben uns fallen zu sehen und seine Pflicht weiterzutun; ist es nicht leichter, wenn Fremde neben uns sterben? Trotzdem wollen wir es, denn wir wissen, dem, der fortgehen muss, ist der Abschied wirklicher Kameraden eine letzte Tröstung und Erhebung. Der Ruf aber: „Kamerad im Leben und im Sterben!" ist ebenso herrlich wie militärisch unanwendbar. Kamerad im Sterben kann man eben nur dem sein, dem man im Leben schon Kamerad war oder hätte werden können.

Wie wurde einem all das in der Kaserne so furchtbar klargemacht! Man kam ja so ganz in der Voraussetzung von allem seelisch Erhebenden dorthin, dass man von dieser unzutreffenden Einstellung aus zunächst ganz aus Versehen Dinge und Stimmungen für Kameradschaftlichkeit ansah, die wohl selbst keinen Anspruch darauf machen. Gut Schiessen, Reiten, Pferdepflege kann niemals Grundlage der Kameradschaft sein, wenn man unter Kameradschaft Sachverbundenheit versteht. Wohl aber kann Schiessen, Reiten, Pferdepflege zum *Ausdruck* solcher Sachverbundenheit werden. Kameradschaft ist gleich lustvoll empfundene gemeinsame Gebundenheit an eine überpersönliche Macht.

Eine Schulklasse, die eine gleich lustvoll empfundene Gebundenheit verpflichtet, ihre Lehrer zu betrügen und zu ärgern, ist deshalb noch keine Kameradschaft; eine Schar von Sträflingen, damit beschäftigt, einem zivilisatorisch wichtigen Plan seine Ausführung widerwillig zu geben, ist ebenfalls keine Kameradschaft; dort fehlt die höhere überpersönliche Macht, hier die Freiwilligkeit. Eine Schule jedoch, in der Lehrer und Schüler sich verbunden fühlen, gemeinsam, wenn auch höchst mannigfaltig, dem Geiste zu dienen, eine solche Schule hiesse mit Recht Kameradschaft.

Was hatte uns nun in der Kaserne zusammengeführt? Was glaubten wir, dass es war? Das — bedrohte — Vaterland. Und was machte uns zunächst zweifeln an der Echtheit der Kameradschaft, an ihrem Bestehen überhaupt? Die gänzliche Abwesenheit des Vaterlandes innerhalb der Kaserne. Ja, in der Kaserne merkte man nicht einmal, dass das Vaterland bedroht, dass Krieg war. Zu denken, dass alle diese jungen Kameraden freien Willens zusammengeströmt waren, dass sie Ungewohntheiten und Unbequemlichkeiten gern ertragen wollten, um in ein paar Wochen, wenn es sein musste, ihr Leben verlöschen zu lassen; Menschen, die zusammenkamen, sich zu dem Schweren vorzubereiten: nicht reif, aber doch bereit zum Sterben zu sein; Menschen, die zusammenkamen zu dem noch Schwereren: in sich ein inneres Recht zu finden, andere zu töten —, ein absurder Gedanke, ganz unerlaubte Betrachtungen, wenn ich mir das wirkliche Leben in der Kaserne vorstelle.

Es ist im Grunde genau der gleiche seelische Vorgang, durch den wir zu dem Rechte gelangen, für eine Sache zu sterben, und zu der Pflicht, für eine Sache zu töten. Und hiervon zu sprechen, ist vielleicht wichtiger als von der sonst üblicher zitierten *Pflicht* des Sterbens und dem *Recht* des Tötens. Dieser gleiche Vorgang ist: die Entdeckung des Vaterlandes. Dieses ungeheuer erschütternde, verheissungsvolle und seherische Innewerden eines Zwanges zur Unterordnung, der blossen Mittelhaftigkeit, der Besessenheit von etwas Un-

erfülltem, Unabsehbarem, Unerhörtem, dennoch Wahrgenommenem, ist es, was dem unfertigen Leben einen plötzlichen Abschluss und dem Sterben ein Recht gibt. Einer, der so ins Feld zieht, ist ein Todgeweihter, ob er gleich zurückkehrt. Ja, wenn er wiederkommt, *hat* er gelebt; was nun geschieht, fällt ausserhalb seines Seins. Denn es gibt keine zu steigernde oder irgendwie auch nur fortzusetzende Vollendung. Das Vollendete ist eben vollendet. So erhält das Leben jenes, der mit gutem Rechte und Gewissen in den Krieg zieht, in endgültig gesammelter Kraft seine Bestimmung, die zu schauen dem Friedlichen schrittweis beschieden ist. Und deshalb spricht Fichte auch von der verzehrenden Flamme der höheren Vaterlandsliebe, die in der Nation nur die *Hülle* des Ewigen umfasst und die nichts zu tun hat mit der „bürgerlichen Liebe der Verfassung und der Gesetze". Solche Liebe gibt Recht und Pflicht, zu töten überall, wo der Geist gedämpft wird und wo die Engung nicht anders beseitigt werden kann. Es ist die gleiche Pflicht, das gleiche Recht, wie sie in Empörungen und Revolutionen als verzehrende Flamme aufrast. Es ist die Macht, die Recht begründet und begründen soll, weil sie vom Rechte kommt, weil sie Recht *hat*. Es ist die geistbeladene Macht, die straft und zwingt, wo sie nicht bekehren kann, die, um zu bekehren, erst zwingen muss; die Macht, die überredet, wo sie nicht überzeugen kann; die überreden muss, um zu überzeugen; sie erscheint in der Gestalt eines grossen Provisoriums, sie ist immer nur vorläufig, bis zur völligen Einsicht in ihr Wesen, sie bedarf einer späteren Rechtfertigung und Bestätigung wie eine ungeheure zwangvolle Taufe.

Zur Verdeutlichung fingiere ich folgenden Tatbestand: Das deutsche Volk ist zur Einsicht von der Erforderlichkeit eines zu immer geistigeren Stufen aufsteigenden Sozialismus gekommen. Den Führern ist es bewusst, dass es keinen Geistessozialismus geben kann ohne den elementaren Baugrund eines wirtschaftlichen Sozialismus. Die Hauptforderungen des Wirtschaftssozialismus können nicht anders erfüllt

werden als durch internationales Gleichmass, internationale Verabredungen. Ich nehme an, dass alle Staaten sich Deutschlands Forderungen unterwerfen bis auf England. Die Frage ist: Soll unsere Erneuerung aufgeschoben werden, bis England „so weit ist", oder soll zwangsweis verhindert werden, dass England Deutschlands Verwirklichung hindert, Deutschlands, das heisst hier: der Menschheit? In diesem Falle komme ich zu einer Bejahung des Krieges, wenngleich ich mir sehr wohl bewusst bin, dass zwischen gesteigerter Kultur und der Möglichkeit, Kriege zu führen, Zusammenhänge ausschliessender Art bestehen, die Nietzsche (der Bejaher des Krieges) in den „Unzeitgemässen Betrachtungen" flüchtig streift. — Auch in meinem Beispiel begründet Macht Recht, aber ich könnte mir denken, dass ein späteres und einsichtsvolleres England dieser Zwangserziehung dankbar ist. Auch das Kind, dem seine Unvorsichtigkeit nicht bewusst gemacht werden kann, das man durch Zwang und Strafe an ihrer Begehung hindert, wird in einem späteren Stande seiner Entwicklung dem Erzieher danken.

Ein junger Engländer, der, wie wir, sich um Menschheitsfragen bemüht, der in der sozial-ethischen Auffassung der Dinge uns vielleicht gar nicht so ferne steht, könnte mich fragen, ob Krieg um geistigen Gewinn nicht die höchste Inkonsequenz wäre, die es gibt — und gerade an diesem Punkte würde der Unterschied zwischen der heut üblichen Kriegsauffassung und der hier vertretenen ganz offenbar werden. *Mein* Krieg bringt in der Tat keine Entscheidung über Recht und Unrecht und *will* es auch gar nicht. Entschieden wird lediglich, welcher Staat die *Macht* hat, und ob es gelingt, mit Hilfe dieser Macht das Recht durchzusetzen. Dem demokratisch-fortschrittlichen Bourgeois ist es nun ein unerträglicher Gedanke, dass die blosse Macht im Kriege siegt; um sich zu beruhigen, verlegt er in den Krieg auch die Entscheidung sittlicher Kräfte: er überwertet Geistesgegenwart, Mut, Geduld, Disziplin, Selbständigkeit des Einzelnen, und, dies alles unter dem Worte „Kultur" zusammenfassend, be-

hauptet er, seine „Kultur" habe gesiegt. Wie so oft, kommt man auch hier auf die ehrlichere und geschlossenere Auffassung des primitiven Philisters zurück, der es noch nicht nötig zu haben glaubte, seine Kriege als *solche* moralisch zu rechtfertigen. Wir kehren sogar zurück zu der Auffassung des durchaus primitiven Menschen: *Er* veranstaltet Kriege, um Eroberungen zu machen, und der Gedanke eines Gottesurteils gehört erst einer späteren Zeit an, die bereits nach Entschuldigungen suchte. Die Kriege, die ich meine, sind ebenso Eroberungskriege, aber das Objekt ist geistiger Art geworden: die Subjekte sind Vertreter nicht ihrer selbst, sondern der Menschheit — wenngleich befangen in einem bestimmten Volke. Der Übergangsmensch aber hat das schlechte Gewissen.

Mein Opponent könnte mir noch einwenden, dass hohe, geistige, zarte Ziele zarte Mittel verlangen, dass Geistessozialismus nicht mit Körperlichkeiten erreicht werden darf. Ich würde erwidern: die grossen Ziele sind die rücksichtslosen, sie sind skrupellos in der Wahl ihrer Mittel. Ich würde aber auch wissen, dass kraft der inneren Dynamik der Dinge die Gefahr einer gänzlichen Verkörperlichung, einer Sinnverschiebung, einer Zielabirrung sehr naheliegt; ja dass Kriege um geistige Werte nicht anders als in einer höchst tragischen Erschütterung, unter beständigem Gebet zu Gott geführt werden können. — In der *sittlichen* Anderswertung des Abwehr- und des Angriffskrieges liegt die ganze Halbheit des Übergangsmenschen beschlossen, zugleich auch die schweigende Voraussetzung, dass es sich bei Kriegen um nichts als um Gegenstände des Geldes handeln kann. Ich aber glaube, dass Abwehrkriege, in die die Völker „unschuldig", wie man sagt, hineingezogen werden, sehr unsittlich sein *können*, „vom Zaun gebrochene" Angriffskriege dagegen nicht unsittlich sein *müssen*.

Wenn ich nun, nach diesen teilweise noch gar nicht genügend begründeten Betrachtungen über die innere Rechtfertigung der Kriege, zurückkehre zu dem, wovon ich aus-

ging, nämlich zu der Gemeinschaft derer, die sie führen sollen — das sind im weiteren Sinne die Volksgenossen, im engeren: ihre waffenfähigen Mitglieder, die Kameradschaft der Soldaten —, so ergibt sich:

Erstens: *Dieser* Sinn des Vaterlandes und des vaterländischen Krieges findet keine nationale oder militärische Gemeinschaft vor! Eine viel zu starke Differenzierung schichtet hier die Volksgenossen in Teile, die sich völlig fremd gegenüberstehen. Das Gemeinschaftsempfinden der Soldaten in ihrer typischen Breite ist ein ganz anderes, vaterlands-loses, und ich will nachher versuchen, es mit einigen Beispielen anzudeuten.

Zweitens: Für diejenigen, die hier gemeinschaftlich zu empfinden imstande sind, erweist sich gerade gegenwärtig die paradoxe Tatsache, dass die Gemeinschaft der wahrhaft Vaterländischen eine internationale, übernationale ist. Wenn ich einen Franzosen oder Engländer töte, so ist es sehr möglich, dass ich damit ein lebendiges Stück meines Vaterlandes töte, und es ist (umgekehrt) nicht einzusehen, warum ich nicht gegen so und so viele Deutsche ins Feld ziehe — was ich ja übrigens tue und tat — nur nicht gerade mit dem Bemühen, sie körperlich zu schädigen. So ergibt sich für mich diese Staffelung: Am nächsten stehen mir alle Deutsch-Sprechenden meiner Gesinnung, dann folgen die Gesinnungsgenossen anderer Sprachen, in dritter Reihe stehen mir die Volksgenossen anderer Denkart, zuletzt kommen die übrigen Erdbewohner. Die unentwegten Pazifisten sagen, man töte seinen Bruder, wenn man einen Menschen töte. Ich nenne nicht jeden Zweibeinigen Bruder; Brüder sind nur Wahlverwandte, und Nationalität hat hiermit so wenig zu tun wie Familienzugehörigkeit.

Drittens ist es zweifelhaft, ob es unter den Völkern einer Kultur-Zone (Kultur hier im relativen Sinne gemeint) überhaupt noch zu Kriegen in dem vorhin bezeichneten und bejahten Sinn kommen *kann*, ob sie nicht schon viel zu sehr verwoben, durcheinandergewachsen sind. Ich könnte mir

unter den gegenwärtigen Gestaltungen noch vorstellen, dass die europäischen Völker etwa das Anfluten ostasiatischer Gefahren gemeinsam abwehren könnten und, gleichsam eine gemeinsam bedroht gefühlte Heimat schützend, zu einem europäischen Gemeinschaftsbewusstsein gelangten, wie es vielleicht der Zeit der Kreuzzüge zu eigen war.

Es gibt also keine völkische Gemeinsamkeit mehr, stark genug, uns ein gutes Recht und ein gutes Gewissen zum Töten zu geben. Und darum gerade fühlen wir ja alle so deutlich: Du sollst nicht töten! — Wir dürfen nicht von Nervenschwäche reden, wenn wir jetzt sehen, wieviel unverwundete Männer aus dem Feldzuge zurückkehren, wie erschreckend sich die Nervenheilstätten und Irrenhäuser füllen — mit Menschen, die wir als robust kannten, die körperliche Mühen aushielten, deren Geistesgegenwart und Unerschrockenheit sich etwa in schweren Bergfahrten bewies. Wir sollen nicht von Verweichlichung reden bei denen, die das Visier falsch einstellen und mit Willen vorbeischiessen (es sind mehr, als uns je bekannt werden wird) und die uns auf die Frage, ob sie nie daran dachten, dass sie selbst sich den Feind dadurch um so gefährlicher machten, antworten: *Das* ging mich nichts an. Wir sollen vielmehr von Verweichlichung und Trägheit des Gewissens bei denen reden, die dergleichen „nicht begreifen" können. — Ich hörte von einem kräftigen Manne, der nach der Masurenschlacht ins Quartier kam, sich hinlegte und unaufhaltsam weinte. Unsere erbärmlichen Bourgeois, diese Psychologen, werden es uns sofort als Überreizung, als leichten Chok erklären; ich aber glaube aus diesem bitterlichen, erschütternden Weinen eines Mannes die Klage des erniedrigten und empörten Menschentums zu hören. Ich besinne mich, wie die ersten Leichtverwundeten nach Berlin kamen und im Garten des Tiergartenhofs spazierengingen. Es kostete mich eine geringe Überwindung, an ihnen vorüberzugehen; es war kein Mitleid im üblichen Sinne, kein besonderes Mitleid mit ihren Wunden. Ich wusste nur, dass ich die sehen sollte, die zum

erstenmal Tiere hatten werden müssen, ich fühlte die Möglichkeit „Tier" in uns allen und schämte mich solchen Menschentums. Aber setzt nicht Mitleid Leid voraus — und waren jene nicht vielmehr sehr fröhlich? Dieser Einwand, der uns so gern und oft — strahlend — entgegengehalten wird, ist um seiner Richtigkeit willen das Furchtbarste. Lassen wir uns von diesen Strahlenden und Zweifellosen ruhig dekadent nennen und *seien* wir es im Sinne des Altenbergschen Wortes: „Décadence? Geburtswehen künftiger Entwicklungen. Auch die Frau wird geschwächt durch Schwangerschaften! Gesunde Krankheit einer kranken Gesundheit, Rekonvaleszenzen vom Tierstadium."

Lassen Sie mich Ihnen zum Schluss von einem Abend in unserer Kaserne erzählen, der typisch ist für die gänzliche Ferne und Aussichtslosigkeit einer Verständigung. Nichts „furchtbar Schlimmes" — viele werden es belächeln als etwas Harmloses und Alltägliches:

Die Kriegsfreiwilligen — etwa zur Hälfte bessergestellten Schichten angehörig — schliefen damals noch in der Reitbahn. Jeden Abend erhob sich (es waren die ersten Kriegstage — 1813-Stimmung) wilder Lärm und Zank um die grosse Gaslampe, die einige gelöscht, andere brennen haben wollten. Es bestand durchaus keine Achtung vor Schlaf und Nacht. An jenem Abend war die Lampe gelöscht, und dadurch scheinbar sicherer gemacht, begann eine Gruppe sich unausgesetzt mit gemeinen Geschichten zu unterhalten, über die auch andere laut lachten. Der Einspruch einiger Weniger kümmerte sie nicht. Dazwischen kamen andere Kameraden in polternder Weise herein, einen grossen Sieg verkündend, und begannen „Deutschland, Deutschland über alles" zu singen. Kaum war wieder etwas Ruhe eingetreten, begann Lärm, Zank, Erzählungen, Kriegsnachrichten, Zoten, Geflüster, Gesang, Gekicher, Hurrarufe, Witze und „Deutschland über alles". Ihre Schamlosigkeit schien gerechtfertigt durch ihren brüllenden Patriotismus. Und mir wurde klar: Leute, die auf Essen und Trinken halten, sich im Pfuhle der

Zweideutigkeiten heimisch fühlen und Deutschland über alles sein lassen — die sind zuverlässig, das sind die guten Kerls, die dem Vaterlande nie gefährlich sein werden.

Wenige Wochen später fand eine Begebenheit statt, die einen engen inneren Zusammenhang mit dem Erzählten hat:

Es handelte sich um einen Vortrag über Sexual-Hygiene, die einer der Kriegsfreiwilligen, junger Arzt und Führer einer (jüdischen) Verbindung, unter Beisein der Wachtmeister und Unteroffiziere seinen Kameraden erteilen sollte. Diese Instruktion vollzog sich so unzart, so fast zynisch und für feinere Naturen — wobei es sich in diesem Falle übrigens um relativ ungebildete Menschen handelte — so erschrekkend, dass zwei jungen Kameraden übel wurde und sie von anderen hinausgeleitet werden mussten. — Der Zusammenhang, der für mich hier besteht, ist der zwischen zynischer Unsauberkeit und dem brüllenden, gemeinverständlichen Patriotismus. Beide sind entwürdigte, verzerrte Körperlichkeiten, beide unrein, zuchtlos; beide gutmütig, träge, robust.

Ich bin noch längst nicht zu Ende, aber ich will schliessen. Wie immer heisst die letzte Frage: Was sollen wir tun, *jetzt* tun? Der Krieg ist da und kann sich nur selbst ein Ende machen. Wahnsinn, einmal im Lauf, kann nur durch Wahnsinn aufgehalten, der Teufel nur durch Beelzebub ausgetrieben werden. Aber: der Krieg ist zu führen als eine höchst nüchterne, nicht anders zu erledigende Angelegenheit; hüten wir uns, in seinem Namen von Begeisterung zu sprechen. Der Geist, der die Begeisterung zeugt, duldets nicht. In *seinem* Namen seien alle Patrioten aus Verzweiflung, alle vor Begeisterung schwitzenden idealistischen Bourgeois, die jetzt billig dazu gekommen sind, bekämpft. Es ist ja sehr verständlich, dass Leute, die Söhne, Männer, Brüder im Felde haben oder schon verloren, hierfür eine Rechtfertigung suchen. Es ist die beständige Angst: Es *darf* doch nicht umsonst gewesen sein! Es ist erklärlich, dass Menschen, aus der Behaglichkeit ihres schläfrigen Daseins aufgestöbert, anfangen, ihre Unruhe sich irgendwie zu sanktionieren. Es ist

nichts Auffälliges, dass junge Männer, vom Schicksal der allgemeinen Wehrpflicht betroffen, plötzlich anfangen, ihr Schicksal zu lieben, sich ein bisschen Mittelpunkt zu fühlen und etwas Wesens von sich zu machen. Es ist durchaus folgerichtig und gar nichts spezifisch Neues, dass Presse und Buchhandel dem Publikum jede gewünschte Ration Enthusiasmus, Entrüstung, Belobigung für gutes Verhalten zu den alten Preisen liefern. Hätte ich geglaubt, dieses alles müsste *anders* sein; so hätte ich damit bereits dem Kriege jene seelenbekehrende Bedeutung zuerkannt, die ich ihm gerade völlig bestreite.

Durch den engros auftretenden (Sie begreifen, warum ich unwillkürlich immer wieder Ausdrücke aus der Kaufmannssprache gebrauche!) bourgeoisen Idealismus dieser Zeit gilt es also, die Ideale in ihrer Reinheit hindurchzuretten — bis zu dem Tag, der uns für den heiligen, für *unsern* Krieg fordert; keinen Krieg im Sinne von heute, sondern . . . . . . Welche Lust, in einer wirklichen Gemeinschaft zu kämpfen, — zu töten, sich töten zu lassen!

Die Zeit ist jetzt nüchterner geworden; bleiben wir es, auch wenn sie wieder benommen und taumlig werden sollte. *Durch* diesen Krieg, *in* ihm ist Kameradschaft nicht möglich. Wir aber bleiben *trotz* diesem Krieg: Kameraden!

Ihr

E. J.

Der Friede und die Frauen

von

Hedwig Dohm

Lieber, alter, treuer Freund!

Höre mich! Hilf mir! Ich leide etwas an Kriegspsychose. Du weisst, dass mein ganzes Sein und Streben in der Frauenbewegung wurzelt. Werden die Folgen dieses Krieges nicht verhängnisvoll für uns Frauen werden? Nicht wahrscheinlich, dass die Bewegung für Jahrzehnte einen Stillstand, wo nicht eine Zurückdrängung erfahren wird? Beweist dieser Krieg doch, dass der Mann Herr über das Schicksal der Welt ist, das Weib nur seine Handlangerin. „Der Krieg hat die Frauenfrage gelöst," schreibt ein massgebender Schriftsteller. Und er meinte damit, dass die der Mütterlichkeit nah verwandten Werke der Barmherzigkeit, wie sie während des Krieges so hingebend von den Frauen geübt wurden, ihr echter und rechter Beruf seien. Ist nicht neuerdings die Männerwelt entzückt von all den strickenden Frauen? (Kaum eine Frau in Deutschland, die nicht strickt, ich stricke mit.) Ihr Entzücken gilt aber weniger den wohlig zu erwärmenden Füssen frierender Soldaten als den Händen der Frau, die endlich erkannt hat, dass ihre naturgewollte Zukunft auf ihren fleissig sich rührenden Händen beruht, nicht auf ihrem Kopf, den als Kulturfaktor die Schöpfung nicht vorgesehen hat. Jener Herr aber, dem der Krieg die Frauenfrage gelöst hat, hätte bitterlich schneidender sagen können: Solange sich die Männer in den

Schlachten zu Millionen gegenseitig töten, müssen die Frauen — Lieferantinnen für lebendiges Kriegsmaterial — für Millionen neuer Männer sorgen. Frauen! in die Wochenstuben mit euch! Begrabt eure Ansprüche auf Gleichberechtigung mit dem Mann! Fort mit dem Stimmrecht! Gebärt! Gebärt!

Wenn ein Mann wie jener bekannte Volkswirtschaftler jede Mutter bedauert, die keinen Sohn hat, den sie in den Heldentod schicken kann, so begreife ich allenfalls diese heldisch männische Denkart. Nie aber werde ich begreifen, dass auch Frauen sich für die „Seligkeit des Sterbens" ihrer Söhne und Gatten auf dem Schlachtfeld enthusiasmieren. Eine dieser brausenden Chauvinistinnen nennt die Petition, die eine Frauen-Friedensliga um Erhaltung des Friedens (wohlgemerkt vor Ausbruch des Krieges) an unsern friedliebenden Kaiser sandte — schamlos, ehrlos, schimpflich, und sie erbot sich, von Haus zu Haus zu wandern, um Unterschriften zu sammeln *für* den Krieg.

Wäre ich grausam, ich würde dieser Frau sieben Söhne anwünschen, damit sie sich an den qualvollen Zuckungen der zerfetzten Leiber ihrer verröchelnden Söhne mit patriotischer Wollust weiden könnte. Ich ziehe aber vor, glühende Kohlen auf ihr Haupt zu sammeln und wünsche ihren Sieben kein anderes Kreuz als das — Eiserne.

Eine andere dieser scharf berittenen Walküren predigt den Hass gegen die, so uns bekriegen, den heiligen Hass, in den wir sterblich — nein, unsterblich verliebt sein sollen.

Ich schaudere vor dieser fanatisch-patriotischen Hasswut, die in Scheiterhaufenglut brennt. Ein Rabengekrächz über heiligen Gräbern.

Die so inbrünstig den Hass gegen feindliche Völker lieben, warum lieben oder billigen sie nicht wenigstens den Hass der Franzosen und Engländer gegen die Deutschen! Auch er entwuchs der Vaterlandsliebe. Muss die Vaterlandsliebe zum Sarg der Menschenliebe werden!

Ach, Du Lieber, ein Dichterwort liegt mir im Sinn: „Geh an der Welt vorüber, es ist nichts."

Oder weisst Du, was mich aufrichten kann? Sage es mir! Hilf Deiner Freundin und Schülerin.

* * *

Meine liebe junge Freundin!

Lass doch jenen Frauen, die Du so lebhaft der Hölle empfiehlst, die beglückende Vorstellung, dass sie fühlen und denken wie die Mutter der Gracchen. Gönne den strammen Minerven die Befriedigung, auf der Weltbühne Heroinenrollen spielen zu dürfen. Sie haben wohl keine Söhne, die des Grabes gewärtig im Felde stehen, denn wo die Leiber der Söhne sterben, sterben die Herzen der Mütter. Es gibt keine Vaterlandsliebe, die den Hass heiligt. Verbrechen zu rächen, ist das Amt der Furien; können wir uns ein Gemisch von Furie und mater dolorosa vorstellen?

Was nun Deine Befürchtung für die Frauenbewegung betrifft, so könnte sie einige Berechtigung haben, wenn der Krieg ein unabwendbares Weltgeschehen wäre. Es zu einem abwendbaren zu machen, liegt nicht zum wenigsten in eurer Hand. Vereinigt euch, ihr Frauen alle — alle zu einem grandiosen, internationalen Frauenbund. Jede Einzelne von euch ein Apostel des Friedens, eine Heilsarmee, die nur einen Krieg kennt, den Krieg gegen den Krieg. Schliesst euch den männlichen Parteien an, die eines Sinnes mit euch sind. Und seid ihr zu einer überwältigenden Majorität angewachsen (eine Propaganda ohnegleichen wird dieser letzte Krieg für euch sein), so werdet ihr mit eurem Führer, dem Geist der Zeit, das Gespenst einer Zeit, die abgelaufen ist, in den Orkus jagen.

Und sind es die Staatshäupter mit ihrem kriegssüchtigen Anhang, die den Krieg wollen — stürzt sie! Revolutioniert das Land. Eure Revolution aber wird zugleich eine Prozession sein, denn eure Schwerter sind Palmen, euer Hurra ist ein Hosianna. Es gibt Gesundbeter. Ihr aber sollt den Krieg zu Tode beten. Mit aller Kraft eurer Seele denkt Frieden, redet

Frieden, träumt Frieden, glaubt Frieden, und eure Gebete werden zu titanischen Rufen werden, die selbst eines tauben Gottes Ohr vernehmen muss.

Medien, im Trancezustand, materialisieren Geister. Seid Medien, die einen unselig verschiedenen Frieden zu greifbarer Wirklichkeit materialisieren für alle Zeiten, alle Völker. Lasst sie lachen über das Luftschloss eines ewigen Friedens. „Aus Luftschlössern werden die Paläste der Erde."

Missversteh mich aber nicht. Auch ich, wie Du, wie wir alle — stehe erschüttert vor der düster dämonischen Grösse dieses Krieges, in dem Grauen und Todesverzückung sich mischen, vor dem dithyrambischen Heldenfeuer deutscher Heere, die in den Schlachten sich verbluten. Dennoch — nie wieder darf ein solcher Krieg sein, nie wieder darf einer blühenden Jünglingsschaft Recht zum Leben in einen Zwang zum Tode verwandelt werden, nie wieder „geh an der Welt vorüber, weil sie nichts ist". Nicht Flucht aus dem Leben — nein, das kraftvoll lebendige Mitschaffen an einem geläuterten Neu-Deutschland sei der Frau der Zukunft edelstarkes Ziel. Der Frieden nach dem Krieg wird für uns sein, als kehrten wir aus der Fremde in die Heimat zurück. Nach der unsterblichen Bibellegende hat durch die Schuld des Weibes der Mann das Paradies verloren. Helft ihm ein neues Paradies erobern, in dem der Frieden den Krieg, die Güte den Hass, die Wahrheit die Lüge besiegt. Ein Paradies mit einem deutschen Gott? Nein. Der Gott der Liebe — er ist international.

Weiberdämmerung

von

Alfred Wolfenstein

I

Mit Trauer wie um den Verlust der halben Menschheit sieht man, dass die Ohnmacht der Frauen während des Krieges tief wie die der Tiere ist. Sie können mildern, es gibt nicht genug Männer; selbst Hunde helfen die Verwundeten suchen. Aber dass der Krieg aufkommt, ausbricht, vor sich geht und endigen kann, als ob die Frau nicht vorhanden sei: das unterscheidet ihre Stellung von der Macht und Anwesenheit des Mannes, auch des zum Krieg Gezwungenen.

Selbst überstimmt und vergewaltigt zu werden, ist nicht so unwürdig wie übersehen zu werden. Noch ein Sklave sieht sich menschlicher behandelt als die Luft!

Dies dem Weibe eines Friedens, der durch ihre grosse Mitschuld nur ein Nichtkrieg geblieben war.

II

Das Zeichen eines Menschen ist es, dass er nicht bloss zwischen den Zielen sondern aus dem gleichen Antrieb seines Geistes auch zwischen den Mitteln wählt. Die beiden gegnerischen Elemente aller Mittel, um die Welt umzugestalten, sind Krieg und Frieden. Zwar hat man gute Friedensziele auch durch Krieg erreicht. Aber selbst wenn eine restlose Einheit der Erde nach der Abschlachtung von Millionen Menschen zu erlangen wäre, dürfte sie auf diese Weise nicht

gewollt werden! Die Tötung eines Menschen ist nichts anderes als ein Selbstmord, nach dem man nicht mehr weiterleben würde, wenn Erkenntnis töten könnte.

Ein neu kraftvolles Gewissen für das Mittel dämmerte seit langem heran. Wir waren im Begriff, unteilbar menschlich zu werden: Wir fühlten, ein schlechtes Mittel entheiligt jeden Zweck. Ein Tempel ist nicht „schön", wenn er mit Ausnutzung der Armen errichtet wurde; wer es weiss, müsste nicht dazu kommen, ihn zu bewundern, sondern müsste ihn bespucken. Es wurde, glaube ich, klarer: eine Atmosphäre der Zukunft sei zu schaffen, aus der Menschen und Führer geboren würden, die nicht von anderen Gründen her, nicht auf anderer Höhe, nicht mit anderen Mitteln *können* als sie *wollen*.

Der europäische uneuropäischste Krieg hat den aufkommenden Tag verdeckt. Jeder Mann wollte zwar Ziele des friedlichen Lebens, des dauernden Friedens, doch er *kann* zur Durchführung noch immer den Krieg.

Das Weib aber hat für die Macht des Gewissens nichts Machtvolles getan. Sie, die absolut friedlich ist, nicht nur aus Zartheit der Muskeln sondern aus zartmuskuliertem Wesen, da man nicht rohere Hände als Gedanken hat: sie musste bewirken, dass die *Unmöglichkeit* des *weiblichen* Krieges zu einem Mitgesetz für die Menschheit wurde. Diese Unmöglichkeit musste körperlich, Rücksicht verlangend, unausweichlich unter die lebendigen Tatsachen erhoben werden.

Aber die Friedlichkeit des Weibes ist auch: Kampflosigkeit, sie ist noch nicht Kampf gegen den Krieg!

III

Der weibliche Geist, die weibliche Liebe erlangen den entscheidenden Wert einer eigenen Haltung nicht und verschwenden und verraten sich, weil das Weib beinah restlos auf den Mann und seine Schöpfung bezogen ist. Nach wie vor ihrer lauen Bewegung hat sie statt einer Stellung nur

diese Einstellung. Zwar fehlt ihr jetzt nicht das Bewusstsein, auch ihre Anlagen seien würdig, bei der Weltgestaltung sichtbar verwendet zu werden. Aber ihr fehlt, um ihren Plan wahrhaft zu wollen, der Abstand vom Manne, die Beziehung zu sich selber, das kraftentfaltende Gefühl der *Einsamkeit*, das über dem (gleichfalls zu liebenden) Zusammenhang des Bergs mit dem Gebirge — die Freiheit und *Verschiedenheit* des Gipfels betont!

Der heutige Mann und sein Staat übertreibt dies zum schroffen Auseinanderschneiden der Einzelnen, die auch von abstrakten Bögen der Gesetze, Versicherungen, Organisierungen mehr isoliert als verbunden werden. Aber die entgegengesetzte Lust der Frau, im Manne aufzugehn, ihre und seine Grenzen zu verwischen, ihn und sich aufzuheben: ist nicht weniger schädlich für die neue Menschenart. Der Friede, *unser* Feldzug, wünscht, ohne kalt zu sein, reinliche Scheidungen, Blankgespültheit jeder Natur. Denn er geht, viel mehr als der Krieg, zwischen bewussten Einzelnen vor sich. Geistige Dinge können nicht wie Kinder aus Vermischungen Gleichbeteiligter entstehen, sondern *einer* ist Schöpfer. Ergebene Blicke dauernd auf sich fühlen beunruhigt und schwächt, wie es dem anderen nicht hilft. Vielmehr wird Freundschaft nur wirksam, wenn jeder seine Haltung hat, und auch in der Liebe will man ein Rückgrat des anderen spüren.

Also muss die Frau endlich eine Form für ihre Freiheit suchen. Am neuen Leben kann sie sich nur beteiligt hoffen, wenn ihre geistige Friedlichkeit und ihre Liebe genau so tief, wie sie Hingebung sind, auch Gegensatz würden.

Bisher nahm sie eine Gemeinschaft vorweg; falsche finstere Bewusstlosigkeit und Gehörigkeit bewirkten statt Vereinigung Verschmierung.

Bisher nahm sie auch ein Mitmenschentum vorweg, der Verzicht auf den Massstab ihres eigenen Organismus bewirkte statt des menschlichen Weltbildes das nur männliche.

Sie musste längst daran denken: wenn wir einander los sein würden, könnten wir uns leichter erlösen.

IV

Die beste Erlösung, mit der die Frauen von Natur betraut sind, wären sie dann nicht so leicht schuldig geblieben: Längst vor diesem Kriege hätten sie sich von seinem Verursacher scheiden müssen.

Sie blieben ruhig, durchaus nicht weil es ihnen an Macht, sondern weil es ihnen an Charakter gebrach. Würden sie sich anerkannt haben: so hätte noch im vorigen Jahrhundert ein wahrhaft grosser Ekel über den rings steigenden Kriegswillen und Freude über ihren Ekel den ersten weiblichen Willen geformt und einem Heere der Friedlichkeit laut ins Bewusstsein gerufen, welche fabelhafte Technik es besässe. Sie hätten nicht scheu geschrieben „Die Waffen nieder!", sondern *ihre Waffen gebraucht:*

Die Weiberschaft Europas musste sich der Männerschaft Europas entziehen!

Aber die Frauen liebten unverändert weiter, — bis in den Krieg.

Dennoch, hierauf folgt die neue grosse Gelegenheit.

Verhandlungen über neuen Frieden werden beginnen; — wenn dann die Mehrheit der Männer nicht den dauernden Grund legt, auf dem die Anarchie zwischen den geistigen Völkern aufhören kann und Bewaffnung nur gegen die rohen, nur um des Friedens selber willen, beibehalten wird: So müsste sich in jedem zweideutigen Lande (Deutschland sicherlich wird unzweideutig sein) die grosse Unterlassung der Liebe vollziehen.

V

Das wäre mehr als Generalstreik und jede Organisierung. Es wäre die gleichzeitige Wahrmachung und Bewegung von Organismen. Wenn bloss der Zweck diese Gemeinsamkeit der Frauen sanktionierte, so würde vielleicht ein mangeln-

des Talent der Führerschaft ihren Kampf gefährden können. Aber hier soll ein gemeinsames *Element* in ihnen zum ersten Male wirksam werden.

Ein selbstverständlicher Widerwille des Weibes, eine Abneigung des Körpers, des Charakters muss — von den Besten nur überall bewusster gemacht — gegen Kriegsgesinnung oder Unglaubwürdigkeit ihres Mannes ausbrechen. Das Weib muss mit dem Manne nicht mehr schlafen *können*.

Am sichersten wird dies bei denen zutreffen, deren Erotik ihre Sexualität überragt. Erotik, die menschlich empfindende Sexualität, die Sexualität von heute, das Fühlen alles Lebendigen und Lebenerhaltenden, das Gegenteil der Onanie, des Todes, der Brutalheit: Erotik wird von einem unfriedlichen Sinne direkt getroffen und verletzt sein müssen.

Den anderen aber würde die Empfindlichkeit der Erotischen zu suggerieren sein. Auch die grosse Masse der Männer, wenn sie abstimmt oder revolutioniert, erlebt das Ideal ihrer Partei gar nicht unmittelbar. Die obersten Stufen teilen es allen langsam absteigend mit. So sind auch die weniger verfeinten Frauen zu erreichen; die sexuellen gehören zur gleichen Treppe wie die erotischen, sie müssen nur das Bewusstsein dieses Zusammenhangs lernen.

In einen Zusammenhang von machtvollster Nähe bringt die Frauen zueinander ihre Mütterlichkeit. Als Erotik waltet auch in den triebhafteren das Denken an ihre vom Kriegstum bedrohten Kinder. Die Mütter gewinnt man zuerst und weckt ihr Gewissen für die Liebe. Sie sind am aufmerksamsten für einen Streit zwischen Körper und Charakter; am bereitesten, die *Gesinnung* auch für die Begattung wichtig zu nehmen und geistige Unruhe nicht durch die sexuelle übertäuben zu lassen.

Und sie sind die wesentlichsten; die verheirateten Männer pflegen der Herrschaft am nächsten zu stehen, und die Mehrheit der Mädchen kommt in nördlichen Gegenden, und bekanntlich noch entschiedener in südlichen, für

den sexuellen Verkehr (also auch für die Abkehr) wenig in Betracht.

Und diejenigen, die kein Interesse an der Zukunft haben: die Kokotten, werden für die Zukunft auch am uninteressantesten werden, und ihre streikbrecherische Macht wird nicht gross sein, wenn die Liebe es zur neuen weiblichen Selbständigkeit bringt.

Doch vielleicht am heftigsten würde ein starker Ruf von jener Eigenschaft des Weibes aufgenommen werden, die früher Frömmigkeit bedeutete und inzwischen nicht verschwunden sondern verwandelt sein wird. Die Frauen von einst gingen aus Frömmigkeit ins Kloster und in jede Askese. Ihr Blut wurde klar um ihres damaligen Gottes willen.

Wenn dies sich so leicht ereignete und ihr Bedürfnis besiegbar vom Glauben war: so muss das Ziel des ewigen Friedens, das ebenso hoch und neuer lohnt, sie zu einer heiligen Kälte fähig machen können.

VI

Eine Utopie . . ist jede Forderung.

Ereignisse können auch die scheinbar selbstverständlichste für ewig unerfüllbar machen.

Die scheinbar unnatürlichste aber kann nur Ereignis werden, wenn sie wenigstens erhoben wird. Unterlassung des Forderns trocknet den Fluss des Lebens aus.

Utopisch nennt man im Grunde nicht die Differenz zwischen der Forderung und der Wirklichkeit, sondern den Riesenabstand des Fordernden vom Nichtfordernden.

Utopisch findet man nicht nur die Unmöglichkeit, sondern schon das Schreiten bis an die Grenze der Möglichkeit.

Wie sollte es nun nicht möglich sein, dass dieser scheussliche Krieg, die Vergewaltigung sämtlicher Lebendigkeit (bei bösem Gewissen), von allen Seiten der schreiende Gegensatz zur Frau — sie aufreissen und als erstes umfassendes Erlebnis sie gründlich umwälzen könnte —? Dass der

Krieg des zwanzigsten Jahrhunderts durch die dickste Tradition, die weibliche, hindurchdringt? Dass diese Verzweiflung der Weiblichkeit entweder das Weib vernichtet — — oder den Trieb auf ewig in die zweite Linie drängt und in die erste: den Sinn für ihren Geist —? (wie durch grosse Erschütterungen doch hoffentlich aus gierigen Fressern vernunftvolle Esser werden können)?

Es steht an der Grenze des Möglichen, nicht im Unmöglichen. Beansprucht wird die Kraft der Frau bis in ihre letzte Tiefe, nicht tiefer. Und auch wenn sie über den Krieg noch nicht siegen würde, so könnte ihr Kampf auf seinem Wege doch einen hellen Sieg gewinnen: *Die feierliche Einführung der Gesinnung in die erotische Liebe.*

Sie vermag nicht mehr auszuweichen; ihre Ehre ist beteiligt.

Die Ablösung vom Geiste des Mannes ist ihr notwendiger Weg zum Kampf um den Frieden. Zum Vorkampf für Alle um die Güte des Mittels!

Wird der Friede, ihre Lebensbedingung, nicht eine ewige Sicherheit, und zwar auch durch *sie* und um ihretwillen: so bedeutet das die schmähliche Übersehung, die Leugnung des Weibes! Ihre Menschenart wird als nicht bestehend gelten, solange der Wert des Krieges noch gilt.

Sie muss die Tatsache ihres Daseins zu einer Tat machen; damit die Erde von weniger Tieren bewohnt wird. Sie muss ihren Gang aus verschwommener Liebesnacht in den ewigen Tag richten.

Ihre Aufgabe ist das Zukunftswunder: auch Gefühl wird Politik.

Zeit gegen Zeit

von

Arthur Drey

Europas und der Erdteile Staaten führen, im politischen Verkehr miteinander, die Form der Anarchie. Sie sind beherrscht gegenseitig vom Rechte der Gewalt, das über dem Gesetz die Geltung hat. Soweit wir Reiche sehen und ihre grossen Herren: mit der nur irgend verfügbaren Kraft ist es ihr Ziel, im Gewicht einer kriegsfertigen Armee und ihrer Führer, den Willen eigensten Interesses dem Leib der Völker aufzuzwingen. Fast ohne Schranken gilt hier das rohe Recht der Faust: kommt dieses nicht zum Schlag, gilt seine Drohung.

Es ändert nichts, wenn (was zwar kaum die Regel) die Verantwortlichen des Staats in kriegerischen Dingen nicht vom Fach sind; ein Kriegsminister steht zur Seite, die Generalität stellt den Bericht, fertigt das Gutachten, wie weit mit Hinweis auf bewaffnete Gewalt die Diplomatie Ansprüche aufrechterhalten kann. Und die, welche glauben, militärisch die Stärksten zu sein, sorgen, dass keine andere Politik aufkomme als die gepflogene Militärpolitik. In ihr erblicken sie noch das schneidigste Mittel, den Untertanen Gewinn, sich selbst Ruf und Ehrung zu schaffen.

Übermacht aber, unstrittige Vorherrschaft, ist auf einer Seite nicht von Dauer; eine zweite und dritte Macht tritt konkurrierend daneben, gesondert beide oder liiert. So bleibt der Rüstungen feurige Gebärde kein ungefährliches Spiel des Friedens.

Dieser Umstand zwingt dann die Verwalter der kleineren Länder in ihrer Ehrsucht und Tatbegier, sich grösseren zu militärischem Bündnis anzuschliessen; sie versprechen Hilfeleistung und hoffen, dadurch Vorteile zu erzielen. Wenn aber einmal Ruhmlust und Staatsfanatismus nicht so stark in ihnen zur Tat aufruft und sie mit einer Neutralisation schon zufrieden sind, so bleibt ihr friedliches Land, im Kriegsfall zwischen angrenzenden Staaten, letzten Endes doch genötigt, einer wehrhaften Übertretung ihres parteilosen Gebietes gewappnet zu begegnen.

Wo wir hinsehen: Militärstaaten. Sich dem eingeerbten Militärsystem durch ein anders beschaffenes zu widersetzen, trüge nur dann Erfolg, wenn die Partei, die wider die grosse Stimme der Völker das Überlieferte nicht lassen könnte, als ein minderwertiges Segment der Menschheit zurückbliebe. Die grosse Stimme aber ist da; mag ihr Wort bislang unterirdisch klingen: es wird euch ausbrechen wie ein Orkan, wenn erst die Herolde ihm erstanden. Meer will auf gegen den Fels. Noch sind die Parlamente schlaff, selbstgefällig, ohne den Geist; ihnen zugrunde kein Volk, ihnen voran nicht prophetisch der Künder, nicht der heilige Stern; noch ohne die Männer der flammenden Tat. Aber sie nahen.

Auch die Regierungen (die Parlamente regieren noch nicht, stimmen nur zu, reden, gestikulieren) werden es finden, das Wort; und tief sich bewusst, dass Wahrung der Wohlfahrt von Millionen Menschen ihnen obliege, werden sie die innerste Kraft anspannen, um in Zeiten der Waffenruhe mehr zu leisten für den Frieden als die eintönig-pathetische Wiederholung der Phrase von der Friedensliebe, und mehr als seine Befestigung durch Festungen und Kriegsgerät. Sie werden empfinden, dass man den Krieg nicht hindert, wenn man ihn vorbereitet, und dass der Friede nicht im Hause bleibt, wenn man, den Revolver in der Hand, nur kühl-freundlich ihm zulächelt. Ohne Herz, ohne glühendes Herz wird das Werk nicht geboren. Um die Welt vor dem Ausbruch der Kanonen zu sichern — da gilt es mehr als: mit je einer

Konkurrenzmacht ganz insgeheim und hochdiplomatisch Verhandlungen zu führen, zum Zwecke spitzfindig-spezieller oder (das andere Extrem!) überaus verschwommener „Verständigung". Auch kann es nicht genügen, wenn die Regierungen sich befleissigen, auf sogenannten Friedenskonferenzen über Abrüstung und Einschränkung der Rüstungen zu ratschlagen. Debatten gerade hierüber dienen zu nichts als zur Verschleierung des ursprünglichen Problems, das jenen Fragen voransteht: des Problems von der Föderation der Staaten zum Ziele des Friedens und zur Freiheit auch jeder kleinen Nation. Stets werden die grossen Völker die kleinen benachbarten vergewaltigen und zu einer ungesunden Assimilation zwingen, falls nicht das militärische Gleich- oder auch Übergewicht, die imponierende Zahl einheitlich gestempelter Truppen, aufhören wird, für die Behauptung einer Grossmacht als Grossmacht wesentlich zu sein. Die Internationalisierung geschieht im Zeichen der nationalen Idee; ihre Arbeit wird nicht geleistet, um ein von Schwärmern gepredigtes messianisches Zeitalter allgemeiner Völkerverschmelzung heraufzuführen. In der Verbrüderung gestaltet sich die Grösse des Einzelnen; der betrügt sich selbst, der annimmt, im Völker-Brudertum versande die Entwicklung des Nationalen. Freiheit, besonders der Völker, die im Einzelstaat als Fremdkörper oder innerhalb einer Kriegskoalition beengt und enteignet sind, wird die Folge sein, sobald der einseitige Standpunkt aufgegeben und der klug-umfassende Völkerbund geschaffen ist. Nur wenn dieser nicht als die Voraussetzung der Nationenselbständigkeit, sondern womöglich als etwas betrachtet würde, was erst auf der Grundlage solcher Selbständigkeit vollziehbar sei, nur dann wäre (man denke an Österreich!) ihre Verwirklichung nicht abzusehen. Ist diese Aufgabe mit Erfolg behandelt und ein Friede garantiert, der nicht bloss Waffenstillstand ist, dann wird den Wettstreit, der Bestgeharnischte zu sein, fast wie von selbst ein neuer humanerer Kampf verdrängen.

Dass im Haag die Gesandten der Staaten nicht wollten,

wo sie zu wollen den Anschein erweckten, liegt psychologisch klar. Denn wessen Sinn eingehend damit beschäftigt ist, Regeln für den Krieg zu statuieren, selbst wenn diese nicht bloss bestimmt sind, ihn zu mildern, sondern ihn zeitlich zurückzustellen, der ist mit ihm in so hohem Grade verwachsen, dass er nicht obendrein Apostel des dauernden Friedens sein kann. Jedenfalls muss er sich sagen, dass alle Revolutionen, die den Krieg erträglicher machen sollen, für sein Aufflammen nicht retardierendes, wohl aber treibendes Moment sind; gar manche, die sich noch nicht trauten, entscheiden sich für ihn, sobald hinter den Beschlüssen, die der Linderung dienen, seine Schrecken mehr zurücktreten. Wozu aber beruft man — Friedenskonferenzen, wenn man im Grunde nicht daran denkt, das Werk des wirklichen Friedens zu errichten? Setzt man's auf das Programm, um es in Wahrheit den Völkern vorzuenthalten? und weil man fürchtet, es könnten andere herantreten, die es nicht allein fordern, vielmehr auch fördern würden? Wo immer solche Methode Anwendung findet, ist sie ein Symptom der Schwäche. Wer seiner Sendung sicher ist, der Schicksal-Schaffende, aus dem Vollen Schöpfende, der zögert niemals, Dinge, die er verficht, beim wahren Namen zu nennen. So oft es aber nötig wird, bei Kongressen, auf denen vor allem über Einzelheiten des Krieges verhandelt werden soll (etwa über die Mässigung seiner Grausamkeit), im Titel und im Äusserlichen überhaupt die Absicht des Friedens vorzuschieben, kann der Verdacht nicht ausbleiben, dass die Veranstalter Verunstalter sind, der Idee nämlich, und dass ihre Sache der inneren, wirklich tiefen Notwendigkeit ermangelt.

Mängel jedoch haben nie das Mangelhafte zu existieren gehindert; es schlägt sich durch, durch dick und dünn, solange es besteht. Mag noch so sehr der Boden unter den Füssen schwanken, es wird weitergegrübelt, -gelitten, -gestritten.

Die herrschenden Staatsmänner haben vom Gebrauch des militärischen Apparats für die Allgemeinheit und sich selbst

höhere Werte erhofft als von der Schaffung irgend anderer Politik; sie sind, nach menschlich-unerbittlicher Anlage, nicht imstand gewesen, auf solche Werte zu verzichten. Die obere Schicht des hochadligen Offizierkorps, das in Geschlechtern ein Militärsystem ausgebaut, es zu hervorragender Organisation, zu eminenten Möglichkeiten fortgebildet hatte, war nicht willens, in ihrer Liebe zur Strategie und in der hohen Kunst, mit der sie hier praktisch zu arbeiten die Kraft fühlte, sich unterdrücken zu lassen; sie blieb ständig bestrebt, die beeinflussende Fühlung mit den leitenden Ministern zu wahren, wenn nicht gar Angehörige ihrer eignen Kreise in die Position eines solchen zu lancieren.

Doch man darf nicht denken, die massgebenden verantwortlichen Männer der Gesetzgebung und des Heeres, ohne die von Skepsis gekrümmte Bahn gegangen zu sein, vermöchten sich schlechterdings über den schlimmen Effekt des Krieges hinwegzusetzen; nur gegen die gering befähigten Dilettanten der Staats- und Feldherrnkunst wäre solche Beschuldigung begründet. Dem letzten Entschluss voraus geht ein intellektuelles und seelisches Ringen, das zu der tiefsten Schwermut des Gewissens zählt. Erst mittelst dieser Verinnerlichung gewinnt der Diplomat, gewinnt der Heerführer Vertrauen zur Höhe seiner Pläne, zum Aufbau des dereinstigen Sieges mit dem Schwert. Es ist, wo das Denken keine Richtung mehr weist, die Fehde zwischen einem Pflicht-Trieb — zum Menschentum, zur Jugend, zum Volk — und dem brennenden Verlangen nach Erfüllung des Ich, nach Macht, nach Glück, nach Triumph: ein Kampf auf Leben und Tod, der Selbstsucht und Entselbstung. Und aus eigenquälerischer Einfühlung in die Martyrien der Schlacht und all das fassungslose Leid der Heimat befreit sich das Selbstgefühl.

Hunderttausende werden zerrissen, zerstückt, zerschunden, gemordet, Wunden brüllen Schmerz, grinsen aus entleibten Leibern, Glasiges, grün, quillt unter der Stirn, Greise rennen, verarmt, verwaist — die Söhne sanken, blühende, in Äcker von Kot, von Wüste, in Städte von Höhlen —, aus

den Augen der Mütter glotzt hungerndes Weiss, schwer hängen diese Weiber mit ihren langen schweren Schaffenshänden — — Ach Erde, Gipfel und Abgrund, Hilfe und Hölle, Freude und Fessel, Aufblick und Begraben, Flug und Fluch! Wohin auf der Leichenbahn? Wohin das heulende Toben? Wohin noch die Klage? So viele Tränen gibt kein Weinen her, wie Traurigkeit hier verweinen will. — Sei aber ruhig. Dem Weh der Wunden wird Stille werden, denn das Bewusstsein beginnt aus der Qual schon zu weichen. Siehe, Ohnmacht ist dem Kranken die Linderung, wie wildeste Arbeit der schmerzenden Kraft. Und dann: Vor Gott, dem Dasein und dem Tode — kommt da das läppisch-kurze Leben so in Betracht, dass irgendeines, sei es das des Invaliden, bejammert werden müsse? Es scheint ein nichtiger Fleck gegen des allgewaltigen Tod-Himmels dunkelnden Schein. Und sind wir nicht dann alle Krüppel, wenn wir einen beklagen? Aber wir fassen es nicht so überschwer; was an uns fehlt, ertragen wir leichter, als den bedünkt, der es besitzt: Wer ein Körperglied eingebüsst hat, verliert — o wunderbare Gnade! — mit dessen Leistungsfähigkeit auch die Begierde.

Wo Leben ist, ist Leid. Drum die, die bleich im blutigen Feld zerschlagen liegen — sie sind vielleicht die Erfüllten, die Schwebend-Blühenden; unantastbar königlich, voll in der Ganzheit des Glückes, die dem mühe-seligen Leben versagt ist. Hier zurück, zur täglichen Erde zurück, blieben Verelendete; die auch, die früher verwöhnt gewesen. Der Staat wird sie heben. Die nackt vor die nackte Tatsache gestellt sind, werden bald, ganz eingenommen vom Willen des zeitlichen Erwerbs, das Differenzierte, das Preziöse nicht mehr als Wünschbarkeit sehen; wie ein Reichtum wirkt hier der Besitz schon des mässigen Gewinns. Doch so zu stürzen, kann nur kleine Teile des Volks ereilen; der Haufe ist arm, im Soldatenstaat. Denn dieser Haufe, das Gros der Krieger, darf durch Wohlstand nicht verweichlicht sein.

Wird auch mit solcher Ausdehnung des Armenstands die gütervernichtende Wirkung des Krieges gemildert, so be-

steht doch die Frage: Ist dadurch bereits die Erhaltung jener Mittellosigkeit, wie sie der Kriegsstaatsmann betreibt, gerechtfertigt? Der Gewalthaber weiss, dass des niederen Volkes tierische Instinkte, aus der Misere geboren, Ideen kriegerischer Form realisieren helfen. Dem Bildner der Schlacht ist der platte gebrochene Geist der Majorität willkommen, sie muss ihm feuergefügiger Klumpen sein. Von Arbeit Verbitterte, vom Leben geschlagen, geekelt, Abenteuertolle, verdreckte Strolche, die Horde der erblich Belasteten, messerstechende Raufbolde, Raubgierige, all die Händel suchenden Süffel: die sind abgestumpft gegen den Schrei von Wunden, nicht ungern wittern sie Blut; die kennen den Kniff, Bajonett und Kolben zu schleudern, vom Messer her und der erprobten Faust; Gefecht, Gemetzel lockt, funkelndes Schauspiel; sie fühlen: Weiber daheim, eitel-stolze, denken ihrer, der Mutigen, der Kraftstrotzenden, der wagelustig Umherschweifenden: das gibt ein Wiedersehen! wenn der Held, von kühner Fahrt gestählt, der Heimstatt wiederkehrt! Friede ist Öde, auch die Weiber werden öde, nichts ist zu beissen und zu brocken, Schuften um Brot ist. Wenn da die Fahne farbenwild hineinfliegt und donnernd das Heil der Waffen verkündet wird, dann bricht ein Hurra aus gedörrten Kehlen, die dürsten, die nach Kreischen dürsten.

Sie sehen es ja nicht, was die Wahrheit ist. „Immer war der Krieg, immer wird Krieg bleiben!" ist ihre Losung. Immer? Nehmen wir zehntausend Jahre, die wir zurückblicken: ist das „immer"? Jährchen sind's, jämmerliche, wenn erst das Jahr hunderttausend erreicht ist. Kampf wird sein (solange die Menschen noch Menschen sind), Kampf, nicht Krieg. Aber sie sehen es noch nicht. Sie glauben an ein Phantom.

Und ihrem Glauben neigt sich der Schöpfer des Krieges. Und er billigt ihre Höherbildung nur gerade so weit, als die soldatische Tüchtigkeit durch Zuführung von Intelligenz noch gehoben, nicht schon gemindert wird; jeder Regierer, der

nicht anders waltet als Hand in Hand mit dem General, wird jene Richtlinie annehmen. Mag seine soziale Fürsorge auch aus der Teilnahme des Begüterten am Los des Entblössten hervorgehen: er wird ein Anhänger des Staatssozialismus schon deshalb sein, damit die Zügel eines aus dem Dunkel zur Erhellung strebenden Volkes nicht denen in die Hände fallen, die sie, den Zwecken des Krieges zuwider, locker lassen oder überspannen würden.

Dadurch aber, dass er den Dürftigen vor gewisse Güter Schranken setzt, die für ihn nicht bestehen, bereitet er ihnen (sieht er ein) keineswegs in dem Masse Entbehrung, wie, im Genuss jener Güter, sich selbst Genugtuung. Reichtum, Einfluss, Ehre sind für beide Teile nicht gleiche Werte. Die Gier des Bettlers würde sich um das Hundertfache steigern, würfe man ihm hundertmal mehr in seine Kappe als gewöhnlich. Der Arbeiter, dessen Fabrikherr sein Einkommen mit ihm teilte und ihm die eigene Bildungsmöglichkeit einräumte (dies alles mal als realisierbar vorausgesetzt), würde sehr bald seinen früheren Gebieter zu überflügeln trachten. Zu glauben überhaupt, dass er die Gelegenheit, sich kulturell zu bilden, annähernd in dem Masse nutzte, wie sie ihm geboten wäre, ist ja absurd. Fehlte ihm doch, wessen es hier bedürfte: zureichend Talent und Hingabe, von Vorfahren errungen, von Söhnen ererbt und erweitert.

So erkennt der Gesetzgeber (und der Zweifel hemmt nicht ferner sein Gemüt): Nicht schon die Tatsache, dass das Gesetz im Sinn zukünftigen Krieges geregelt wird, beeinträchtigt, etwa zugunsten des eigenen Standes, das Glück der unteren Klassen. Leid, sich und den Brüdern, wirkt jede Menschentat. Eine jede aber auch gründet die Freude. Und die zum Krieg zielen, die ihn schaffen, seine Propheten, seine Künstler, finden den Mut hierzu, weil ihres Werkes Wirkung nicht schwerer an Unglück, nicht ärmer an Heil ist, als des Lebens selbst. Heldentum entzückt, beglückt das Volk, Aufopferung, Inbrunst zur „gemeinsamen Sache", Stolz auf die Meister der Führung, Zujubelung, Musik, vollebender Rausch der

Seele, — und dann das Grandiose: wenn der Friede wiederkehrt, unendlich und süss, gotthaft, wie eine Engel-Welt ... so sehr Wunder der Liebe, dass keine Wollust hinreicht, ihn einzuatmen.

Nicht Einwände oder Bedenken können die Männer der Kriegspartei hindern, ihr nun eingeborenes Wesen zu wollen. Recht erhält hier, wer am stärksten ist, sich durchzusetzen. Nur schroffster Protest des anders gearteten Willens kann denen helfen, die ihrem Herzen und der Vernunft das Ziel ersehnen: dass, auch in der äusseren Politik, die Reiche gelenkt werden als Rechtsstaaten und nicht als Staaten der Gewalt.

Philosophie des Ziels

von

Kurt Hiller

In welchem Augenblick, wenn nicht in diesem, vermöchte jemand trunken vor Verlangen zu sein, aus allem Gedachten seines Lebtags, kraft einer Art von riesenhaftem Atemholen der Vernunft, die Summe zu ziehen — und dadurch sich, oder gar Etlichen ausser sich, den unverrückbaren Stützpunkt zu schaffen für Vorstösse künftigen Denkens und künftigen Tuns? Deutsche Intellektualität, sehr innerlich, strebt zu Begriffsgefilden fernab von der Welt; wenn aber je Besinnung Sinn und Grundsätzlichkeit ihre Gründe hatte, dann jetzt: denn ins Geratewohl soll der Begeisterte nicht rasen.

Ob die neue, die grosse, die köstliche Zeit nun anbrechen wird — auf diese Frage dürfen wir stumm bleiben, denn sie ist falsch gestellt; und sie ist falsch gestellt, insofern sie Frage ist. Man muss nicht fragen, man muss wollen. Prognosen sind so billig wie Rückblicke; und gefährlicher. Wer betrachtet, bewirkt nicht; eine Welt voll Prophezeienden käme niemals vom Fleck. Über die Zukunft grübeln, ist das sicherste Mittel, sie zu vereiteln. Nicht „so wird es wohl sein", sondern „so soll es sein" muss die Losung lauten; und in der Tat hat bisher jeder echte Prophet das Notwendige verkündet, nicht das Wahrscheinliche. (So gern auch diese klugen Psychagogen ihr heftigeres Wollen für höhere Erkenntnis ausgaben; Befehle für Weissagungen; und so sehr sie übrigens gewiss oft selber die Natur ihrer Gesichte verkannten.)

Also fragen wir nicht, ob das Himmelreich nahe sei, sondern bemühen wir uns, es herbeizuführen. Bemühen wir uns mit aller, mit äusserster, mit jauchzender Kraft! Gott dürfen wir dieses Geschäft keinesfalls überlassen — schon aus dem einfachen Grunde nicht, weil von Gott weder feststeht, dass er ist, noch, dass er nicht ist. Kommt alles so, wie es kommen „muss", nach den bekannten „ewigen, ehrnen Gesetzen", dann einpacken! dann Hände in den Schoss! dann Trüffel fressen und den Tod abwarten! — aber aufhören, metaphysisch zu schwindeln, das Leben habe „einen Sinn". Hat es einen, so kann das nur der sein: das Los der Menschheit nach Kräften zu bessern — was so lange kein Circulus ist, als dieses Los der Besserung bedarf. Erst wenn sich zwischen allem Wunsch und aller Wirklichkeit der Abgrund geschlossen haben wird auf Erden, wird der Logiker beanstanden dürfen, dass man als Ziel des Lebens das Leben setzt.

Eher nicht; es sei denn, dass ihm gelingt, ein ander Ziel uns einleuchten zu lassen. Aber welches?

Das der Erkenntnis bleibt sehr problematisch. Im Anfang des menschlichen Geistes steht, das ist wahr, die Frage. Wir sind in dieses Rätsel Leben hineingetan und wissen nicht, woher, wohin. Zehntausend Jahre zerbrachen sich zehntausend Weise den Kopf. So erfolgreich auch, gerade neuerdings, die Versuche der Menschen waren, sich mittels Naturforschung in dieser dunklen Wirklichkeit zurechtzufinden, ja sie zu beherrschen —: dem Ansich der Wirklichkeit brachten sie den Geist um keinen Schritt näher. Durch die Erscheinungen hindurch gelangt man in Ewigkeit nicht an das Wesen; und alle „Erklärung" führt nur das kleinere Rätsel auf ein umfangenderes zurück. Damit, dass man statt X — „Urkraft", „Substanz", „Wille", „Energie", „Gott" oder sonst etwas sagt, ändert man nichts an der Tatsache, dass es unter metaphysischem Betracht immer ein X bleibt. Die Grund- und Königsfrage der Bewusstheit: was die Welt eigentlich sei, lässt sich schon deshalb nie lösen, weil die Vernunft, diese Erzeugerin der erkannten Welt, ja

ihrerseits wieder Bestandteil der Welt ist . . . und alles Mögliche vermag, nur nicht das Unmögliche: über ihren eignen Schatten zu springen. So glückt es notwendig auch exaktester Wissenschaft erleuchtetster Zukünfte nicht, den Schleier zu zerstören, der über Geburt und Tod, Seele und Sternen liegt, und niemals wird sie den Insichversunkenen von der Gewalt der Formel befreien: das Leben ein Traum.

Aber ein besseres Organ der Erkenntnis als die Vernunft ist dem Erdbewohner nicht gegeben. Jenes vage, aller Kontrolle entschlüpfende Denk-Fühlen, das, in regelmässigen Abständen der Philosophiegeschichte, sich unter wechselnder Marke (die jüngste: „Irrationalismus") immer wieder als eine Methode der Annäherung ans Absolutum preist, die „tiefer" sei als das Denken, bedeutet in Wahrheit nur schlechteres Denken (genau: einen psychologischen Vor-Zustand von Denken); was nämlich die Reflexion uns einmal geraubt, kann keine Ekstase uns wiederbringen. Gewisse kosmische Ferkel, auf die reine Vernunft also nicht ohne Ursache geladen, dabei sehr geschickt in der Kunst, Eindruck zu erzielen durch eine zugleich geistreiche und dunkle Redeweise, pflegen seit längerem von „Schau" giftig zu schwärmen, allerdings stets nur vom Funktionalen dieser angeblichen Erkenntnisart; das Was solcher Schau, immer verschwiegen, wird, fürchte ich, bestenfalls Majestätisch-Gestaltloses sein, dessen Ungiltigkeit seit 1781 feststeht. Jede ihrer „Intuitionen" ist mit der Vernunftkritik widerlegbar, jeder ihrer Sätze ein fluoreszierender Denkfehler. Gleichviel ob sie schwindeln oder echt sind, diese Monomanen der Möglichkeit von Metaphysik: eine Gefahr bedeuten sie so und so; denn sie machen, unter Berufung auf ihre „grosse" und „göttliche", nur eben a priori vergebliche, im Keim unmögliche Aufgabe, die Aufgaben, die sich der Tätige stellt, verächtlich.

Besonders auf den Begriff des Fortschritts häufen sie allen verfügbaren Spott. Sie nennen den Beweggrund derer, die helfen, bessern, umstürzen wollen, „den Wahn vom bösen Anfang und vom guten Ende" (Friedrich Wolters); und mit

tieftuenden Floskeln wie „die Menschheit geht nicht, sondern steht" — nur „der eine Mensch" gehe — setzen sie sich über koexistentielle Verpflichtungen unbekümmert hinweg. „Steht" nun die Menschheit wirklich? Für solchen Satz spräche nichts. Nein, sie ist, wie man sehen kann, in ständiger Bewegung, und ein ganz kalter Skeptiker darf höchstens vermuten: sie tritt vielleicht auf der Stelle. Aber um dies zu entscheiden, müsste sich jemand schon auf einen aussermenschheitlichen Standpunkt begeben — was selbst dem gottähnlichsten Neukatholiken wohl schwer fallen wird!

In Wahrheit ist Fortschritt weder durch gewisse Parteien kompromittiert noch dadurch, dass er metaphysisch sich nicht ermitteln lässt. Vom Standpunkte eines Wollens aus gibt es Fortschritt; denn Wollen kennt Gut und Schlecht. Und die, welche dem Fortschritt widersprechen, widersprechen sich selbst; denn hielten sie den Sieg un-fortschrittlicher Gesinnung nicht für einen Fortschritt, dann würden sie doch schweigen. Also nicht, ob Fortschritt oder keiner, sondern wohin geschritten werden müsse, scheint die Frage zu sein. Der rümpfende Mystagog beantwortet sie nicht; er entzieht sich ihr. —

Allein wir standen bei dem Problem, ob etwa Welt-Einsicht ein wichtigeres Ziel wäre als Welt-Verbesserung; und erfuhren, zu welch trüber Resignation das intellektuale Gewissen uns zwingt. (Freilich zwingt es uns auch, die metaphysische Haltung nie ganz aufzugeben. „Durch den Nachweis," sagt Max Steiner, „dass wir kein Recht haben, metaphysische Fragen zu stellen, wird das Bedürfnis nach ihnen nicht beseitigt." Jede geistige Äusserung, die nicht ein Bewusstsein der unausweichlich metaphysischen Situation des Menschenherzens würde erkennen lassen, wäre nicht eigentlich geistig; Imperativitäten ohne Weltgefühl, ohne Rätselschwermut, die unhörbar-hörbar mitschwänge, trügen das Mal mangelnder Tiefe; mangelnder Menschlichkeit. Metaphysik erweist sich als eine offene Frage, die ewig offen, doch ewig Frage bleibt.)

Ist aber Erkenntnis des Höchsten uns versagt, so bedeutet erkennerisches Eingestelltsein schlechthin, auf notwendig subalterne Objekte, einen Luxus. Mindestens, solange Dringenderes noch der Erfüllung harrt. Findet uns die Vernunft hinsichtlich unsrer wesentlichen und primären Befragungen mit einem Achselzucken in aeternum ab, so lernt unsere Neugier (denn darüber kommen wir nie hinweg) auf die unwesentlichen und sekundären rasch verzichten. Die „wissenschaftliche" Neugier aber, mag sie auch mit Wichtigkeit und Leichenbittermiene auftreten, ja als das sittliche Prinzip an sich und die Inkarnation der Idee aller Würde, konrangiert mit dem Drang des letzten Strassenjungen, ein Kinematographentheater zu besuchen. (Damit ist die wissenschaftliche Neugierde so wenig verurteilt wie der Kinodrang des Bengels; wir sind keine Puritaner; bestritten wird nur, dass dem, was Fakultäten und würdige Akademien treiben, über den platten Lust- und nüchternen Nutzwert hinaus ein „ethischer" Wertzukomme.)

Der metaphysisch Gescheiterte — und welcher Gescheite, der obendrein redlich ist, müsste nicht metaphysisch scheitern! — rettet sich gern in den Hafen der Kunst. Die Kunst erlaubt ihm, seine geistigen Qualen weiter zu pflegen, und hat dabei etwas so angenehm Unverbindliches: nach Herzenslust darf er in ihrem Bereich metaphysizieren, ohne im geringsten zur Wahrheit verpflichtet zu sein. Im Tempel der Poesie wäre es ja Lästerung, die Frage „richtig oder falsch?" überhaupt nur aufzuwerfen. Der Schwindel „Psychologismus", dieser nette Kniff, Tragischem zu entfliehen, tritt hier mit grossem Applomb zugleich als Forderung auf: Anstatt die quälenden Rätsel zu lösen, solle man vielmehr den Prozess ihres Entstehens im Gemüte — lehrt er — verfolgen und das Tatsächliche der sie verwickelt umwogenden Gefühle gewissenhaft aufzeichnen. Eine schmerzvolle Frage wird erlebt, ... aber kraft des psychologischen Hokuspokus ist die Frage plötzlich verschwunden und bloss das Erlebnis des Schmerzes ist da. Die Kunst hält es fest, das Er-

lebnis, — nicht ohne unter der Hand etliche Sensationen dabei herauszuschlagen: für Auge, Ohr und Geschlecht.

Von hier aus, das muss man bekennen, erscheint sie als etwas glattweg Bespuckbares. Doch gerade von hier aus sah die Verehrung sie letzthin dauernd. Es herrschten über Kunst die blödsinnigsten Vorstellungen: — artistische! Aber in Wahrheit sind alle wirklich grossen Kunstwerke, will sagen alle, welche Geister umrichteten, Herzen umrissen, gross gewesen nicht durch die Vollkommenheit ihres spezifisch Kunsthaften, sondern durch die Mächtigkeit des Bildes ihrer gewollten Welt; durch die Wucht ihres Bejahens und Verneinens, Verherrlichens und Verfluchens; durch die postulative Flamme, die aus ihnen schlug; durch die Erhabenheit ihres Was, ihrer Idee, ihres Ziels, ihres Ethos. An allen grossen Kunstwerken ist, dass sie Kunstwerke sind (und nicht Religionen, nicht Philosophien, nicht Politiken), Zufall und Nebensache. Zieht man von einem ihrer den Gehalt, die Idee, das Moralische ab, so dass ihr „Gestaltetes" bleibt, — dann bleibt ein Schmarren! Es bleibt: das Dokument einer allenfalls erfreulichen Fertigkeit; die Fixierung von Seiendem, in bestimmter, ästhetisch angenehmer, daher assoziativ wirkender, Erinnerungen erleichternder, zentripetale Affekte begünstigender Form. Form nun, als solche, ist leer; und Projektion von Realem (erst recht von phantastisch-Ersonnenem!) auf eine eigentümliche, „musische" Ebene jenseits des Realen: ein müssiger Zeitvertreib, der nur die Summe des Behagens und Beharrens auf der Welt vermehrt. Nimmt man Kunst nicht „politisch", nicht als Index einer ganz äusserlichen Rubrizierung, nicht als Einzel- und Zufallsmethode der Aktivität des Geistes überhaupt, vielmehr in der marktgängigen engeren Bedeutung: als das Spezifische, Formmässige, eben „Artistische" der Werke, nach Abzug des allgemein Geistigen, Gesinnunglichen, Ethischen (meist erübrigt sich übrigens der Abzug!), so ist zu sagen: Kunst heisst ein ohnmächtiges Plagiieren Gottes, eine fade Repetition. Sie mag in das Leben primitiver Stämme passen, denen von ver-

nünftigerem Beginnen noch nichts schwant. Kinder dürfen närrisch sein: Narrenhände beschmieren Tisch und Wände. (Und Schreibpapier.) Prinzipiell sind Bildchen Urhafter auf Höhlenwänden Afrikas und jene subtilsten „Bilder" R. M. Rilke's genau dasselbe: Nachzeichnungen eines Seins. Der Primitive und der Hochgestufte, beide begehen ihr Sein artistisch noch einmal — als ob in der Welt alles zum besten wäre. Übrigens fällt der Vergleich, streng genommen, zum Nachteil des Komplizierten aus; während nämlich das Naturkind unbefangen, spielerisch, ganz ethosfrei das Kindische tut, vollzieht dieser es (auf höherer Stufe) mit Vorsatz, Ernst und Würde. Seine Abschreiberei des Seienden gebärdet sich recht anspruchsvoll: das Irrevolutionäre dieser Beschäftigung preist Rilke zwischen den Zeilen seiner Verse geradezu als vornehm — und nicht nur zwischen den Zeilen. Sehr eindeutig erklärt er („Stundenbuch", Seite 60) die Strebung ins Seinsollende für „Hoffart", und er verwirft, dass Menschen „in einer Freiheit leeren Raum" drängen, statt, „klugen Kräften hingegeben", „in die weitesten Geleise sich still und willig einzureihn". Es ist bekannt: die Gestaltenden mildern nicht das Unglück der Anderen, sondern schroten das eigne aus; aber der hier möchte sogar den Nichtgestaltern die Auflehnung gegen das Schicksal vergällen. Quiete Praxis genügt ihm nicht; er treibt quietistische Propaganda. „Selig sind, die niemals sich entfernten und still im Regen standen ohne Dach" — diese verruchte Parole eines tiefsinnigen Volksverdummers ist zugleich Definition: mit ihr hat jemand, ohne es zu wollen, den Typus „Künstler" endgültig bezeichnet und — erledigt.

Wir sind die Unseligen. Wir sind nicht willig. Wir werden im Regen nicht stille stehn. Bedeutet Welt-Einsicht eine vergebliche Aufgabe, so heisst uns Welt-Wiederholung eine erbärmliche. Und es verharrt als einziges Ziel von Hoffnung und Grösse: die Welt-Verbesserung. Wir leiten es nicht aus dumpfen Moralen ab; es springt aus unserm schärfsten und heitersten Denken.

Zwei allgemeine Mittel, die Welt zu verbessern, gibt es: ein direktes und anständiges, ein indirektes und schmieriges. Das anständige Mittel besteht darin, die Dinge zu ändern; das schmierige: die Menschen. Das schmierige: die Menschen nicht etwa zum Ändern der Dinge bereiter und stärker zu machen; solch Wandel wäre ja nur erwünscht, Revolutionierung der Köpfe muss jedem dinglichen Umsturz vorangehn; sondern sie dahin zu bringen, dass ihnen kein Ding mehr ändernswert scheint. Lüge, Suggestion, Religion vermögen es, eine Seele so zu verrücken, dass sie das Schlechte der empirischen Welt nicht mehr als schlecht erlebt, vielmehr in Anbetracht des „ewigen" Heils als unerheblich, oder, kraft einer vollkommenen Intoxikation des Willens und Umkrempelung der Instinkte, sogar als gut und göttlich und als den zur wahren Erzeugung des sittlichen Charakters, zur Prüfung und Läuterung unumgänglich notwendigen „Widerstand". Alle „irrationalen" Bedenken gegen reformatorische Aktivität laufen auf Verherrlichung dieses Betrugsmanövers hinaus. Es ist sehr bequem, sich der Pflicht, den Bruder von einem bösen Schicksal zu befreien, inderart zu entledigen, dass man ihn von der Überzeugung befreit, sein Schicksal sei böse. Höchst schlau: statt in den Magen des Hungernden Brot zu tun, ihm eine Metaphysik in den Bauch zu reden. (Die erstunkene und erlogne Metaphysik der „Arbeit" zum Beispiel. Der Arbeit moralischen Selbstwert zuzuschreiben, sie womöglich als den Sinn des Lebens zu verkünden, war seit Jahrtausenden die heuchlerische Taktik Privilegierter, die ihre Sklaven bei guter Laune erhalten wollten.) Jemand hat ein Geschwür, das ihn schmerzt; man sticht es ihm nicht auf, gibt ihm auch nicht etwa Medikamente, aber dafür die Suggestion ein, er habe gar keines! Und wirklich: falls er schwach genug war, sich's suggerieren zu lassen, verschwinden die Schmerzen; doch seine Leiblichkeit leidet sehr, und er stirbt sicher viel früher, als wenn man das Geschwür direkt und „rational" behandelt, nämlich beseitigt hätte.

Weltverbesserung durch „Besserung" im Sinne der Bussprediger, durch Wandelung der Seelen zu ersetzen, wäre demnach schmählichstes Kurpfuschertum. Nur insofern kommt Besserung der Gemüter auch gerade für untranszendente Melioristik in Betracht, als Besserung . . . stärkere Geneigtheit zu persönlicher Teilnahme am Ändern der Welt bedeuten würde. Erziehung also bleibt auch künftig ein wichtiges Mittel; allerdings keine Mucker-Erziehung zu Demut und diversen Enthaltsamkeiten (zum Beispiel: vom Geiste), sondern Erziehung zur Aktivität. Erziehung der Jugend, Erziehung des Volkes; durch Schule, Hochschulen, Wanderredner; durch die Bühne und das gedruckte Wort. In der Tat wären die Zustände bereits gebessert, sobald mehr Menschen als heute sie zu bessern entschlossen sind . . . oder die, die es heute schon sind, mit heftigerer Inbrunst ans Werk gehn.

Nicht „erkennen" will ich; nicht „gestalten" will ich, sondern — ich will. Doch auf die sarkastische Frage, was ich denn wolle (die mit Vorliebe von solchen gestellt wird, die ihrerseits gar nichts wollen), darf ich getrost die Antwort so lange schuldig bleiben, als die Würde des Wollens an sich bezweifelt wird. Dem Ontologen*) sind wir zu keinem Programm verpflichtet — es sei denn das formale: Deontologie*)!

Sind wir freilich unter uns, wir Deontologen, so wird mit schöner Begeisterung über das Gemeinsame der Denkart wenig getan sein. Wissen wir einmal, dass wir wollen, dann müssen wir Klarheit darüber zu gewinnen suchen, was wir wollen. Unekstatische, ganz begriffliche Klarheit. Und es wird sich schwer vermeiden lassen, dass wir uns auf ein Programm einigen. Tumultuarisch draufloszuarbeiten und abzuwarten, bis das Programm plötzlich von selbst, wie durch ein Wunder, dastehe, wäre knabenhafte Überschätzung „organischen" Wachstums zu ungunsten rationaler Verfestigung. Kämpfen an sich ist ohne Wert; man muss wissen,

*) τὸ ὄν: das was ist; τὸ δέον: das was not tut

wofür man kämpft; und zwar recht genau, präzis, konkret, substanziiert. Substanzloser Idealismus bleibt Strohfeuer. So wenig die kühl-theoretische Aufstellung einer Utopia irgend helfen würde, vielmehr die heisse, handgreifliche Methode ihrer Verwirklichung hinzutreten muss (Buber: „Richtung ohne Bewegung ist lahm"), so wenig frommt blosse Geschäftigkeit, und mag sie noch so heroische Gesten machen. Jedes sozial-agitative Vorgehen ist Schwindel, ehe nicht im Hirn des Agitators die Idee, als deren Werkzeug allein es Sinn hat, mit höchster Helligkeit erstrahlt. Verschwommene Propaganda stiftet mehr Schaden als gar keine; „Bewegung ohne Richtung ist blind." Höre ich zum Exempel von „moderner Jugendbewegung" reden, so schöpfe ich zwar schon deshalb Verdacht, weil „modern" für eine gute Sache die altmodischste Bezeichnung ist, namentlich aber darum, weil ich, bei aller Antipathie gegen Unjugend und Ruhe, mir unter „Bewegung" eines Menschentrupps nichts Gescheites vorstellen kann, solange man mir verheimlicht, wohin er sich bewege. Und in der Mehrzahl der Fälle, leider, verheimlicht er's sich selbst!

* *
*

Dies Grundsätzliche vorangeschickt, muss nun endlich verraten werden, wohin wir wollen. Klipp und klar sei es ausgesprochen: Wir wollen, bei lebendigem Leibe, ins Paradies.

Das ist utopisch, doch nicht phantastisch. Nämlich das Paradies ist kein Garten Eden, es sieht eher aus wie eine schöne, ganz grosse Stadt. Aber es ist ein Ort, der allen seinen Bewohnern erlaubt, nichts denn vital zu sein; und zur Vitalität gehört mehr als das Animalische.

Das Paradies ist der Ort, an dem es jedem gut geht: in leiblicher, seelischer und Gott weiss welcher Beziehung. Über des Paradieses Insassen (die nicht Schemen noch Engel sind, sondern Menschen) herrscht das Glück der unbewussten Kreatur — ohne die Dumpfheit des Unbewussten.

Das Paradies kennt keine Armut, bloss Verschiedenheit

der Bedürfnisse; keine Krankheit, bloss den Rhythmus des Turgor: ein zeugungsstarkes Ab und Auf zwischen Müdheit und Überschwang.

Im Paradies ist Feindschaft (weil die Herrlichkeit der Freundschaft ohne sie nicht möglich wäre), doch keine Niedertracht; Hass — um der Liebe willen —, doch keine Lüge. Nicht wüsten Krieg der Körper gibt es, wohl Kampf; nicht Arbeit, wohl Tätigkeit; nicht Dienst, wohl Werk.

Recht und Macht koinzidieren: so dass Macht als Einrichtung überflüssig wird. Der Wertbegriff, angewandt auf Menschen, ist aufgehoben; denn es reiht sich jeder gemäss seinem natürlichen Range dem heiligen Bau der Gemeinschaft von selber ein. Alle stehen auf ihrem Platz.

Das Paradies ist nicht arkadisch (obschon der Liebhaber auch Arkadisches in ihm findet); vielmehr zeigt es die fabelhafteste Zivilisation — mit Industrie, Technik, Börse, Schule, Verkehr, allem. Man trifft im Paradies sogar Zeitungen an; sie sind ebenso unentbehrlich wie die Wasserklosetts.

Das Geschlechtliche tritt hier unschuldig auf, als aparte Funktion der Menschennatur, ähnlich Durst und Hunger. Man nimmt kein Blatt vor den Mund, und vor andre Teile kein' Feigenblatt — wenigstens nie aus Scham eines, höchstens aus Differenziertheit.

Man verübelt es nicht dem Apfelbaum, dass er Frucht ansetzt, und dem Mädchen nicht, wenn es Mutter wird. Im Paradies dürfen selbst die Varietäten sich lieben.

Das Paradies ist Ziel, folglich ziel-los; es ist die legitime Stätte der Künste. Auch des Schmausens, der „Wissenschaft um ihrer selbst willen" und andrer Vergnügungen, deren unrechtmässige Vorwegnahme sich heute „Kultur" nennt. Der Ernst im Paradiese ist der Ernst im Spiel.

Wenn Geist den Inbegriff aller Bemühungen um Besserung des Loses der Menschheit bedeutet, dann wird die merkwürdigste Eigenschaft des Paradieses sein: es ist frei von Geist.

Man möge daraus aber nicht den Schluss ziehen, dass jede Gegend, die frei von Geist ist, das Paradies wäre. Der Fall

liegt umgekehrt. Das Paradies, sehr ernsthaft gesprochen, ist diejenige Lebensordnung, unter der die Menschheit Geist nicht mehr nötig hat. Sie zu verwirklichen — dazu ist ein ungeheurer Aufwand an Geist nötig. Wir müssen den Geist ins Unendliche steigern, bis er, auf der Spitze eines unendlich fernen Augenblicks, in sich zusammensinke. Es bleibt seine Tragik, es bleibt seine Grösse, einem Ziel entgegenzustreben, welches, erreicht, ihn entbehrlich macht. Aber die Vorstellung von einem geist-freien Paradiese — diese Süssigkeit ist auch nur dem gespanntesten, kriegerischsten, ungestümsten, dem sich emporwerfendsten Geiste erlaubt; nur wer hart und widerstandsfest genug ist, sich nicht von ihr beirren zu lassen, wird überhaupt fähig sein, sie auszukosten. Die heiligste Form des Sybaritentums, der erhabenste Hedonismus (dessen Wirklichkeit im Unendlichen leuchtet) liegt hinter einem Maximum asketischer Aktivität. Freilich: diese zu kanonisieren, zu verabsolutieren, sie zum Wert an sich zu erheben und als Selbstziel hinzustellen, wäre sublimstes Quäkertum, mit Nietzsche's Worten: der letzte Fallstrick, den die Moral legt. Gerade wer im Endlichen, von Bluts- und von Hirneswegen, der Ruhe unerbittlichster Feind ist, hat Recht und Pflicht, den bakuninianischen Satz, in der Unendlichkeit sei Katastrophik, Explosion, Revolte, Bewegung das schlechthin Gute, als Dogma zurückzuweisen. (Psychologisch geredet: als die Pedanterie höherer Neurastheniker.) Ziel, letzten Endes, kann nur das Glück sein, das reinste Glück aller, die zum Glücke begabt sind. Die Dummheit der trivialen Eudämonistik liegt darin, dass sie glaubt, den Menschen dies Glück so mir nichts dir nichts, ohne Umweg, versetzen zu können. Klebemarken machen in der Tat nicht selig, Einführung der Arbeiter in Biologie und Biographie ebenfalls nicht, nicht einmal künstlerischer Hausrat; (— so verkehrt es auch wäre, das immerhin Beglückende von Sozialpolitik, Aufklärung, volkstümlicher Kunst ausser Betracht zu lassen). Der unumgängliche Umweg zum Paradieses-Glück ist der Geist. Das „Glück" des

sozialen Utilitariers, eine platte Erbärmlichkeit, ist von diesem Glücke weiter entfernt, als die „glücks"fremde Aktivität des Melioristen. Nur wer aufs Ganze geht, hat Aussicht, es zu erreichen — wenn auch erst in der Person eines fast undenkbar späten Nachfahren. Der Geist ist die Kraft, die aufs Ganze geht; nicht mit blasierter Verschmähung alles Vorläufigen und alles Teilweisen, doch mit brennendem, bohrendem Blick hindurch durch das Vorläufig-Teilweise . . . zum Ganzen.

Zwischen dem Wohle des Selbstlings aber und der Göttlichkeit des Paradieses breitet sich: die Verantwortung. Sie gestattet nicht, dass der Einzelne sichs erfülle, — es sei denn, dass er alles darangesetzt hat, den Weg dorthin der Gemeinschaft zu öffnen.

Geist ist: das Streben der Verantwortung, die Andern mitzureissen, sie mitverantwortlich zu machen; ist die Expansionstendenz der Verantwortung. Jener Augenblick, da, in höchster Inbrunst, sich alle verantwortlich fühlen, wäre der, in welchem der Geist seine Aufgabe vollendet hätte und überflüssig würde; es wäre: der Moment der Geburt des Paradieses. Liegt er — wie man sagen muss — im Unendlichen, so hat der Geist eine unendliche Aufgabe.

Sie zu erfüllen, bedarf er der Macht.

Angehörige der Partei des deutschen Geistes! Nun oder nie wird euch zufallen, was ihr so lange erstrebtet: die Macht! Der Geist — Herr im Volk: diese zu segnende Lage, durch Menschenalter ein schmerzlicher Traum, wird morgen lebendigste Gegenwart sein — falls ihr nur wollet.

Was war der Geist gestern? Einer Abseitsgruppe unwirksame Besonderheit. Was muss er morgen werden? König im Lande!

Allerdings hatte der gestrige seine Ohnmacht reichlich verdient. Der gestrige Geist (ich spreche vom Typus) war reflexiv und bloss Schöngeist. In welchen „intellektuellen" Schädel ging denn die Möglichkeit, dass Geist einen andern Zweck hätte als den seiner selbst? Dass er etwa gar das genaue

Gegenteil von Selbstzweck wäre: nämlich Inbegriff alles höchsten Tuns zu Zwecken des Lebens? Den Tiefsinnigsten galt Geist als eine bestimmte unbestimmbare Attitüde, ein übernatürliches, in sich kreisendes und in sich begründetes „Objektives", ein zielloses Wunder, dessen Verwirklichung der Sinn der menschlichen Gesellschaft sei. Wohlgemerkt: nicht Sinn des Geistes: die Verwirklichung der Gesellschaft (jener ethischen, postulierten, paradiesischen), sondern — umgekehrt! Man mutete dem Demiurgos zu, mit dem gewaltigen Aufwand an Welt nur eines welt-freien Geistes Evolution bezweckt zu haben. Aber diese sinnenfeindliche Lehre ist pfäffisch und blasphemisch: sie macht die Welt schlecht, wie das Christentum den Leib schlecht machte. Nicht die Welt zu überwinden gilt es, zum Geiste hin, sondern durch Geist die Welt so zu gestalten, dass sie Geist nicht mehr nötig hat. Geist ist aus Not geboren, also ärmer als Welt. So wahr ihm der Vorrang gebührt vor allen Nützlichkeiten verantwortungsloser Bürger, und in der Empirie überhaupt vor allen Sinnen, so wahr ist im Unendlichen nicht er die Instanz, vor deren Entscheid sich das Leben zu beugen hätte, sondern das Leben die Instanz, vor der sich der Geist verantworten muss. „Alles Leben im Dienst des Geistes!" gilt erst, wenn aller Geist im Dienste des Lebens steht. Verehrung einer „in sich ruhenden" Geistigkeit, die nicht aufs Leben abzielen, nicht Ziel, sondern Spiel sein würde, ist Götzenkult. Niemand wird in Abrede stellen, dass, auf dem schwierigen, verzweigten und ungeheuren Wege zwischen Leben und Leben, der Geist oft selbständige Gesetzmässigkeiten entwickelt und entwickeln muss; was sich aber gestern als Geist hervorgewagt hat, als Philosophie zumal und als Kunst, das ist grossenteils kein Geist mehr gewesen, sondern sensationelles Spielen mit geistigen Mitteln; ein verfeinter Mangel an Aufgabe.

Anstelle von Philosophie machte Erkenntnistheorie sich breit (der doch nur präphilosophischer Belang zukommt): statt des Denkens systematische Grübelei über das Wie des

Denkens, — vom historischen Wahnsinn zu schweigen. Die Ethik befahl nicht „so soll geschehen", sondern untersuchte, warum und weshalb befohlen wird, dass so oder so geschehe; Relativismus und Psychologismus waren Trumpf. In den Künsten mästete sich die Ideenlosigkeit, bis zum Ersticken, an dem unerschöpflichen Fett des Gemeinplatzes, die Kunst sei „zwecklos"; ihn trompetet — und man war „tief" und aller moralischen Verpflichtung enthoben. Sagenhafte Malereikämpfe drehten sich um Technik, Stil, Mache, Methode, stets um das Wie; und die Dichter, täglich entschlossener, degradierten ihren Genius zum Reporter des Innenlebens. Ausgestorben beinahe war jene Art von Kunst und Schrifttum, die Feuer und Flamme ist.

Wo sie noch brannte, die Flamme, begehrte sie nicht zu zünden; sie entzückte bloss — die Amateure des Flammenden. Unser imperativster Lyriker, um nur ja das Nicht-realwerden seiner Impulse, den gänzlich artistischen und garnicht politischen Effekt seiner durchaus politisch gefühlten Dichtungen zu beschönigen, braute sich eine Theorie zurecht, wonach es dem Ethos des Künstlers geradezu untersagt wäre, sich aus dem „musischen" Reich neben der Wirklichkeit ins Dreidimensionale zu ergiessen.

„Ich weiss, dass eine Idee nur so lange etwas wert ist, als sie nicht zur Tat banalisiert wird," verriet ein anderer. Er predigte: die Idee als Genussmittel, die Idee als Zeitvertreib, die Idee als Spass . . . und kam sich unerhört revolutionär damit vor. Seine Seele war konservativer als der Steiss eines Grossgrundbesitzers. Jenes selben, dessen Interessen diese Originellen und Negationisten, fünfzehn Jahre später, sämtlich als Schmöcke dienen werden.

So vernachlässigte man masslos das Problem der menschlichen Koexistenz. In seinem Elfenbeinturm stak man — und draussen blieb alles beim alten. Man war benervt, kompliziert und feinsinnig, furchtbar feinsinnig, — schliesslich liess man den Weltkrieg zu. (Nicht Minister, nicht Militärs, nicht Grossfürsten: L'art pour l'art hat ihn verschuldet.)

Das Sinnbild der letzten Geistigkeit war ein Kreis, kein Keil. Statt in das Gegebne zu stossen, umfasste sie das Gegebene. Erfolgreicher vielleicht und sicher „interessanter" als je zuvor, ergriff sie das, was ist; das, was sein soll, warf sie völlig zur Seite. Nichts war ja verrufener als alles Willensmässige, Räsonnierende, Tendenziöse, Utopische; dieser Geist tat sich wer weiss etwas zugute auf sein Freisein von jeder Lust, ins Wirkliche wirklich einzugreifen. Nie hat es eine Kultur gegeben, so rasend unpolitisch wie diese.

Aber der Geistige von morgen muss ein Eingreifender sein, kein Ausgeschlossener mehr und bloss formulierend Danebenstehender; nicht länger Statist, sondern Held.

Das psychologische Zeitalter ist vorüber, und das politische begann. Untätiger Tiefsinn sank im Kurse; der Fadian der Nur-Innerlichkeit, der niemals zeugende, blasse Ritter hat ausgespielt.

Elegantes Polyhistorenwesen, untermischt mit preziöser Erotik (die „philosophisch" tut), Dandygeschwätz, Bibliophilie und Raffiniertenkoketterie — auch im sehr Hirnlichen —, die hochmütige Analysis und die spitz-lyreske Emphase, Theater-Massenmystik, Ballettmetaphysik, das Ernstnehmen von Décor, Kostüm, Gestus, Mittelalter, Shakespearepossen, Pritzelpuppen, Solotänzern, Tenören, der affige Musikkult, Holzschnitt- und Antiquitätenpflege, der Inhalt dessen, was man mit der Vorstellung „Hofmannsthal" verknüpft, sämtliche Gewebe „niveau"-haften Zartsinns und jene jüngste Frechheit, auf eine mondäne Art „katholisch" zu sein — all dies darf nicht mehr sich spreizen. Fährt uns nochmal einer mit der Puderquaste ins Gesicht, so wird er gelyncht!

Ihr, die ich meine, pfeift auf ein „musisches" Reich neben der Wirklichkeit; euer Geist ist kein Luxusartikel, kein Exsudat enger Egozentriker; euer Geist ist Geist, der das Dasein lenkt. Redner, Lehrer, Aufklärer, Aufwiegler, Bündegründer, Gesetzgeber, Propheten seid ihr; ihr wollt nicht betrachten, ihr wollt bewirken. Geist ist Ziel; man höre auf, euch „In-

tellektuelle" zu schelten; fortab soll „Willentliche" euer Ehrenname sein!

Doch es genügt keineswegs, dass sich der Geist morgen mit neuen Inhalten erfüllt; um zur Macht zu gelangen, muss er vor allem eine neue Taktik befolgen.

Wir (wenn es erlaubt ist, „wir" zu sagen), warum haben wir bisher nichts, aber auch garnichts erreicht? Warum blieb jeder geistige Schritt wirkungslos? — Leicht zu begreifen! — Wegen unsres Individualismus, unserer Vereinzelung, Verinselung, Ichkultur, wegen der Sucht jedes, sich zu unterscheiden, wegen unsrer partikulären Ehrgeize, unsres Pochens auf „Persönlichkeit". Weil wir von den „Kaffern" — Organisation nicht lernen mochten; weil es den Besten unter uns nicht gelang, der göttlichen Mitte inne zu werden zwischen Genie und Disziplin. Jeder stand in seinem privaten Laboratorium und analysierte; jeder kniete vor seinem privaten Altärchen und ekstasierte; jeder sass auf seinem privaten Töpfchen und produzierte.

Der Starke ist am mächtigsten allein? Du dummer, du höchst bezweifelbarer Sinnspruch! Was ist ein Starker gegen Millionen Schwache? — Aber auch nur zwanzig Starke, in Glut verbunden, wären gegen eine Milliarde Schwache, die bloss die gemeinsame Schwäche eint, allerdings etwas.

Geistige, schliessen wir einen Bund! Diese Leuchtkugel (noch tobt der Krieg) . . . diese Leuchtkugel will ich in eure Himmel werfen. Schliessen wir einen Bund, damit das, worüber wir seit Jahrtausenden einig sind und wovon nichts real geworden ist, endlich ins Leben einströme.

Was wollen wir? Das Paradies. Wer erringt es? Der Geist. Was braucht er dazu? Macht. Wie gewinnt er die? Durch Zusammenschluss.

Seid nicht stolz und lächelt nicht! Mag der Gedanke alt sein, er bleibt so lange jung, als er nicht Tat ward; ihr müsst euch abgewöhnen, den Prickel des Niedagewesenen zum Wertmass zu machen. Vergesst die Eitelkeiten eures zufälligen Sonderwissens und -könnens, eurer zufälligen Ent-

zweiungen, eurer Komments. Was taugt es, „originell" zu sein? Jeder Narr ist originell. Erst erreicht! dann trachtet nach Neuem. Weiht euch, Geistige, endlich — dem Dienst des Geistes; des heiligen Geistes; des tätigen Geistes; erfüllt euch mit Idee und atmet Verwirklichung!

Schliesst euch zusammen . . . um zu herrschen.

Ich mag es meinem verehrten Max Brod nicht glauben, dass bei solcher „Zusammenballung aller Geistigen" „nur ihr einander Widerstrebendes zum Ausbruch käme"; ich rechne mit einem höheren Grade von Selbsterziehung. Und was der eigene gute Wille nicht leisten kann, das bringt vielleicht, wider Willen, ein böser Druck von aussen fertig. Man muss die Erneuerung eines Versuchs, der unter schwierigen Umständen von wenig geeigneten oder nur halb entschlossenen Leuten angestellt, mal früher misslang, nicht grämlich ablehnen, weil er misslang; denn Leute und Umstände könnten sich inzwischen geändert haben! Es gibt keine „Erfahrungen"; und apriorischer Unkenruf widerlegt die Möglichkeit dessen, was viele wollen, erst recht nicht. Der Optimismus jedoch, der von der „Durchsetzung aller wirklich kulturwichtigen positiven Politikparteien mit geistigen Fermenten" träumt, übersieht, dass die „positiven Politikparteien" rapide zu Vertreterinnen nacktester Wirtschaftsinteressen herabsanken (gerade die linkeren!), und dass sie sich, mit einer ans Leidenschaftliche grenzenden Hartnäckigkeit, gegen alle Befruchtung durch Geist wehren. Die positive Politikpartei ist eine alte Jungfer, die den Geist als Vergewaltiger fürchtet und verabscheut . . und kreischt, wenn er naht. Er aber sollte sich wahrlich frischere Objekte zum Notzüchtigen aussuchen.

Also: nicht in bestehende Parteien kriechen, sondern selbst eine bilden! Jawohl, eine „Partei der Geistigen".

„Unsoziale Atomistik"? Wer spricht denn davon, dass wir das Volk würden ausschliessen wollen; dass wir ein Offizierkorps zu sein wünschten, ohne Soldaten? Es ist überhaupt nicht so, dass es die Geistigen gibt und zweitens das Volk — eine Trennung wie zweier Rassen. Der geistige Mensch ist

Funktion des Volkes; in ihm werden dem Volk seine Nöte bewusst, in ihm denkt es. Darum wäre der Geist als Machthaber niemals Tyrann; das Volk hat ihm von Anbeginn die Herrschaft stillschweigend übertragen; es kann garnicht anders wollen, als dass er Herr sei; ist er doch das Lebendige des Volkes selbst, sein Tiefstes und seine Krone.

Wo es sich gegen ihn wendet, steht es unter dem Zwang seiner schlimmen Instinkte. Demos ist nicht Ochlos, Volk nicht Publikum. Dieses wird, wie gestern so morgen, die blöde und unsittliche Masse sein, die „verhöhnt, was sie nicht versteht"; alles Wollenden Widerpart; das Prinzip der Beharrung; träge, gefrässig, geil, flach und frech; eine Schmutzherde, selber ganz des Gefühls der Verantwortung bar, dafür jeden, der es besitzt, unerbittlich hassend und hemmend.

Aber das Publikum ist nicht das Volk.

Geist . . er denkt immer für das Volk und immer gegen das Publikum. Geist, so un-atomistisch wie nur möglich, zieht aus der Gesamtheit der Gemeinschaft — wie der Magnet aus einem Haufen Metallsplitter die Eisenspäne — jene Elemente an sich, die „Volk" sind; verbindet sie seiner Kraft und, durch seine Kraft, miteinander.

Dem, was man Massenagitation nennt, ist diese Aktivität des Geistes wenig verwandt. Es bleibt ein Irrtum, die Pyramide der menschlichen Gesellschaft ausschliesslich von der Basis her bearbeiten zu wollen. Die kräftigere Methode ist die von oben. Man kann den Massen mit höchstem Mitleid, mehr: mit höchstem Pflichtgefühl, mehr: mit höchster Liebe gegenüberstehen — und wird ihnen doch immer „gegenüberstehen", das heisst als ein Fremder. Gewiss, die Geistigen sind keine Kaste oder Gilde, in die hinein jemand geboren wird, und wohl erwächst hie und da auch aus der Masse Geist (der sich den Geistern bald anschliesst und einreiht); aber die Massen als solche sind ungeistig. Sie werden für die rohen Lüste des Kadavers alles, für die Beseitigung seiner Nöte einiges tun, für den Geist nichts. Man möge dahin

arbeiten, dass es anders wird: man muss damit rechnen, dass es so ist. Deshalb verändert heute, wer zu fünfzig Studenten spricht, die Welt kaum, . . doch stärker, als wer das gleiche, mit notgedrungen abweichender Einstellung, zu fünftausend Arbeitern spricht. Schliesslich sickert der Geist dennoch nach unten.

Gewisse Literaten, die sich schämen, es zu sein, und, berauscht vom süssen Traum der Rolle eines Tribunen, durchaus ihr Bestes fortwerfen möchten, durchaus sich vereinfachen, vergröbern, verplebsen (es gelingt ihnen oft auffallend leicht!), sollten bedenken, dass selbst das Verdienst an ihrer Lieblingsbegebenheit, der Grande Révolution, nicht den Häuptlingen jenes gewaltsamen Pöbels zukommt, der sie eigentlich „machte", — sondern Montesquieu, Voltaire, Rousseau . . ., welche ihrerseits weder Masse waren noch auch zur Masse sprachen, vielmehr zu jener (schwerbestimmbaren) Schicht, die überall den Schöpferisch-Geistigen und der Masse zwischengelagert ist, und die ich gern mit zum Geiste zähle.

Es kommt demnach allerdings auf das Magnetwerden des Geistes, mit anderm Gleichnis: auf den „Fischzug" an, — aber wirklich nicht aufs brutale Wieviel, sondern auf Intensität. Die intensive Propaganda — sie ist es, die ein Bund leisten könnte.

Welche Menschen nun sollen ihn bilden? Antwort: die Geistigen. Indes vielleicht klingt — trotz allem, was bisher angeführt ward — der Ton dieses Worts manchem Ohre noch unrein; hier gilt, wenn irgendwo: Helligkeit, Bestimmtheit, Kontur. (Obschon das Heiligste nicht das Fassbarste ist und man möglicherweise gerade den Begriff des Allerpositivsten nur negativ umgrenzen kann.)

Dic Geistigen — was bedeutet das? Es bedeutet (mit dreissig Buchstaben): Die, die sich verantwortlich fühlen. Man denke dabei nicht an jene augenrollenden kleinen Savonarolas, wie sie in schweren Zeiten zahlreich aufspriessen, auch keineswegs an „Schuld" und „Erbsünde". Verant-

wortlich heisst hier: zur Rechenschaft ziehbar — nicht für das Vergangene, aber für Zukünftiges. Sich verantwortlich fühlen: das Erlebnis seiner Sendung tragen; an der Welt fruchtbar leiden; von der Idee, sie zu verbessern, besessen sein — ohne zu überlegen, ob Befolgung der Idee auch dem Privatdasein Besserung bringe.

Das sind die Geistigen: Die Zweck-losen und Zielhaften, die Tollen des Soll, die Zerstörerischen, die Dionysier der Unzufriedenheit für Alle, . . . die mit der grossen Ich-Erweiterung.

Denen obendrein die magische Gabe ward, ihr Inneres „suggestiv zu äussern": ihr Fühlen, Denken, Wollen so ausströmen zu lassen, dass es ansteckt.

Obendrein; denn ist diese Gabe das Entscheidende? Nimmermehr! Ein Hilfsmittel wohl — kein Kriterium der Geistigkeit. Man unterschätze nicht den agitatorischen Belang von „Gestaltungskraft", und „Form" ist kein Anlass zu antiwelschen Kundgebungen; aber wesentlich bleibt, was gestaltet wird. Vielfach bewährt Können sich an üblem Wollen, auch an einem Wollen des Nichtigen oder an Nichtwollen; einzig jedoch das Wollen gilt, einzig das Was des Wollens.

Das Können, an sich, ist moralisch indifferent. Werte, als deren Werkzeug es auftritt, adeln es; als Werkzeug des Unwerts wird es zur Sünde. Eigenwert hat Können nirgends, ausser im System einer künstlerischen, das ist: spielerischen, Weltauffassung — die hoffentlich war. Sieht man tüchtige Technik an nichtiger Materie entwickelt, so kann man nur beklagen, dass Gott da einem Windbeutel gnädig verlieh, was er manchem Tieferen und Edleren ungnädig vorenthielt, der sehr verstanden haben würde, es zum Frommen der Menschheit zu verwenden: so bleibt Unwirksamkeit sein Los, ihr Schade.

Folglich ist es gut, wenn ein Geistiger auch Talent hat; aber wer Talent hat, ist darum nicht geistig. Was hätte die Verschwommenheit des üblichen Lyrikers, die Spiessigkeit

des üblichen Musikanten, die rohe Dummheit selbst des unüblichen Schauspielers mit Geist zu schaffen? Der revolutionäre Maler: welch ein Pinsel pflegt er zu sein!

Unser Bund wäre demnach alles eher als ein — möglicherweise gleichfalls, aber aus himmelweit anderen Gründen erstrebenswerter — „Zusammenschluss des Künstlervölkchens".

Auch ein Wissenschafterverband wäre er nicht.

Die Wissenschaften zerfallen in nützliche (zum Beispiel: Zahnheilkunde) und überflüssige (zum Beispiel: Rechtsgeschichte). Während nun eine nützliche Wissenschaft unentbehrlich ist, wie das Schustern, und mit Geist so viel zu tun hat wie das Schustern, hätte eine überflüssige schon mehr mit dem Geist zu tun als das Schustern — wenn sie nicht eben überflüssig wäre und Überflüssigkeit unter allen Umständen noch entfernter vom Geist als das Schustern.

Der Rest ist Philosophie.

Philosophie, ihrer Idee nach Geist, ja geistigster Geist, nämlich Quintessenz allen Geistes —: wie empörend haben die Eingesetzten diese edle Essenz zu verfälschen, zu welch ekler Flüssigkeit haben „Fachphilosophen" sie zu denaturieren beliebt! Es ist da seit Schopenhauer nicht besser, eher schlimmer geworden. Der Lehrstuhldenker benagt sein Sonderproblemchen und steht vor entscheidenden Fragen so ahndevoll wie ein Tuchagent.

„Man kann ohne Geist sogar ein grosser Gelehrter sein" — dieser Satz der „Götzendämmerung" gilt morgen, wie er gestern galt; und emotionsfeindlichen Aufgeblasenen, die, um sich mit einem Schein von Recht aller Verantwortung zu entziehen, jenen Begriff von „Wissenschaftlichkeit" buken, in dem Sterilität Sittenvorschrift ward — solchen Typen haben wir, wenn nicht den Garaus zu machen, so doch den Goldglanz zu zerstören, den der Bildungsmensch ihren Häuptern umhalluziniert.

Aber auch Weltnähere sind des Geistes nicht; mechanische Sozialpolitikusse ohne Pathos und Hintergrund, Klebe-

märkler, Bürokraten der Humanität, Reformierungsbeamte. Diese Spielart darf Organ sein: Subalterner mit einer Funktion, die der Gesetzgeberische (der Geist) ihm zuteilt.

Geist und Praxis — das war ehemals eine Antithese; heute bezeichnen diese Worte eine korrelative Abhängigkeit. Der Geist setzt die Ziele, die Praxis verwirklicht sie. Gehört zum Geiste mehr das Zusammensehen, das Allgemeine, so gehört zur Praxis mehr Spezialverstand und Kleinfleiss; Geist ist eher panisch, Praxis eher tüchtig. Nicht, wie früher, der Gegensatz von Kontemplation und Aktion, sondern der Akkord aus grundlinearem Wollen und Einzelvollbringung. Der Geist ist organisativ, die Praxis organisierend. Geist, der nicht Ziele setzte, nämlich „praktische" Ziele, wäre onanistischer Unfug; Praxis, die anderes als das durch den Geist Gebotene würde verwirklichen wollen, wäre Geschäft oder Paranoïk oder Sport. Wie der Geist der Praxis bedarf, um erfüllt zu werden, so bliebe Praxis ohne den Geist leer. Die Praxis ist der Arm des Geistes, der Geist das Hirn der Praxis. Praxis: das Feldheer; Geist: der Feldherr. Beide sind aufeinander angewiesen, keines kann des andern entraten.

Unter den lebenden Männern der Praxis, ich meine der politischen, war ja mancher anfänglich durchaus „Arm des Geistes", rutschte aber nach und nach aus dem Schultergelenk — bis er, schliesslich losgelöst, als bloss-noch-Arm durch die Welt fuchtelte. Diese abgetrennten Gliedmassen, anstatt den Verlust ihres Gehirnanschlusses aufs tiefste zu betrauern, brüsten sich vielmehr mit der gewonnenen Selbständigkeit und behandeln alle Gehirne sehr verachtungsvoll. Gelingt es nicht, sie wieder einzuverleiben, so muss man sie abtöten; sie austreten wie die zuckenden Fragmente eines Regenwurms. (Soviel, um jeden Zweifel zu zerstreuen, endgültig zur gestrigen Politik — der es an Geist gebrach, wie es dem gestrigen Geist an Politik fehlte.)

Noch eines ist festzustellen: Auch „die junge Generation" kann nicht beanspruchen, womöglich als Gruppe spezifisch Geistiger zu gelten. Junge Generation: lebt so etwas über-

haupt? Abwandlungsstadien einer Idee unter dem Bilde „Generationen" zu begreifen —: ziemlich einwandfrei. Aber man bedenke, dass dann, schlecht gerechnet, immer zwölf Generationen nebeneinander leben . . . und ein Erz-Ahn mit seinem Ururenkel am gleichen Tage geboren sein kann. Gelegentlich modert sogar der späteste Enkel schon, wann vordersten Altvordern eben der Flaum keimt.

Höchst bekämpfenswert bleibt die unsre Kultur durchseuchende Gerontophilie. Aber ich weiss Achtzigjährige, die „jünger" sind als die Mehrzahl der Gymnasiasten. Altersgenossenschaft bedingt nicht Glaubensbrudertum. Mich mit Personen meines Geburtjahrzehnts solidarisch zu erklären — darauf verzichte ich; so wie ich es auch ablehnen würde, etwa mit „Schriftstellern" solidarisch zu sein.

— Besteht jetzt Gewissheit darüber, was für Menschen den Bund bilden sollen? Wer des Geistes ist?

Der Weise nicht; dem fehlt Verwirklichungswille. Der Künstler nicht; dem fehlt Ethos (und oft logische Sauberkeit). Der Gelehrte nicht; dem fehlt Universalität. Der Wohlfahrtsmann nicht; dem fehlt . . . das Geheimnis.

So wird es am ende der Litterat sein (der ja vom Weisen, vom Künstler, vom Gelehrten, vom Wohlfahrtsmann . . . von jedem etwas hat) — wofern man sich freimacht von einem leider noch Nietzsche geläufigen Wortgebrauch, wonach „Litterat" den Skribenten mindern Kalibers, zumal den Unursprünglichen, Übernommenes Bearbeitenden, Zeugungsschwachen, den Vermittler, also Verwässerer und Zerschwätzer geistiger Werte, den Makler des Geistes bezeichnet, etwa das, was wir nachgerade „Feuilletonist" nennen. Eine neue Zeit schafft neue Begriffe . . . und muss sich vielfach mit alten Worten begnügen. Der Litterat von morgen wird der grosse Verantwortliche sein; der Geistige in Reinzucht; denkend, doch untheoretisch; tief, doch weltlich. Nicht nur, dass der Intellekt in ihm die Tat nicht mehr hemmt: all sein Intellekt wird zur Tat hinzielen. Er ist der Aufrufende, der Verwirklichende, der Prophet, der Führer.

Ein stärkster Typus seit Jahrhunderten: Grundsteinleger der topischen Utopie. In diesem Sinne war Moses Litterat (der auf Stein schrieb, auf Volk, auf Ewigkeit); in diesem Sinne war Luther einer. In diesem Sinne: Nietzsche selbst — obgleich erst mit posthumer Wirkung.

Es gibt zweierlei: zu den Ereignissen Worte machen, und: durch Worte Ereignisse machen. Reportage und Prophetie; nichts Drittes. „Litterat" wird hier genannt, wem „durch Worte Ereignisse zu machen", kraft eines ungeheuren Erlebens dauernd pflichtmässiger Vorsatz ist.

Der „homme artiste" bleibt Reporter — noch wo er die Dinge mit Nein anredet. Ein grosser Satiriker, unlängst, beschwerte sich, weil man ihn einen Kämpfer hiess; er war stolz darauf, nur Künstler (und zwar des Worts) zu sein; auf den Knien dankte er täglich der himmelstinkenden Aussenwelt, dass sie ihm Stoff liefere. Unrat düngte seinen Acker; ihm war der Acker das Wichtige, nicht: die Beseitigung des Unrats. Eine teufellose Erde hätte ihn zum Selbstmord getrieben; denn keineswegs auf das Himmelreich kam es ihm an, vielmehr darauf, glänzende satirische Prosa zu schreiben.

* *
*

Die Idee des Bundes ist geboren, ihre Notwendigkeit dargetan, der Typus seiner Genossen umzirkt. Und lebt selbst niemand, der den Typ völlig erfüllte, so weiss ich doch viele, die auf ihn lossteuern. Schon ihn als höchste Wünschbarkeit zu sichten, beweist etwas.

Dieser Bund ist kein „Goethebund". Weder wird er, wie jener, sich aus Kirchenlichtern zusammensetzen, die unter dem Strich liberaler Journale als Sterne spazierengehn, .. aus Darwinisten, Sudermännern, Oppositions-Stadträten; noch wird er (wie jener) sein Hervortreten auf Verteidigung beschränken — zumal auf Verteidigung des kostbaren Guts der unzüchtigen Ansichtskarte.

Der Bund, den wir meinen, ist offensiv. Er hat sein Gedankenbild von deutscher, von europäischer Koexistenz;

seine strahlende Vorstellung vom Zusammenleben der ganzen Menschheit. Er ruht nicht, er rastet nicht, bis diese Vorstellung real geworden: so fiel ihm, wie dem Geiste selbst, eine unendliche Aufgabe zu. Kluges Grinsen der Spötter macht ihn nur stärker; er weiss ja, dass die skeptische Prognose nichts ist als der intellektualisierte Mangel an Pflichtbewusstsein und Wagemut.

Seine Ideen bringt er mit; seine Techniken und Methoden wird er durch Übung entwickeln. Grosse, ich möchte sagen pindarische, Propaganda der Grundsätze wird nebeneinanderlaufen mit tausendfältiger organisativer, polemischer, taktischer Kleinarbeit. Ein Orden — doch unfromm; eine Loge — ohne den Mysterienschnickschnack eines sonst verlornen Spiessertums.

Überhaupt: nichts von Geheimbündelei! Die Offensive dieser himmlischen Schar muss sich in heller Öffentlichkeit vollziehen; dass wir dasind, bloss da-sind, kann garnicht oft genug demonstriert, garnicht dick genug unterstrichen werden. Unser Vorhandensein soll als ein kontinuierliches Mene-Tekel flammend am Horizont aller Bürger stehn.

Die Disziplin, welche im Bunde zu herrschen hat, darf sich der Zucht in Armeen um soviel nähern, wie sie sich von jener Zigeunerei und Laxheit entfernen muss, die unter Genialischen als Tugend wütet. Zuverlässigkeit ist die Hauptsache — Zuverlässigkeit auch im Geringfügigsten und scheinbar kalt-Administrativen. Vor allem natürlich: Zuverlässigkeit in Hinsicht auf den Charakter; Solidarität; ich meine das Gegenteil von Verräterei. Die Pflicht geschlossnen Auftretens nach aussen gebietet den Verbundenen zwar keineswegs, ihre Grenzen gegeneinander zu verwischen; aber es wäre schon Verrat, wenn einer etwa im Feuilleton einer Tageszeitung den Expressionismus, selbst mit treffenden Gründen, verulkte. Der vom linken Ufer hat den Boden des rechten nicht zu betreten — es sei denn als Feind. Gegen Verräter müsste man schonungslos mit Boykott vorgehn.

Ich kann mir eine Gliederung des Bundes denken . . . in

lauter kleinere Einzelbünde, die nach Städten (Kulturzentren) gesondert sind und ihre halbe Souveränität haben. Die Häupter der Kleinbünde bilden, als Gemeinschaft, das Haupt des grossen; sie setzen vielleicht ein Triumvirat ein, in dessen Hände sie die oberste Leitung legen. Dies Triumvirat ist mit weitesten Befugnissen ausgestattet; es repräsentiert, anders als Akademien, Kongresse und Schutzverbände, den deutschen Geist . . . und tritt, am geeigneten Tage, mit der entsprechenden Repräsentanz des französischen Geistes, des russischen Geistes, des ungarischen, irischen, italienischen, skandinavischen, des Geistes der übrigen Völker zusammen — zum Bau eines Bundes aller Geistigen der Erde.

Ein Automatismus liesse sich aussinnen, der verhüten würde, dass diese Bünde je altern; der erzielte, dass, wenigstens auf ein Jahrhundert hinaus, stets der echte Geist, nie ein gesellschaftlich erstarrter, in ihnen das Zepter führt.

Und das Problem der „Urzeugung" wäre wahrhaftig leicht zu lösen! Nichts als der gemeinsame Wille einer selbst kargen Vielzahl auf einem beliebigen Platze des Planeten täte not. Welches die Bedingungen der Teilnahme sind? Darüber werden die entscheiden, die sich, unter gegenseitiger Billigung, als erste zu solchem Bunde, als Ur- und Stammzelle des Bundes zusammenschlossen. Wer dann zur Teilnahme berechtigt ist, der ist — zur Teilnahme verpflichtet!

Aber das Programm? Dass wir eins brauchen, steht fest. Für den Erdbund würde vielleicht der Satz genügen: *Da alle bisherige Erfahrung zeigt, dass die Verwalter der Nationen auf das blosse Wort des Geistes nicht hören, müssen die geistigen Menschen selbst die Verwaltung der Erde in die Hand nehmen.*

Doch bevor wir Kosmopoliten, sogar bevor wir Europäer sind, sind wir Deutsche. Wer das bestreitet, lügt oder ist ein seelischer Krüppel. Noch der „radikalste" Franzose, und gerade er, wird ein . . radikaler Franzose sein; nur in Deutschland kann es geschehen, dass umgekippter Chauvinismus seine Scheuklappe mit den Farben des Feindes bemalt und, statt ein Regime zu bekämpfen, die Seele der Heimat lästert.

Wir lieben Deutschland inniger als die Welt — und müssen darum dringender als die Durchgeistigung der Welt die Durchgeistigung Deutschlands wünschen. Die nächste Aufgabe wäre demnach nicht: ein hysterisches Ausstrecken internationaler Fangarme; die nächste wäre: Gründung des Bundes der Geistigen deutscher Zunge.

Und dieses engeren, dieses dringenderen Bundes Programm — wir kommen nicht drumherum, zum Frommen aller, die Klarheit suchen, zum Frommen auch der eignen Klärung in nüchterner Punktation es festzustellen.

Auf die Gefahr hin, jenen Rest von Achtung, den die unentwegt Tiefsinnigen, die weltfern begriffestrickenden Magier, die Anhänger molkichter Transzendenz noch allenfalls für mich hegen, mir auch den letzten Rest des Wohlwollens der Metaphysikleute endgültig zu verscherzen — wag' ich's und setze (mit einem Gefühl entschiedener Vorläufigkeit) den Entwurf her. Will weder Andere damit festlegen noch mich; will nur Konkretes zur Debatte bringen, das mir heftig am Herzen liegt . . . und, wie ich hoffe, nicht mir allein.

Abschaffung des Krieges. Ich stelle diese Forderung in aller Unbedingtheit. Ich vermag einigen Freunden nicht beizupflichten, die behaupten, Krieg sei ein Ding Gottes, falls es um Gott, nämlich den Geist, geht. Der Krieg kann kein erlaubtes Machtmittel des Geistes sein; denn er ist kein mögliches. Physische Überlegenheit beweist nichts. Wo steht geschrieben, dass die geistig stärkere Partei, die Partei des reineren Denkens, der edleren Idee . . . körperlich siegen müsse? Hätte jetzt Russland gesiegt: ich würde mir doch nicht nehmen lassen, dass gegen Nietzsche Herr Ssolovjew ein elender Stümper ist. Somatische Superiorität hat mit geistiger nichts gemein; deshalb zwingt den Geist sein eigenstes Interesse, somatischen Krieg absolut abzulehnen.*)

*) Diese grundsätzliche Stellungnahme ist von einer Bewertung historischer Ereignisse sehr verschieden. Ich glaube, dass Wilhelm II. und Bethmann Hollweg im Sommer 1914 so ethisch handelten, wie es unter den Umständen jener Tage überhaupt möglich war.

Beförderung des Ausleseprozesses durch gleichmässigere Verteilung der äusseren Lebensgüter.

Gewährung eines Existenzminimums an jedes Staatsmitglied. Arbeitslosenversicherung; Versorgung derer, die geistig schaffen.

Befreiung aller Liebe.

Rationalisierung der Kindererzeugung nach eugenischen Gesichtspunkten.

Beschränkung des Strafrechts auf Interessenschutz.

Abschaffung der Todesstrafe.

Schutz vor Psychiatrie. Womit nicht das vielfach Menschenfreundliche dieser Einrichtung geleugnet, aber die Gefahr statuiert werden soll, die, insonderheit für den Geist, aus dem Walten einer „Wissenschaft" fliesst, welche unfähig ist oder, vor lauter Vorliebe fürs Mittelmässige, instinktiv nicht gewillt, die Begriffe des Regelwidrigen (Abnormen) und des Krankhaften (Pathologischen) zu unterscheiden.

Umgestaltung der höheren Erziehung. Statt Lernschulen: Denkschulen; anstelle der grundsätzlichen Bindung an die Vergangenheit: grundsätzliche Bindung an die Zukunft. Nicht Berufsvorbereitung, sondern Hinführung zu ideelichem Leben. Zugänglichkeit dieser „Kulturschule" für die erlesene Jugend aller Schichten des Volks.

Herstellung der wahren Universitas litterarum; also Erlösung der bestehenden aus alexandrinischem Wuste; Freilegung des wirklich Geistigen in ihr, das fast überall unter Haufen positivistischen Schuttes begraben liegt. Auch Immunisierung der Alma Mater gegen den entgeistigenden Einfluss handwerklich-utilistischer Disziplinen: Abtrennung von Fachschulen zur Lehre des bloss-Nützlichen. Die Katastrophe der Universität: sie verwandelt sich aus einer Fabrik, die dem Staat Beamte, Advokaten, Geburtshelfer liefert, in eine Anstalt zur Aufzucht von Platonikern, in eine echte Hoch-Schule und Hochburg des Geistes.

Eroberung der Zeitungen, die nicht länger Inseraten-Unternehmen bleiben dürfen, abhängig von den armseligen Nei-

gungen des Kretins, der sie liest, und den schmierigen des Jobbers, der sie leitet; die vielmehr, dem Kapital entwunden, Werkzeuge der Erziehung werden müssen — der Erziehung des Volkes durch den Geist zum Geist.

Kampf gegen das Kirchentum, wofern es fortfährt, sich dem Willen des Geistes zu widersetzen.

Kampf gegen die Parlamente, wofern sie fortfahren, sich dem Willen des Geistes zu widersetzen.

Kampf gegen alle Sterne bürgerlicher Gebildetheit, wofern sie es wagen, fortzufahren, sich dem Willen des Geistes zu widersetzen.

Nicht: Negation um der Negation willen. Nicht: eine Regierung angreifen, bloss weil sie Regierung ist. Es lassen sich aktive Minister, es lassen sich selbst Generale denken, mit denen sich unsereiner leichter verständigen könnte, als mit manchem demokratischen Professor der Bio-, Psycho-, Zoo- oder Soziologie. (Mit denen sich unsereiner also verständigen sollte!) Und die „Jüngsten der Litteratur", ich kann mir nicht helfen, sind oft rückschrittlicher als die Ältesten der Kaufmannschaft! Was aber das Papsttum anlangt — das sich, während des Krieges, gerade bei Ketzern nur Sympathien erwarb —, so dürfte noch garnicht übersehbar sein, ob diese immerhin einzige geistige Grossmacht der Geschichte (anders freilich, als gewisse Philosophaster sich's vorstellen) nicht in ihrer spätesten Entwicklung vielleicht zusammentrifft mit der spätesten Entwicklungsform jener selben geistigen Bewegung, deren unverkennbarer Antipode es heute noch ist. — Gegen solche Möglichkeiten darf der Bund sich nicht bornieren.

Einführung der Monarchie — des Besten; von Platon Aristokrateia genannt. (Unsterblichste Stelle seines Lebenswerks: „Bevor nicht in den Staaten die Philosophen Könige sind oder die Könige und Machthaber Philosophen, tüchtige übrigens und tiefe; bevor nicht in eines zusammenfallen: der Geist und die Macht —, jenen Vielen aber, die heute auf beides getrennt ausgehn, die Strasse dorthin unerbitt-

lich verlegt wird, ... eher nimmt das Elend kein Ende, mein lieber Glaukon, der Staaten nicht und nicht des Menschengeschlechts.") Im Gegensatz zu einem Prinzip, das der blinden Natur die Herrschaft überlässt: Verwirklichung dieses Vernunftgedankens — auf verfassungsmässigem Wege.

Schaffung eines mit gesetzgebender Gewalt ausgestatteten deutschen Herrenhauses, das aus den geistigen Führern der Nation bestünde.

Staatsrechtliche Vereinigung aller Staaten; Vorbereitung dazu: der Mitteleuropäische Staatenverband. Vorbereitung der Vorbereitung: unsrer Diplomatie wird Geist injiziert.

Unbedingter Schutz der Gedanken-, Rede- und Pressfreiheit; um ihretwillen, wo erforderlich, Bündnisse mit jeder überhaupt oppositionellen Richtung, Gruppe, Partei.

Dies sind unheilige Ziele; und ich gebe sie gern dem Spott jener heiligen Männer preis,die — viel zu heilig, um verantwortlich zu fühlen — zeitlichem Erneuerertum die „mystische Union mit Gott" (das private Beschlafen des Absoluten) vorziehn, und denen „Verwirklichung" nichts als die esoterische Vokabel ist, mit der sie einen egozentrischen Akt umbrämen.

Auf das Paradies folgte die Hölle; auf die Hölle der Staat (der bisher wie ein gutgemeintes, doch reichlich missglücktes Experiment aussah); aus dem Staat muss der Geist uns zum Paradiese zurückführen.

Seien wir der Geist!

Sein Weg: lang, beschwerlich und voller Opfer; aber der einzige, den es zu schreiten lohnt. Seien wir der Geist; marschieren wir; mit irdisch-festem Fuss, — im Auge Unendlichkeit!

Wartet wenige Tage; dann ruft die hellste Drommete: Der Friede ist geschlossen. Der Krieg beginnt.

Die wichtigsten Schriften der Mitarbeiter

Von Heinrich Mann:

Alle Romane; besonders:

Die Göttinnen. 3 Bände, Berlin.

Zwischen den Rassen. Berlin.

Die kleine Stadt. Leipzig.

Der Untertan, bis jetzt nur in „Zeit und Bild" erschienen, und auch dort nicht vollständig; anfangs August 1914 wurde er abgebrochen.

Alle Novellen; besonders:

Pippo Spano, in „Flöten und Dolche". Berlin.

Alle Dramen.

Alle Aufsätze; besonders:

Der Bauer in der Touraine. „Das Forum", München, I. Jahrgang, 1914.

Zola. „Die Weissen Blätter", Leipzig, II. Jahrgang, 1915.

Von Hans Blüher:

Wandervogel. Geschichte einer Jugendbewegung. 2 Bände.

Die deutsche Wandervogelbewegung als erotisches Phänomen. Ein Beitrag zur Erkenntnis der sexuellen Inversion. Beide: Berlin-Tempelhof.

Von Rudolf Kayser:

Wedekinds „Franziska". „Pan", Berlin, II. Jahrgang, 1911/12.

Vom neuen Humanismus. „März", München, VII. Jahrgang, 1913.

Das russische Gesicht. „Der Neue Merkur", München, II. Jahrgang, 1915/16.

Von Leonard Nelson:

Über das sogenannte Erkenntnisproblem. Göttingen.

Ethische Methodenlehre. Leipzig.

Sonderdrucke aus den „Abhandlungen der Fries'schen Schule", Göttingen:

Über wissenschaftliche und ästhetische Naturbetrachtung.

Ist metaphysikfreie Naturwissenschaft möglich?

Die Unmöglichkeit der Erkenntnistheorie.

Die Theorie des wahren Interesses und ihre rechtliche und politische Bedeutung.

Die kritische Ethik bei Kant, Schiller und Fries. Eine Revision ihrer Prinzipien.

Ferner:

An die freie deutsche Jugend und ihre Freunde. In dem Sammelheft „Freideutsche Jugend", Jena 1913.

Die philosophischen Grundlagen des Liberalismus. In dem Sammelheft „Was ist liberal?", München 1910.

Von Kurt Peschke:

Politik als Wissenschaft und Philosophie. „Archiv für systematische Philosophie", Band 16.

Der Zweckgedanke in der Rechtsphilosophie. Ebenda, Band 17.

Von Alfred Kerr:

Das Neue Drama. Erste Reihe der Davidsbündlerschriften. Berlin, 1. Auflage 1905.

Ferner: alle seitdem erfolgten Veröffentlichungen in den Zeitschriften „Die Neue Rundschau", „Pan", „Zeit-Echo" und im Roten „Tag".

Von Max Brod:

Schloss Nornepygge. Der Roman des Indifferenten. Berlin.

Das tschechische Dienstmädchen. Berlin.

Anschauung und Begriff. Grundzüge eines Systems der Begriffsbildung. (In Gemeinschaft mit Dr. Felix Weltsch.) Leipzig.

Tycho Brahes Weg zu Gott. „Die Weissen Blätter", Leipzig, II. Jahrgang, 1915.

Von Eduard David:

Sozialismus und Landwirtschaft. Berlin.

Referenten-Führer. Anleitung für sozialdemokratische Redner. Berlin.

Die Sozialdemokratie im Weltkrieg. Berlin.

Von Franz Werfel:

Die Gedichtbücher:

Der Weltfreund.

Wir sind.

Einander.

Ferner:

Die Versuchung. Ein Gespräch des Dichters mit dem Erzengel und Luzifer. — Sämtlich Leipzig.

Von Ludwig Rubiner:

Alle Aufsätze; besonders, in der Zeitschrift „Die Aktion“, Berlin-Wilmersdorf, II. bis IV. Jahrgang, 1912/14:

Der Dichter greift in die Politik.

Brief an einen Aufrührer.

Die Psychoanalyse vor dem Geist.

Aufruf an Litteraten.

Maler bauen Barrikaden.

Von Gustav Wyneken:

Schule und Jugendkultur. Jena.

Was ist Jugendkultur? München.

Die Neue Jugend. Ihr Kampf um Freiheit und Wahrheit in Schule und Elternhaus, in Religion und Erotik. München.

Der Krieg und die Jugend. München.

Der Gedanke der Freien Schulgemeinde. Dem Wandervogel gewidmet. Leipzig.

Kabinett gegen Freie Schulgemeinde. Eine Abrechnung mit der Bureaukratie und ein Appell an die Öffentlichkeit. München.

Von Rudolf Leonhard:

Aus den Schlachten. Gedichte. Leipzig.

Von Walter Benjamin:

Aufsätze, besonders in der Zeitschrift „Die Freie Schulgemeinde“, Jena.

Von **Ernst Joël**:

Die Jugend vor der sozialen Frage. Jena.

Der soziale Bourgeois. „Der Aufbruch", Jena, I. Jahrgang, 1915.

Von **Hedwig Dohm**:

Sibilla Dalmar.

Schicksale einer Seele.

Schwanenlieder.

Antifeministen.

Die Mütter. — Sämtlich Berlin.

Von **Alfred Wolfenstein**:

Die gottlosen Jahre. Gedichte. Berlin.

Von **Arthur Drey**:

Gedichte, in der Sammlung „Der Kondor", Heidelberg 1912.

Von **Kurt Hiller**:

Das Recht über sich selbst. Eine strafrechtsphilosophische Studie. Heidelberg.

Die Weisheit der Langenweile. Eine Zeit- und Streitschrift. 2 Bände, Leipzig.

Herausgegeben und eingeleitet: **Max Steiner**: *Die Welt der Aufklärung*. Nachgelassene Schriften. Berlin.

Die Leser seien noch auf die Broschüre „*Aufruf zum Sozialismus*" des hervorragenden **Gustav Landauer** hingewiesen, dessen Nichtmittun an diesem Buch der Herausgeber herzlich bedauert.

★

Druck von Mänicke und Jahn in Rudolstadt